Die Besetzung der Tschechoslowakei durch das Deutsche Reich 1938/39 und die Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien am Ende des Zweiten Weltkrieges sind dunkle Kapitel der gemeinsamen Geschichte. Diese Ereignisse liegen mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, doch ihre Folgen sind bis heute spürbar – auch für die dritte Generation.

Die Nachgeborenen in Deutschland haben längst dort Heimat gefunden, wo sie heute leben. Doch sie suchen – ähnlich wie Gleichaltrige in Tschechien – in einer Zeit, in der die Erlebnisgeneration abtritt, nach einer Form des Umgangs mit ihrem schwierigen Erbe.

Ralf Pasch, selbst Nachkomme von Deutschen aus Böhmen, hat fünfzehn Enkel aus Deutschland, Tschechien und Österreich dazu befragt, ob es ihnen vor dem Hintergrund ihrer Familiengeschichte gelingt, sich zu versöhnen.

ISBN 978-3-95462-236-8
9 783954 622368

Ralf Pasch

Die Erben der Vertreibung

Ralf Pasch

Die Erben der Vertreibung

Sudetendeutsche und Tschechen heute

mdv
mitteldeutscher verlag

Ralf Pasch

Die Erben der Vertreibung

Ralf Pasch

Die Erben der Vertreibung

Sudetendeutsche und Tschechen heute

mitteldeutscher verlag

Abbildungen: S. 16: Bene Benedikt; S. 28: Michael Pullmann; S. 39: Miroslava Olšinová; S. 52, 143, 155, 194: Ralf Pasch; S. 63: privat; S. 75: Jiří Preclík; S: 85: Jochen Biedermann/undkonsorten; S. 99: Mario Hierhager; S. 119: Andrés Elizundia; S. 129: Erich Peter; S. 166: privat; S. 179: Jan Němec

2., durchgesehene und verbesserte Auflage 2022
© 2014 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagabbildung: Mario Hierhager
Gesamtherstellung: Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale)

ISBN 978-3-95462-236-8

Printed in the EU

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage 6

Sebastian Benedikt: Das Wichtigste ist, dass es nicht vergessen wird 15
Matěj Spurný: Auch wir haben etwas verloren 27
Jiří Glabazňa: Auf dem Weg zu den Wurzeln 38
Erik Buchholz: Der Unterschied zwischen „daheime“ und „zu Hause“ 51
Ulrich Miksch: Im Sinne der Herkunft tätig sein 62
Tomáš Okurka: Klischees abbauen 74
Pirmin Hauck: Fröhlicher Europäer 84
Antonia Goldhammer: Über den Tellerrand schauen 98
Pavel Bobek: Die Beneš-Dekrete sind kein Hindernis 118
Petr Rojik/Soňa Šimánková: Halb und halb 128
Martin Dzingel: Tiefe Spuren 142
Michael Maringer: Ein Bein im Sudetenland 154
Eva Bendl: Nicht Südmährerin, sondern Schwäbin 165
Petr Joza: Der Archäologe 178
Sandra Kreisslová: Mutter- und Vatersprache 193

Nachwort 203

Glossar 210
Anmerkungen 217
Stationen tschechisch-deutschen Zusammenlebens 227
Literatur 232

Vorwort zur zweiten Auflage

Als ich im Jahre 2009 mit der Arbeit an der ersten Auflage dieses Buches begann, fand in Augsburg zum 60. Mal der Sudetendeutsche Tag statt. Dort zeigte die von tschechischen Studenten gegründete Bürgerinitiative Antikomplex ihre Ausstellung über das „Verschwundene Sudetenland“. Im selben Jahr erschienen in Zeitungen Artikel über „Eine Generation auf der Suche“[1] und die „Enkel der Vertriebenen“[2]. Ich bin selbst ein solcher Enkel, da meine Großeltern väterlicherseits aus Nordböhmen kommen. Statt nach meinen Wurzeln suchte ich jedoch Antworten darauf, wie Deutsche und Tschechen meiner Generation mit der gemeinsamen Geschichte umgehen, ob es ihnen gelingt, Bewegung in eine scheinbar festgefahrene Debatte zu bringen. Die dritte Generation, so scheint es, schlägt neue Töne an, fordert in Deutschland wie in Tschechien nicht nur von der jeweils anderen Seite, sondern auch in den eigenen Reihen eine kritische Diskussion. Dieses Buch stellt einige solcher Enkel vor.

Es gibt immer weniger Menschen, die den Krieg und dessen unmittelbare Folgen bewusst erlebt haben. Das Aussterben der „Erlebnisgeneration“ hat zur Folge, dass das „kommunikative Gedächtnis“[3], wie es sich im Alltag über drei Generationen hinweg bildet, aufhört zu existieren. Was kommt danach? Tritt die dritte Generation das Erbe der Großeltern an – und falls ja, wie wirkt sich das auf deren Identität und die politische Sozialisation aus? Welche Rolle spielen die Enkel in der Sudetendeutschen Landsmannschaft? Fühlen sich die Nachkommen der nach 1945 in der Tschechoslowakei „Verbliebenen“ noch als Deutsche? Und welche Sicht haben Tschechen, deren Großeltern die deutsche Besatzung, das Kriegsende und die Vertreibung aus einer ganz anderen Perspektive erlebt haben?

Dies sind einige Fragen, die ich während meiner Recherche stellte. Ab 2009 suchte ich Gesprächspartner in Deutschland, Österreich und

Tschechien. Ein Kriterium für die Auswahl auf deutscher und österreichischer Seite war, dass die Großeltern aus Böhmen oder Mähren stammen und die Zeit vor 1945 bewusst erlebt haben. Die zweite Generation sind in diesem Konzept die kurz vor oder nach Kriegsende Geborenen. Deren Kinder bilden nach meinem Verständnis die dritte Generation, es sind etwa die Jahrgänge zwischen 1960 bis 1980. Ich sehe diese Gruppe als politische Generation, die „eine bestimmte Ausprägung des Denkens, Fühlens und Handelns als verbindend empfindet“[4].
Meine deutschen und österreichischen Interviewpartner verbindet, dass sie sich ganz bewusst jenem Teil ihrer Familiengeschichte widmen, der Bezüge zum heutigen Tschechien hat. Bei einigen von ihnen führte dies zu einer über das Private hinausgehenden Beschäftigung, sei es beruflich oder politisch. Die Interviewpartner auf tschechischer Seite kommen aus derselben Generation, gehören zur deutschen Minderheit oder sind in Projekten, Organisationen oder Institutionen tätig, die sich der Thematik angenommen haben.

Zwei Seiten der Erinnerung

Die in diesem Buch porträtierten Menschen kommen aus verschiedenen Gesellschaftssystemen. Die Art und Weise, wie Nationalsozialismus, Krieg und Vertreibung thematisiert wurden, war bis 1989 in der Bundesrepublik und in Österreich eine ganz andere als in der DDR und in der Tschechoslowakei. Deshalb wählte ich mit Erik Buchholz und Ullrich Miksch zwei Betroffene aus den neuen Bundesländern aus.
In der Bundesrepublik und in Österreich hatten sudetendeutsche Vertriebene sehr bald nach Kriegsende Organisationen gegründet, die ihre ganz eigene Form von Erinnerungspflege etablierten, um Unterstützung in der Politik warben und – quer durch die Parteienlandschaft – auch fanden. Neben einer Sudetendeutschen Jugend bildeten sich – ein Spezifikum in der Vertriebenenszene – „Gesinnungsgemeinschaften“ mit unterschiedlicher politischer Ausrichtung. Daneben gibt

es diverse Heimatkreise, in denen sich ehemalige Bewohner einer Region Böhmens, Mährens und Schlesiens bis heute treffen.
In der DDR wurden Versuche, Treffen von Vertriebenen zu organisieren, strikt unterbunden, die Integration der „Umsiedler“ wurde sehr früh als erledigt angesehen, eine öffentliche Form von Erinnerung konnte sich unter solchen Umständen nicht entwickeln, sie blieb auf das Private reduziert. Nach dem Mauerfall bekam die Sudetendeutsche Landsmannschaft Zulauf aus den neuen Bundesländern.
Wie die DDR veränderten die Ereignisse des Jahres 1989 auch die tschechische Gesellschaft. Eine Folge der Samtenen Revolution ist ein neuer Umgang mit der Geschichte. War der Beitrag der einstigen deutschsprachigen Bewohner dazu lange tabu gewesen und lediglich in Dissidentenkreisen thematisiert worden, gibt es seit einigen Jahren in der Öffentlichkeit – gerade bei der jüngeren Generation – ein wachsendes Interesse an diesem Erbe. Inzwischen werden nicht nur die Umstände der Vertreibung von tschechischen Historikern näher untersucht,[5] sondern auch die vorherigen Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte intensiver betrachtet.

Neuerfindung

Der Generationenwechsel hinterlässt in der Sudetendeutschen Landsmannschaft seine Spuren. Die „Erlebnisgeneration“ wird zunehmend durch die „Bekenntnisgeneration“ abgelöst. Das spiegelt sich in der personellen Zusammensetzung der Landsmannschaft wider: Der Bundesvorsitzende Franz Pany ist Jahrgang 1957, der Sprecher der „Volksgruppe“ Bernd Posselt lediglich ein Jahr älter. Posselt fühlt sich trotzdem als „waschechter Sudetendeutscher“[6]. Der Umbruch wird sich in den nächsten Jahren noch verstärken, wenn die – bereits nachrückende – dritte Generation mehr und mehr Einfluss gewinnt. Fraglich ist, was im Zuge dessen von der Landsmannschaft und den von

ihr erfundenen Ritualen übrig bleiben wird. Die Organisation erhebt seit ihrer Entstehung den Alleinvertretungsanspruch. Nur ein Teil der Betroffenen wurde jedoch Mitglied, auch wenn viele von ihnen regelmäßig zum Sudetendeutschen Tag pilgerten. Seit Jahren schwinden die Mitgliederzahlen, Heimatstuben müssen geschlossen werden, weil sich niemand mehr um sie kümmert.

Im Zuge dieses Wandels denkt der eine oder andere über eine „Neuerfindung der Sudetendeutschen“[7] nach. Nachwuchsorganisationen haben damit längst begonnen. Seit die Grenzen offen sind, findet unter Jugendlichen aus Deutschland und Tschechien ein reger Austausch statt. Mit Sojka gründete sich ein tschechischer Partnerverband der Sudetendeutschen Jugend, ein Porträt stellt mit Pavel Bobek einen Sojka-Gründer vor. In der Sudetendeutschen Jugend oder der Jungen Aktion – Jugendverband der christlich geprägten Ackermann-Gemeinde – gibt es immer mehr Mitglieder ohne „Vertriebenenhintergrund“.

Der Abstand zu den Ereignissen scheint den Enkeln den Umgang mit der Vergangenheit – das „Weiterleben“[8] – zu erleichtern, die Distanz ermöglicht ihnen einen anderen Zugang als den Eltern, die sich oft der ritualisierten Erinnerung an eine Heimat verweigerten, die sie nur vom Hörensagen kannten. So mancher aus der Erlebnisgeneration fand in seinen Enkeln interessierte Zuhörer, die jedoch nicht nur die Geschichten über die Heimat und die Erlebnisse bei der Vertreibung hören, sondern auch wissen wollten, wie die erste Generation in die politischen Strukturen vor 1945 eingebunden war. Eva Bendl etwa fragte ihre Großeltern, wie sie es mit den Nazis hielten. Sebastian Benedikt setzte sich mit der Karriere seines Urgroßvaters als NSDAP-Mitglied und Journalist auseinander.

Was verbindet diese Generation mit dem viel ge- und missbrauchten Begriff „Heimat“? Fühlen sich die Enkel als Böhmen, Mährer oder Sudetendeutsche? Pirmin Hauck von der Ackermann-Gemeinde sagt, Heimat ist für ihn die Gegend, in der er aufgewachsen ist, das ist das Dreiländereck Deutschland, Frankreich, Schweiz, er bezeichnet

sich als „fröhlichen Europäer“. Antonia Goldhammer von der Sudetendeutschen Jugend stellt im Duktus ihrer „Landsleute“ klar, es wäre Verrat, wenn sie anstelle von Bayern Böhmen als ihre Heimat ansehen würde.

Musealisierung

Mit dem Generationenwechsel wird sich die Erinnerungskultur der Sudetendeutschen verändern, diese Erkenntnis reift inzwischen auch in den eigenen Reihen. So heißt es etwa in der internen Debatte über die Zukunft der Heimatstuben: „Der bevorstehende Generationenwechsel gefährdet diese verdienstvolle Leistung der Bewahrer sudetendeutschen Kulturgutes.“[9] Eine Folge dieser Entwicklung ist der Plan für ein Sudetendeutsches Museum in München. Der dafür vorgesehene Anbau an das Sudetendeutsche Haus soll erklärtermaßen keine „Super-Heimatstube“[10] werden, sondern die „ganze Geschichte“[11] des Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen sowie dessen Ende erzählen. Die Zeit wird zeigen, wie ernst dies gemeint ist. Im ersten Konzept war zu lesen, das Museum strebe eine „Multiperspektivität“[12] an, die die Sicht von Deutschen, Tschechen und Juden gleichermaßen berücksichtigt.
Im wissenschaftlichen Beirat des Museums sitzen auch tschechische Spezialisten, geplant ist eine Zusammenarbeit mit dem – deutlich früher in Angriff genommenen – Museum für die deutschsprachigen Bewohner der böhmischen Länder in Ústí nad Labem/Aussig. Bleibt zu hoffen, dass die Zusammenarbeit in diesem Fall besser funktioniert als bei den Vorbereitungen für das in Berlin geplante Zentrum gegen Vertreibungen. Da zog sich eine tschechische Vertreterin aus dem wissenschaftlichen Beirat zurück, weil ihrer Meinung nach die deutsche Perspektive auf das Thema dominierte.[13]

Das Museum in Ústí ist ein Beispiel für den allmählichen Wandel im Umgang mit der Vergangenheit in Tschechien. Ein weiterer Schritt auf diesem Weg war ein von der tschechischen Regierung initiiertes Forschungsprojekt über den Widerstand sudetendeutscher Kommunisten, Sozialdemokraten und Christen gegen den Nationalsozialismus. Die Wiederentdeckung dieser „Helden der Hoffnung“[14] trug mit dazu bei, dass die Rolle der Sudetendeutschen differenzierter betrachtet wird und das Stereotyp, alle hätten die Vertreibung verdient, inzwischen nicht mehr haltbar ist. Schon seit 1990 arbeitet eine deutsch-tschechische Historikerkommission die Geschichte der Nachbarländer auf.

Wenn die sudetendeutsche Seite von der tschechischen einen kritischen Blick auf die Geschichte fordert, darf nicht vergessen werden, dass eine Aufarbeitung der Vergangenheit der Landsmannschaft noch aussteht. Auch dort setzten, wie in vielen Bereichen der Nachkriegsgesellschaft, Nationalsozialisten ihre Karriere fort.[15] Wenn es das Sudetendeutsche Museum ernst meint mit der Darstellung der „ganzen Geschichte“, muss es auch die politische Vergangenheit der Gründer der Landsmannschaft in den Blick nehmen. Und schließlich gehört zum historischen Kontext der Vertreibung auch die – von den meisten Sudetendeutschen begrüßte – Besetzung der Tschechoslowakei mit all den Verbrechen gegen politisch Andersdenkende, Tschechen und Juden.

Das Museum in Ústí dokumentiert außer der Vertreibung und der Erinnerungskultur der Sudetendeutschen nach 1945 auch die Jahrhunderte des – nie konfliktfreien, doch stets auch gegenseitig inspirierenden – Zusammenlebens zwischen Tschechen und Deutschen. Mit dem sogenannten Abschub entledigte sich der tschechoslowakische Staat nicht nur eines Teils seiner Bevölkerung, er beraubte sich auch in einigen Regionen seiner ökonomischen und kulturellen Basis. „Nicht nur die Sudetendeutschen, auch wir selbst haben etwas verloren“, sagt Matěj Spurny, einer der Mitbegründer der Bürgerinitiative Antikomplex. In den tschechischen Gebieten, die nach der Vertreibung

neu besiedelt werden sollten, verfielen Häuser und ganze Ortschaften, zudem herrschte eine starke Fluktuation unter den Neusiedlern und Arbeitskräften, die dorthin strömten. In solch einer Atmosphäre konnte sich eine wirkliche Verbundenheit zur Landschaft und ihrer Geschichte nicht entwickeln.

„Wege zu den Wurzeln“ nennt die Initiative Brontosaurus im mährisch-schlesischen Altvatergebirge ein Programm, mit dem sie den Menschen in dieser Region die Vergangenheit nahebringen will. Es werden Kleindenkmäler in der Landschaft restauriert, Zeitzeugen befragt, Nachforschungen in der lokalen Geschichte angestellt – Jiří Glabazňa erzählt in diesem Buch darüber. Der Archivar Petr Joza in Děčín bekommt außer von Deutschen, die nach Spuren ihrer Vorfahren suchen, immer häufiger Anfragen von Tschechen, die in ein Haus eingezogen sind, in dem einst Deutsche lebten, und die etwas über die Geschichte der vertriebenen Bewohner erfahren wollen. Joza meint, man müsse aufhören, über Tschechen und Deutsche im Plural zu reden, viel besser sei es, Geschichten über einzelne Menschen zu erzählen. Das ist auch das Konzept dieses Buches: Die Menschen, die ich porträtiere, schildern ihre subjektiven Zugänge, Erfahrungen und Perspektiven. In leicht verständlichen Exkursen wird der historische und politische Kontext erläutert.

Bevor ich mit meinen Interviews begann, hatte ich mit meinen Gesprächspartnern vereinbart, dass sie die Aussagen, die ich verwende, autorisieren. Dies schien mir notwendig, um mit Blick auf die sensiblen Themen eine Vertrauensbasis zu schaffen. Zwar hielten sich die späteren Eingriffe in die Textentwürfe in Grenzen, doch dieser Überarbeitungsschritt führte dazu, dass nicht mehr alle Aussagen dem Wortlaut der Interviews entsprechen.

Mir ist bewusst, dass die Verwendung einiger Termini problematisch ist. Die Bezeichnung „Sudetendeutsche“ wird vielfach gebraucht und missbraucht. Ich verwende diesen Begriff, der auch im Untertitel die-

ses Buches auftaucht, als Abgrenzung gegen Vertriebene aus anderen Gebieten. In einem Glossar am Ende des Buches werden neben diesem weitere im Buch verwendete Begriffe erklärt.

Die erste Auflage dieses Buches entstand zwischen 2009 und 2014, die Texte spiegeln den Diskurs jener Zeit wider. Vieles ist weiter aktuell, manches entwickelte sich weiter. So entschied die Sudetendeutsche Landsmannschaft 2015, aus der Verbandssatzung die „Wiedergewinnung der Heimat“ als Ziel zu streichen. Mitglieder des Witiko-Bundes klagten erfolglos dagegen. Diese sudetendeutsche Gruppierung wurde inzwischen vom Sudetendeutschen Tag ausgeschlossen, weil sie sich nicht von rechtsextremistischen Positionen distanzierte.

Die 2015 entbrannte Debatte über heutige Geflüchtete und Vertriebene wird auch unter Sudetendeutschen geführt. Einige stellen das eigene Schicksal über das der Menschen, die heute ihre Heimat verlassen müssen, andere bekunden Solidarität und leisten konkrete Hilfe. Die Sudetendeutsche Jugend verwahrte sich 2018 gegen „jeden Versuch, Menschen nach Schicksal, Kultur und Heimat zu klassifizieren“.

Auf mehreren Sudetendeutschen Tagen sprachen inzwischen tschechische Regierungsmitglieder, was im eigenen Land auf Kritik stieß. In Tschechien wird die Vertreibung der Sudetendeutschen weiterhin politisch instrumentalisiert, freilich deutlich seltener als früher. Häufiger sind die Signale für eine zunehmende Entspannung. So wurde beim Sudetendeutschen Tag 2022 in Hof zum ersten Mal in der Geschichte dieses Vertriebenentreffens die tschechische Nationalhymne intoniert. 2021 eröffnete in Ústí nad Labem ein Museum für „Unsere Deutschen“ und in München das Sudetendeutsche Museum.

Mein Dank gilt dem Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds und dem Adalbert-Stifter-Verein, die die Recherchen und den Druck der ersten Auflage ermöglichten, sowie dem Collegium Bohemicum Ústí nad Labem. Die Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt half

freundlicherweise der zweiten Auflage dieses Buches mit auf den Weg. Ganz persönlich bedanke ich mich bei: Adrian von Arburg, Peter Becher, Gustav Binder, Matthias Dörr, Veronika Dudková, Rudolf Heise, Frank Hermenau, Marita Krauss, Thomas Oellermann, Sarah Scholl-Schneider, Mersolis Schöne, Eva Schulz-Jander, Wolfgang Schwarz, Jan Sommerfeldt, Birgit Strauß, Gabriele Sümer, Alena Wagnerová, Frauke Wetzel.
Ich danke zudem allen Interviewpartnern, auch denen, die leider keinen Platz in diesem Buch fanden, diese Gesprächspartner möchte ich hier zumindest namentlich nennen: Tobias Bergmann, Jiří Dittrich, Mathias Heider, Vladimír Jindra und Ina Leuck.

Ralf Pasch, September 2022

Das Wichtigste ist, dass es nicht vergessen wird

Sebastian Benedikt ist 18, als wir uns im August 2009 im sonnenüberfluteten Garten seines Elternhauses in Krailling bei München treffen.[16] Etwa so alt waren seine Großeltern väterlicherseits am Ende des Zweiten Weltkrieges. Der Großvater wurde mit 17 Soldat, geriet in Gefangenschaft. Wenige Monate nachdem er in sein Dorf Honau in Westböhmen zurückgekehrt war, wurde seine Familie vertrieben. Die Eltern von Sebastians Großmutter flohen aus Nordböhmen und ließen ihre Tochter zurück, sie wurde später nach Deutschland ausgewiesen. Obwohl Sebastian all dies nicht miterlebt hat, bestimmte die Erinnerung daran auch sein Leben. Die Vertreibung, der Verlust der Heimat, die Trauer darüber „ist bei den Großeltern immer Thema". Ihm fiel es als Kind, während seiner häufigen Besuche bei den Großeltern in Füssen im Allgäu, nicht immer leicht, damit umzugehen, „da ich vieles nicht verstand". Die Geschichten seiner Großeltern beschäftigen ihn weiter, doch er schaut inzwischen mit etwas Abstand darauf.

Sebastians Mutter Edda kommt aus dem Rheinland. „Sehr fremd", sagt sie, sei es ihr gewesen, als sie Sebastians Vater kennenlernte und damit konfrontiert wurde, wie es dessen Eltern ergangen war. „Es war ein Stück deutscher Geschichte, mit dem ich mich bis dahin nicht beschäftigt hatte, ich habe den Krieg und das Dritte Reich aus einer anderen Perspektive wahrgenommen." Ihre Mutter starb kurz nach Sebastians Geburt, ihr Vater, als Sebastian neun war. Sebastian bedauert, dass er die Großeltern mütterlicherseits kaum kennt. Umso intensiver ist der Kontakt zu den Eltern seines Vaters.

Die Großmutter väterlicherseits stammt aus dem Braunauer Ländchen, aus Ottendorf. Ihr Vater Hugo Scholz (Jahrgang 1896) war Chefredakteur der damals im nordböhmischen Braunau erschienen Wochenzeitung „Die Scholle", die er 1922 gegründet hatte und die 1938 mit einer

Sebastian Benedikt

Jahrgang 1991, Student
Vater: geboren 1956 in Füssen, Redakteur
Mutter: geboren 1956 in Kleve, Redakteurin

Während zahlreicher Besuche bei seinen Großeltern väterlicherseits hörte Sebastian Benedikt immer wieder von deren Vergangenheit, ihren Erinnerungen an die Heimat in Böhmen, den Verlust durch die Vertreibung. Schon als Kind lauschte er ihren Erlebnissen und als er in der Schule mehr über den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen erfuhr, verstand er allmählich, was mit seinen Großeltern geschehen war. Er wollte von da an mehr über die Rolle seiner Vorfahren aus Böhmen wissen, auch darüber, wo sie politisch gestanden hatten. Ein Urgroßvater väterlicherseits war Journalist und NSDAP-Mitglied gewesen. Sebastian findet es wichtig, dass die Geschichte seiner sudetendeutschen Großeltern in Erinnerung bleibt.

zweiten Zeitung zum „Deutschen Boten“ vereinigt wurde.[17] Er schrieb außerdem Lyrik, Prosa und Theaterstücke. Als der Krieg zu Ende war, fürchtete er Repressalien und floh mit seiner Frau nach Deutschland. Ein Sohn ist als Soldat an der Ostfront vermisst, der andere kam erst 1943 zur Marine. Er war zuvor, so die Familienüberlieferung, SS-Mitglied geworden, um die Linientreue der Familie zu demonstrieren und seine Einberufung zu verzögern. Er gelangte nach Kriegsende über das Rheinland zu seiner Familie ins Allgäu, bewirtschaftete einen Almhof und starb 2008.

Im Oktober 1945 floh Hugo Scholz mit seiner Frau Maria über Schlesien nach Deutschland. Tochter Ilse, Sebastians Großmutter, blieb als Kindermädchen bei tschechischen Freunden. Sie sollte die Rückkehr der Eltern abwarten oder später nach Deutschland folgen, wichtig war zunächst – so wurde es ihr vermittelt –, dass sich der Vater in Sicherheit brachte. Für Sebastian „ein Punkt, den ich nicht verstehe“. „Wie kann man“, fragt er sich, „seine 18-jährige Tochter allein in solch einer Situation zurücklassen und sich selber in Sicherheit bringen?“ Seine Großmutter geriet dann auch in große Gefahr: Sie wurde festgenommen, um die Rückkehr des Vaters zu erzwingen, fast neun Monate war sie in Haft, teils im Gefängnis, teils im Internierungslager. „Das gehört zu den schwärzesten Tagen in ihrer Geschichte.“ Nach ihrer Entlassung musste sie die Heimat verlassen, erst da konnte sie ihren Eltern folgen. „Sie sagte einmal“, erinnert sich Sebastian, „sie hatte viel Pech, trotzdem hat sie es geschafft.“ Sie arbeitete später im Allgäu als Lehrerin, lernte dort ihren Mann kennen, 1952 heirateten die beiden.

Der Großvater erzählte seinem Enkel, „er hatte viel Glück“. Als Junge war er Mitglied im Turnverein und in der Hitlerjugend gewesen; er hatte die Segelfliegerschule besucht und eine Verwaltungslehre in Marienbad/Mariánské Lázně absolviert. Kurz vor Ende des Krieges wurde er zur Luftwaffe eingezogen und nach Dänemark abkommandiert. In den Kriegswirren gelangte er nach Deutschland, geriet in die Schlacht um Berlin und dann in Gefangenschaft. Nach der Entlassung gelang es ihm,

nach Honau zurückzukehren. Ein halbes Jahr später wurde die Familie vertrieben. In Deutschland arbeitete er in der Landwirtschaft, konnte dann aber seine abgebrochene Ausbildung als Verwaltungsangestellter beenden, wurde schließlich Kreis- und Stadtkämmerer in Füssen, wo er mit seiner Frau bis heute lebt.

Zunächst keine bewusste Pflege der Erinnerung

1956 kam ihr einziger Sohn, Sebastians Vater, zur Welt. Klaus-Ulrich Erhard, genannt Bene, ist heute Chefredakteur des Bergsteiger-Magazins Alpin. Es habe bei seinen Eltern in seiner Jugend „keine bewusste Pflege der Erinnerung“ gegeben, schaut er zurück. Sie hätten seinen Großvater Hugo Scholz zu Heimattreffen oder Veranstaltungen begleitet, die mit seiner schriftstellerischen Arbeit zu tun hatten. Mehr jedoch wollten sie damals mit dem Thema nicht zu tun haben. Die offizielle Vertriebenenpolitik nannten sie „Heimatgetue“ und „Vereinsmeierei“. Die Eltern „betonten nicht, dass sie Sudetendeutsche waren, sie fühlten sich eher als Braunauer und Egerländer“. Auch mit der Bezeichnung „Vertriebene“ identifizierten sie sich nicht. Vielleicht, vermutet Bene, weil sie den Neuankömmlingen in Deutschland wie ein Makel anhaftete.
Auf die Frage, wie er mit einem solchen familiären Hintergrund politisch sozialisiert wurde, antwortet er: „Ich war wie jeder anständige Jugendliche links.“ Seine Eltern versuchten, seinen „Linksdrall“ zu bremsen und reisten mit ihm zwei Mal in die DDR, zu Jugendweihen von Verwandten, um ihm die „Verhältnisse dort zu zeigen“. Bene schrieb darüber durchaus kritisch, wie er sich heute erinnert, in der Schülerzeitung, dennoch sollen Füssener Stadträte darüber gemunkelt haben, wie viel Geld er wohl aus der DDR bekomme, um solche linke Propaganda zu betreiben. Für seinen Vater als Kämmerer war es „zeitweise nicht leicht“, wie sein Sohn in der Öffentlichkeit auftrat. „Aber es gab keinen Konflikt zwischen mir und meinen Eltern.“ Als „eines der großen Rätsel meiner

Jugend“ bezeichnet er es, dass seine Eltern als Vertriebene die Ostpolitik der SPD/FDP-Koalition Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre nicht rundweg ablehnten. Das wundert ihn heute umso mehr, da sie „ordentlich konservativ denken“.

Bene war 18, als seine Eltern im Jahre 1974 – zum ersten Mal seit der Vertreibung – mit ihm in ihre Heimat reisten. „Ich habe es als eine historische Forschungsreise empfunden, nicht als Heimweh-Tourismus.“ Er hatte den Eindruck, sie „wollten wissen, wie es heute dort aussieht, sie wollten einander ihre Heimat zeigen, sie wollten mir dieses Wissen weitergeben, nicht die Botschaft: Das war mal unser, das musst du wieder zurückholen“. Es wirkt sehr rational, wenn Bene über diese Reise spricht. Fast beiläufig sagt er: „Das war hochbewegend.“

Es war kein Zufall, dass er sich während seines Geschichtsstudiums in der Magisterarbeit mit der sudetendeutschen Presselandschaft beschäftigte. Er analysierte deutschsprachige böhmische Zeitungen aus der Zeit zwischen 1933 und 1938, eine davon war „Die Scholle“, die sein Großvater geleitet hatte. „Ich wollte wissen, ob er ein Nazi gewesen war.“ Seine Erkenntnis: „Er hat mitgemacht, war Opportunist, aber kein Überzeugungstäter.“ Das Projekt führte ihn nicht nur auf die Spuren seines Großvaters, sondern auch auf unbekanntes politisches Terrain. Der Braunauer Heimatkreis in der Sudetendeutschen Landsmannschaft fragte, ob er Mitglied werden wolle. „Ich sagte: Warum nicht? Die unterstützten meine Arbeit, fanden das interessant, vielleicht haben sie die politische Brisanz nicht gesehen.“ Als er jedoch in der Satzung las, das Ziel der Landsmannschaft sei die Wiedergewinnung der alten Heimat, trat er sofort wieder aus. „Das konnte ich nicht mittragen.“

Die Eltern und der Großvater – nur er war seinerzeit Mitglied im Heimatkreis – hätten seine Entscheidung akzeptiert. Vater und Mutter „haben immer unterstützt, was ich getan habe, ob sie nun der gleichen Meinung waren oder nicht“. Er hält es bei seinen drei Kindern genauso: „Ich finde grundsätzlich alles gut, was meine Kinder machen. Da ich mich im Studium mit Geschichte auseinandergesetzt habe, finde ich es

Klasse, zu sehen, dass sich meine Kinder für die Herkunft ihrer Großeltern interessieren."

Reisen in die Heimat

Auch für Bene war es wichtig, dass seine drei Kinder die Heimat der Großeltern kennenlernen. Im Jahre 2001, als sie acht, zehn und 13 Jahre alt waren, machten sie sich auf den Weg in das Land, das so nah, doch nach dem Kalten Krieg unendlich weit weg lag, weil es hinter dem Eisernen Vorhang verschwunden war. Die Reise ging nach Prag und in die Felsenwildnis des Böhmischen Paradieses sowie, zusammen mit den Großeltern, nach Honau und Ottendorf. Sebastian erinnert sich, dass er die Reise „anstrengend" fand, weil er das, was er dort sah, „nicht wirklich verstehen" konnte.

Wenige Jahre später, im April 2004, gingen Großvater, Vater und Enkel gemeinsam auf Tour. Zu dritt wollten sie die EU-Erweiterung in Tschechien erleben und sich so fortbewegen, wie es der Großvater in seiner Jugend getan hatte. Er war als Jugendlicher oft von Tepl, wo er bei seiner Schwester wohnte, um die Bürgerschule zu besuchen, in sein Heimatdorf Honau geradelt oder nach Leskau in die Kirche und zu den Familiengräbern. Drei Benedikt-Generationen rollten 60 Jahre später per Rad durch die Landschaft und durch ein Stück Familiengeschichte. „Uropas Hof steht leer, die Wirtschaftsgebäude sind weg, und der Ladeneingang vom Nebengebäude ist zugemauert. […] Der Ort ist sehr still", beschrieb Sebastian den Besuch in Honau in einem Bericht für den Heimatbrief der ehemaligen Bezirke Plan-Weseritz und Tepl-Petschau.[18]

Ein Jahr darauf reiste er mit den Großeltern und dem Vater nach Nordböhmen. Eine Station war Náchod. Im dortigen Staatsarchiv liegt die Familienchronik der Familie Scholz. Hugo Scholz hatte 1926 ein ledergebundenes Buch anfertigen lassen, in dem er die Geschichte seiner

Familie festhielt. Im Zuge der Vertreibung wurde es beschlagnahmt. Alle Versuche der Familie, es zurückzubekommen, schlugen bisher fehl. Immerhin konnte ein kompletter Satz Fotokopien angefertigt werden, auch in Sebastians Familie befindet sich ein Exemplar.
Während der Reisen in das Nachbarland begegnete Sebastian den Menschen dort, unter anderem im Heimatort der Großmutter. „Schwierig“ sei diese Begegnung in Otovice für ihn gewesen. „Da fahren wir bei diesen armen Leuten in einem silbernen Mercedes vor.“ Sein Vater bekräftigt: „Diese soziale Kluft war auch für mich unangenehm.“ Auf dem Anwesen seiner Urgroßeltern lebt eine junge Familie, die einen Teil des Hofes bewirtschaftet. Sebastian: „Die haben uns herumgeführt, sie waren sehr nett, hatten kein Problem mit uns.“ Für seine Großmutter war die Begegnung offenbar ebenfalls zwiespältig. Einerseits schien sie froh zu sein, ihr Elternhaus nach so langer Zeit betreten zu dürfen. Doch sie kämpfte auch mit ihren Erinnerungen, in denen alles strahlend schön war – ganz anders als in der Gegenwart. Vater und Sohn versuchten ihr zu erklären, dass es doch positiv sei, wenn jemand ihr Elternhaus bewirtschafte, zumindest einen Teil der Bauerntradition bewahre und dafür sorge, dass das Haus nicht verfällt wie so viele andere. Sebastians Vater meint: „Heute, mit etwas Abstand, kann sie diese rationale Sicht durchaus teilen.“
Die Reisen nach Tschechien fand Sebastian „sehr intensiv“. „Danach wollte ich erst mal allein sein, nicht gleich am nächsten Tag mit den Großeltern telefonieren, sondern darüber nachdenken. Man hört auf so einer Reise immer nur eine Seite. Für mich war es aber auch wichtig, nachzudenken, wie es anderen Menschen in anderen Ländern erging und was zum Beispiel in Russland passiert ist.“

Alle Standpunkte beleuchten

Als in der 8. Klasse die Zeitgeschichte auf Sebastians Stundenplan stand, wurde ihm bewusst, dass das, was die Großeltern erlebt hatten,

nicht im luftleeren Raum passiert war. Er belegte in der 12. Klasse den Geschichtsleistungskurs. Wie Puzzleteile fügten sich die Geschichten aus der Familie in die historischen Daten ein. Einige Teile allerdings fehlen bis heute. „Die Großeltern waren bei Kriegsende zwar noch keine 18 Jahre alt, aber sie hatten dieses Regime erfahren und ich wollte wissen, wie das war." Doch „darüber reden sie kaum".

Urgroßvater Hugo Scholz war in die NSDAP eingetreten. Nach seiner Flucht aus Böhmen arbeitete er auf dem Gut von Erich Edwin Dwinger, einem Schriftstellerkollegen, im Allgäu, später auf dem Gut Rottland in Waldbröl in Nordrhein-Westfalen, einem Anwesen, das vor 1945 dem Chef der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, gehört hatte. Nach dem Krieg gründete Freiherr von der Ropp dort eine christliche Gemeinschaft. Das Gut galt als Rückzugsort für Nazis. Scholz lebte nach seinem Aufenthalt dort wieder im Allgäu, veröffentlichte bis zu seinem Tod im Jahre 1987 weiter Bücher, unter anderem eine Biografie über Ferdinand Porsche.[19]

Sebastian weiß nicht, ob sich sein Urgroßvater etwas hat zuschulden kommen lassen, er kann nur Vermutungen anstellen und versuchen, zu verstehen, wie dieser damals dachte und fühlte. Seine Erkenntnis: „Als Journalist und Dichter hatte man damals die Entscheidung, mitzumachen oder es sein zu lassen. Er hat mitgemacht." Die Familie seines Großvaters, die Benedikts aus dem Egerland, waren „Bauern, einfache Leute", die mit der Partei wenig zu tun hatten. Sebastian schlussfolgert, dass sie „wohl keine Nazis" waren.

Nach all dem, was er in der Schule und in Büchern über den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg erfahren hat, steht für ihn fest: „Diese Zeit war unglaublich schlimm, vor allem für sämtliche politischen Gegner. Ich würde es gern verstehen: Wie ist es möglich, dass Menschen so etwas, in diesem Ausmaß, machen?" Ihm ist es heute wichtig, „dass wir versuchen, das zu verstehen. Deswegen muss ich etwas darüber wissen, auch meine Kinder müssen es später wissen, nur dadurch, dass wir uns immer wieder vor Augen führen, wie

es passieren konnte, können wir verhindern, dass es noch mal passiert. Das Wichtigste ist, dass es nicht vergessen wird“. Er denkt dabei nicht nur an die Vertreibung. „Ich bemühe mich, immer alle Standpunkte zu beleuchten, inzwischen ist mir klar, dass nicht nur die Deutschen vertrieben wurden, sondern viele andere auch, dass es anderen auch schlecht ging.“

Mit 16 freundete sich Sebastian auf dem Gymnasium mit einem Mitschüler von der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ) an. „Ich fand Jugendliche gut, die sich politisch engagieren.“ Der von der SDAJ propagierte Antifaschismus war „der Hauptgrund für mein Interesse“. Dem 16-Jährigen fiel es anfangs schwer zu durchschauen, wie weit entfernt von der Realität „die Propaganda“ dieser Organisation war. „Ich habe relativ schnell gemerkt, dass das nicht das Richtige für mich ist.“ Er ging auf Distanz. Geblieben ist seine eindeutige Haltung gegen den Rechtsradikalismus. Bei Neonaziaufmärschen in München mischte er sich unter die Gegendemonstranten.

In der 11. Klasse war er ein Jahr in Argentinien, seine Sicht auf die Welt ist seitdem eine andere. „Meine Gastfamilie musste mit bescheidenen Mittel zurechtkommen. Das sind Erlebnisse, die einen prägen. Ich habe das Gefühl, ich müsste mich politisch engagieren, aber ich brauche dazu keine Gruppe, ich mache das selber oder engagiere mich im sozialen Bereich.“ Die Überlegung, in der Sudetendeutschen Landsmannschaft mitzuarbeiten, stellte er nicht an. „Mich hat Geschichte immer im Ganzen interessiert. Die Vertreibung ist mir nicht wichtig genug, als dass ich mich in einer Gruppe für das Thema engagieren würde.“

Sein Interesse für die Geschichte, seine Entwicklung als politisch denkender Mensch, so erklärt er es sich, sei durch die Großeltern stark beeinflusst worden. Ihre Weltanschauung beschreibt er als „sehr konservativ“ und „ich bin mir ziemlich sicher, dass sie sich mit meiner Einstellung schwer tun“. Wie sein Vater trägt Sebastian jedoch mit den Großeltern keine Auseinandersetzungen über Politik aus. Aber „ich interessiere mich für ihre Geschichte und zeige ihnen das“.

Meine Geschichte, aber nicht mein Leben

Sebastians Großeltern haben sich mit zunehmendem Alter stärker mit ihrer Geschichte beschäftigt. „Vielleicht“, vermutet Sebastians Vater, „weil sie irgendwann gemerkt haben, dass sich durch meinen Großvater relativ viel Wissen und viel Archivmaterial bei uns angesammelt haben.“ In der Familienchronik, die – wenn auch in einem tschechischen Archiv – immerhin noch existiert, sieht er eine „Keimzelle“, aus der das Interesse der Familie für die eigene Vergangenheit wuchs, seine Mutter schreibt die Familiengeschichte heute weiter. Regelmäßig fahren seine Eltern inzwischen nach Tschechien, aber auch zu Vertriebenen-Treffen, zum Sudetendeutschen Tag oder zu anderen Veranstaltungen. Sebastian bemerkt, dass sie oft „ganz aus dem Häuschen“ sind, wenn sie von solch einem Termin zurückkommen, weil sie dort Bekannte – und seien es nur entfernte – trafen.

Seine Großeltern hatten nur wenig aus der Heimat mit nach Deutschland nehmen können. Aber sie haben in den letzten Jahrzehnten viel Wertvolles zusammengetragen. In einer Truhe, die auf einem Vertriebenentransport benutzt wurde, liegen eine Kopie der Familienchronik, Schriftstücke, Fotos und Urkunden. Die Großmutter hängte darüber eine Tracht auf, daneben ein Foto, auf dem sie als junges Mädchen in genau diesem Kleid zu sehen ist. „Ein kleines privates Museum“, sagt Sebastian nachdenklich.

Die Entschädigung für den Verlust materiellen Eigentums ist mehr als 60 Jahre nach der Vertreibung der Sudetendeutschen weiter ein Streitfall. In der politischen Debatte kocht das Thema immer wieder hoch. Sebastians Großeltern haben sich offenbar mit ihrem Schicksal abgefunden: „Bei ihnen gibt es solche Bemühungen überhaupt nicht, ich glaube, sie akzeptieren, dass es so ist, wie es ist.“ Dass Vertriebene ihr Hab und Gut einfordern, „kann ich absolut nachvollziehen, wenn mir das so ergangen wäre, würde ich wahrscheinlich auch so denken“. Bei ihm wächst jedoch auch die Einsicht, dass sich die Zeiten geändert

haben: „Was will mein über 80-jähriger Opa mit seinem Hof, den er nicht mehr bewirtschaften kann?“

Sebastians Vater sagt, seine Eltern würden Füssen als neue Heimat bezeichnen, „aber immer mit der rationalisierenden Erklärung: Es ist so unglaublich schön hier, wir können glücklich sein, dass wir hier und nicht in Bitterfeld gelandet sind“. Für Bene selbst ist „Heimat da, wo die Familie ist, wo man groß geworden ist, wo man so sprechen kann wie die Einheimischen“. Seine Heimat sei Füssen, auch wenn ihm ein Baustein fehle, „weil ich weitgehend dialektfrei aufgewachsen bin“. Seinen Eltern fehlten neben der Sprache der Einheimischen viele weitere Bausteine. Gleichwohl hätten sie sich beizeiten damit abgefunden, dass die alte Heimat verloren ist. „Das war meinen Eltern bewusst, dazu gehörten sie zu sehr in die Aufbaugeneration. Für meine Großmutter, mit der ich aufgewachsen bin, war das anders, die wäre sofort wieder in ihr Dorf zurückgekehrt, um ihren Hof zu bewirtschaften.“

Flüchtlinge und Vertriebene waren nach ihrer Ankunft in Deutschland nicht willkommen, ihre Integration verlief nicht so reibungslos, wie es lange in der Öffentlichkeit dargestellt wurde. „Das war ein Thema, das für meine ganze Familie sehr furchtbar gewesen sein muss, mir gegenüber wurde es als Kind jedoch nicht großartig thematisiert. Das kam erst später, als ich so alt wie Sebastian heute war, da wurde über diese Dinge intensiver gesprochen. Etwa darüber, dass meine Großeltern mit dem Schmähwort ‚Zigeuner‘ im Allgäu empfangen wurden.“

Auch Sebastian bemerkt, dass sich seine Großeltern „als Füssener, als Bayern“ sehen. Trotzdem scheint in seinen Gesprächen mit ihnen immer wieder durch, „es wurde ihnen etwas weggenommen, es wurde etwas kaputt gemacht, sowohl ihr Hab und Gut als auch die Heimat“. Er dachte während seines Aufenthalts in Argentinien intensiver darüber nach, was ihm selbst dieser Begriff „Heimat“ bedeutet. „Mir gefiel es hier nicht mehr, ich wollte weg, ich dachte, Heimat, das braucht man nicht, das muss man erst mal finden.“ In Südamerika kam ihm die Ein-

sicht: „Ob man es will oder nicht, man ist verbunden mit der Gegend, aus der man kommt.“

Honau und Ottendorf, die Heimatorte seiner Großeltern, die heute die tschechischen Namen Hanov und Otovice tragen, will er nicht als Heimat bezeichnen. „Mir hat es dort sehr gut gefallen, vor allem in Ottendorf, das ist eine schöne Gegend. Aber ich war zu selten dort, um zu sagen: Da komme ich her. Heimat ist für mich die Gegend, aus der ich komme: Krailling – und Füssen, wo ich als Kind viel Zeit verbracht habe.“

Der Verlust der Heimat in Böhmen, sagt Sebastian entschieden, „ist für mich auf jeden Fall die Geschichte meiner Großeltern, nicht meine. Ich sehe mich nicht als Sudetendeutscher. Auch deswegen nicht, weil die Familie meiner Mutter nichts damit zu tun hat. Ich finde die Geschichte der Eltern meines Vaters sehr interessant und sehr wichtig, es ist Teil meiner Geschichte, es ist meine Aufgabe, darüber Bescheid zu wissen, aber es ist nicht mein Leben“.

Auch wir haben etwas verloren

„Die tschechische Gesellschaft geht deshalb so unkritisch mit ihrer eigenen Geschichte um, weil sie an Minderwertigkeitskomplexen leidet. Dagegen wollten wir etwas tun, durch eine kritische Aufarbeitung der Geschichte“, sagt Matěj Spurný. Der junge Historiker gründete mit Freunden im Frühjahr 1998, als er noch Abiturient war, die tschechische Bürgerinitiative Antikomplex.

2005 wurde die Gruppe, deren Kern heute aus um die fünf aktiven Mitgliedern besteht, in Deutschland mit dem Georg-Dehio-Kulturpreis ausgezeichnet, weil sie sich nach der Meinung der Stifter im Deutschen Kulturforum östliches Europa „schwierigen Themen der deutsch-tschechischen Geschichte“ widmet. Eines der wohl schwierigsten Themen der gemeinsamen Geschichte ist die Vertreibung der Sudetendeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, Spurný stellt jedoch klar: „Es geht uns um die Aufarbeitung in Tschechien.“ Dort organisieren die Antikomplex-Aktivisten seit über zehn Jahren Ausstellungen, veröffentlichen Bücher, diskutieren in Schulen oder bei Exkursionen mit Jugendlichen über das Erbe der einstigen deutschen Mitbürger. Freilich tritt der Verein immer öfter auch im Nachbarland auf, unter anderem auf dem Sudetendeutschen Tag in Augsburg, wo er zum Beispiel 2009 seine Wanderausstellung „Das verschwundene Sudetenland“ zeigte.

Spurnýs Eltern hielten sich vor der Samtenen Revolution fern von der Politik. Sie waren keine Dissidenten, doch sie hatten Freunde unter den Regimegegnern, einige kamen öfter zu Besuch. Nachbarn, die für die tschechische Staatssicherheit schnüffelten, gaben das weiter und so kursierten Briefe mit Denunziationen: Bei ihnen würden sich „antisozialistische Elemente“ treffen. Der Mutter war schon bald nach ihrem Soziologie-Studium klar geworden, dass die kommunistische Partei das Fach ähnlich wie Geschichte oder Politikwissenschaften ideologisch missbraucht. Deshalb und weil sie keine Karriere im Regime machen wollte,

Matěj Spurný

Jahrgang 1979, Historiker
Vater: geboren 1948 in Prag, Automechaniker
Mutter: geboren 1948 in Prag, Soziologin

Matěj Spurný ist Mitbegründer der 1998 entstandenen tschechischen Bürgerinitiative Antikomplex, die sich mit der „deutschen“ Vergangenheit der böhmischen Länder beschäftigt. Ihre Mitglieder bemühen sich auch um eine kritische Aufarbeitung der Vertreibung und ihrer Folgen in Tschechien. Antikomplex initiierte Diskussionen zu diesen Themen in Schulen und kam so mit Jugendlichen ins Gespräch. Eines der bekanntesten Projekte der Bürgerinitiative ist die Wanderausstellung „Das verschwundene Sudetenland“, die inzwischen auch in Deutschland zu sehen ist. Sie zeigt, wie sich die tschechischen Grenzgebiete nach der Zwangsaussiedlung der Deutschen veränderten, wie ganze Orte von der Landkarte verschwanden und wie damit auch ein Stück Identität verloren ging. In seiner Dissertation weist Spurný nach, dass die Zwangsmaßnahmen gegen die Deutschen auch die tschechische Gesellschaft und deren Umgang mit anderen Bevölkerungsgruppen veränderten.

warf sie den Beruf hin. Mit der Zeit kamen so für sie und ihren Mann immer mehr Gründe zusammen, Prag zu verlassen.
Anfang der 80er Jahre, Spurný war drei Jahre alt, zog die Familie auf die Rennerbauden bei Vrchlabí/Hohenelbe im Riesengebirge um, drei Jahre später dann ein paar Kilometer weiter nach Modrý Důl/Blaugrund bei Pec pod Sněžkou/Petzer. Die Schneekoppe ist von dort nur etwa zwei Kilometer Luftlinie entfernt. Die Mutter kochte für die Touristen, der Vater nahm die Stelle des Verwalters der Baude an. Wie sie zogen sich vor 1989 viele Menschen der damaligen Tschechoslowakei, die dem System kritisch oder zumindest distanziert gegenüber standen, in die Provinz zurück. Als Spurný 1986 in die Schule kam, unterrichtete dort eine Lehrerin aus einer „gemischten Familie", sie hatte deutsche und tschechische Eltern. „Ich unterhielt mich mit ihr und mit anderen Leuten, die deutsche Vorfahren hatten." Es war das erste Mal, dass er etwas über den auf tschechischer Seite offiziell sogenannten Abschub der Deutschen und die staatlich organisierte Neubesiedlung dieser Regionen nach dem Kriegsende hörte. 1988 kehrte er mit der Mutter zurück nach Prag, sie pendelten von da an zwischen der Hauptstadt und den Bergen, der Vater blieb dort. Spurný besuchte eine Schule in Prag, ab der dritten Klasse lernte er Deutsch. Obwohl die Hauptstadt seitdem der Lebensmittelpunkt ist, sagt er heute: „Mein Zuhause ist das Riesengebirge."
Auch die Eltern fühlten sich immer stärker mit diesem Landstrich verbunden. Sie kauften Anfang der 90er Jahre in Modrý Důl ein Holzhaus, es gehörte mit anderen Bauden zu einem Hotel, das in den 1950er Jahren abgebrannt war. Die Erinnerung an die früheren Besitzer war in dieser Baude noch gegenwärtig: Auf dem Dachboden fanden sich Möbel, ein paar Zeitungen, die älteste von 1911. Es gab zwei Gästezimmer mit dem Interieur aus dieser Zeit, auch deshalb steht das Haus heute unter Denkmalschutz.
Das Trinkwasser kam von einer Quelle über eine Leitung aus Holz ins Haus, die umliegenden Wiesen waren von kunstvoll aufgetürmten

Steinmauern begrenzt, gut befestigte Wege führten zu dem Anwesen. Zu sozialistischen Zeiten war die Baude von einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft als Urlaubsdomizil für ihre Mitarbeiter genutzt worden und arg heruntergekommen. Die Spurnýs setzten ihr neu erworbenes Domizil instand und legten dabei selbst Hand an. Für den Sohn war diese Zeit voller „intensiver Momente". Gab es beim Restaurieren ein Problem und niemand wusste auf Anhieb eine Lösung, sagte der Vater: „Wir müssen es so machen wie sie, die wussten schon, wie man es macht, die lebten ja hier."

„Sie", das waren die Deutschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg vertrieben worden waren. Das Hotel hatte einer Familie Meergans gehört, eine Tochter des letzten Hoteliers hatte bis zur Vertreibung in der Baude gewohnt, deren Besitzer nun Spurnýs Eltern waren. In den 90er Jahren besuchte sie ihr Elternhaus, erzählte vom Leben dort, berichtete, was in welchen Schränken aufbewahrt worden war. Sie verlangte nichts vom Familienbesitz zurück. Inzwischen ist das Holzhaus im traditionellen Stil saniert, so hat es wieder wie früher ein Schindeldach. Spurnýs Eltern vermieten die Zimmer an Touristen und leben selbst die meiste Zeit des Jahres dort.

Ihr Sohn wollte mehr wissen über diese *Němci,* die Deutschen, die bei einigen Tschechen immer noch verhasst oder zumindest unbeliebt waren, von denen der Vater jedoch mit Hochachtung sprach. Die wachsende Leidenschaft für die Geschichte hatte jedoch noch einen anderen Grund: Seine Mutter kommt aus einer jüdischen Familie, ihr Vater stammt aus einer mittelständischen Familie in Mährisch-Schlesien, ihre Mutter aus einer wohlhabenden Fabrikantenfamilie in Ostböhmen. Beide wurden von den Nazis in das KZ Theresienstadt deportiert. Dort, wo der Tod allgegenwärtig war, verliebten sich Spurnýs Großeltern ineinander. Sie überlebten und heirateten nach dem Krieg. Ihre Ehe hielt allerdings nicht, die Großmutter emigrierte in die Schweiz, der Großvater blieb in Prag, erzählte dem Enkel viel über seine Erlebnisse während der deutschen Besetzung. „Ich interessierte mich immer intensiver für

moderne Diktaturen und es war bald klar, dass ich Geschichte studieren will.“ Nach und nach bekam er auch einen Blick für die Gründe, weshalb so viele Menschen in dem von ihm geliebten Riesengebirge dort keine Wurzeln haben. Später schrieb er darüber:

> Als die etwa drei Millionen Deutschen, die in vielen Städten und Dörfern die Mehrheit der Einwohner bildeten, vertrieben worden waren, sollte in den Grenzgebieten zu Deutschland, Polen und Österreich eine neue Gesellschaft entstehen, so lautete der Plan der kommunistischen Machthaber. In der politischen Propaganda wurden diese Regionen zu einem „Labor der gesellschaftlichen Entwicklung“ stilisiert. Die ersten „Kolonisten“ waren sogenannte Goldgräber, die auf schnellen Reichtum aus waren und die Häuser der Deutschen plünderten. Später rief der Staat Menschen in das Grenzland, die lange zuvor Böhmen, Mähren oder die Slowakei verlassen und sich unter anderem in der Ukraine und Polen, in Rumänien oder Jugoslawien angesiedelt hatten. Einige Tausend Menschen, zum Beispiel Ungarn aus der Slowakei, wurden zwangsweise in den entvölkerten Gegenden angesiedelt. Ende der 40er Jahre kamen zu dem Vielvölkergemisch noch Griechen hinzu, die vor dem Bürgerkrieg in ihrer Heimat geflüchtet waren. Im Zuge dieser staatlich gelenkten Neubesiedlung wurde die Bevölkerung in größeren Orten konzentriert, was dazu führte, dass viele kleine Ortschaften oder Weiler plötzlich leer standen. Weitere Orte mussten den Grenzbefestigungsanlagen weichen. So verschwanden schätzungsweise 3.000 Orte, Gehöfte oder Weiler von der tschechischen Landkarte.[20]

Der Versuch der Neuansiedlung misslang offenbar. Bis heute herrscht im Riesengebirge – wie in anderen ehemals von Deutschen besiedelten Gegenden Tschechiens – eine starke Fluktuation. Die Zugezogenen bleiben ein paar Jahre, ziehen weiter, neue Bewohner kommen. In der

Urlaubssaison fallen Tausende Touristen in diese Gebiete ein. Die meisten Menschen, die sich dort aufhalten, sind also „Fremde“. Das unterscheidet das Riesengebirge dann auch von Touristenregionen wie den Alpen oder den Beskiden, wo viele der Menschen, die Tourismus betreiben, seit Generationen dort leben.

Ein paar Monate vor seinem Abitur, Ende 1997, fuhr Spurný zu einem Seminar in Furth im Wald, das von der Jugendorganisation der Sudetendeutschen Landsmannschaft organisiert worden war. Er schrieb – als 17-Jähriger – einen Artikel darüber, den die Tageszeitung „Lidové Noviny“ prompt druckte. Der Text machte andere junge Leute aufmerksam, die sich für die sudetendeutsche Geschichte ihres Landes interessierten und unzufrieden damit waren, wie die Öffentlichkeit damit umging. Eine Handvoll junger Leute traf sich Anfang 1998 mehrmals in einer Prager Kneipe und entschied, einen Verein zu gründen. Der Name war schnell gefunden: *Antikomplex*. Gemeinsam wollten sie etwas gegen die Komplexe ihrer Landsleute tun. Im Gründungsjahr begann Spurný an der Prager Karls-Universität zu studieren – Geschichte und Internationale Studien.

„Wir hatten das Gefühl, dass man über die Nachkriegsprobleme, die Zwangsaussiedlung der Deutschen, nicht kritisch genug spricht, dass sich die Politik dem Thema verweigert und nach dem Motto handelt: Das ist nun Geschichte, die jungen Leute heute wollen in die Zukunft schauen. Wir hatten das Gefühl, wir müssen dagegen protestieren, denn wir waren junge Leute, auf die diese Sicht jedoch nicht zutraf, wir interessierten uns nicht nur für die Zukunft, denn es gibt keine Zukunft, ohne in der Geschichte verwurzelt zu sein.“

Eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit hatte es in der Tschechoslowakei auch zu sozialistischen Zeiten gegeben – freilich nie von offizieller Seite, sondern lediglich in Dissidenten-Kreisen. Zu dieser Szene bekamen die Antikomplex-Gründer bald Kontakt, später auch intellektuelle und praktische Schützenhilfe. Spurný ist heute dafür dankbar, doch er sieht ihre Position inzwischen kritisch:

„Sie schlugen permanent diesen kritischen Ton an: Wir haben etwas moralisch Schlechtes getan, wir haben versagt, wir müssen uns entschuldigen.“ Eine Rhetorik, die anfangs auch die Antikomplex-Aktivisten übernahmen. „Wir wollten die Dinge beim Namen nennen, wollten klarstellen, dass es schlimm war nach dem Krieg, dass die Tschechen den Deutschen Unrecht angetan haben.“

Er findet diese selbstkritische Sicht weiter richtig, doch im Laufe der Zeit reifte bei ihm und seinen Mitstreitern die Erkenntnis, dass die moralisierende Debatte aus dem intellektuellen Ghetto heraus in der Gesellschaft nichts verändert. „Den ehemaligen Dissidenten ging es nicht darum, die Mehrheit anzusprechen.“ Antikomplex hingegen ging es genau darum, der erste Schritt in diese Richtung war im Herbst 1998 ein Seminar mit dem Titel „Verbrechen und Reue in Mitteleuropa“ im südböhmischen Nové Hrady/Grazen, eine Region, die ebenfalls von der Vertreibung betroffen war. Dort wurde darüber diskutiert, was sich Menschen im 20. Jahrhundert gegenseitig angetan haben und wie sie sich später mit ihrer Geschichte auseinandersetzten. „Wir wollten klar machen, dass sich zum Beispiel die Deutschen damit sehr stark beschäftigen, andere Länder, wie Tschechien, eher weniger.“ Es folgten weitere Seminare, zu denen außer Studenten auch Historiker und Zeitzeugen kamen, zum Beispiel „Best of Sudetenland“. Spurný: „Wir zeigten, was die Sudetendeutschen hier vor der Vertreibung geschaffen haben, dass diese Kultur für uns Tschechen inspirierend sein kann, deshalb haben wir auf verschiedene Persönlichkeiten aufmerksam gemacht, auf Ferdinand Porsche etwa.“

Um das intellektuelle Ghetto zu verlassen und die Debatte in die Öffentlichkeit zu tragen, bot Antikomplex an Schulen Vorträge und Diskussionen an. Die ersten Veranstaltungen drohten in einem Desaster zu enden, denn die Jugendlichen, die durch die zu sozialistischen Zeiten geprägte eindimensionale Sicht ihrer Eltern und Großeltern beeinflusst waren, beschimpften die gerade mal ein paar Jahre älteren Aktivisten, die zu ihnen gekommen waren: Warum seid ihr so deutschfreundlich, die

Deutschen haben unsere Leute umgebracht, deshalb mussten sie weg! Die Antikomplex-Mitglieder fühlten sich ihrerseits jedoch im Recht und zogen ebenso vom Leder, warfen ihren Kritikern eine „primitive Haltung“ vor. Rückenstärkung boten prominente Politiker und Intellektuelle, die sich auf Einladung von Antikomplex der Diskussion mit den Schülern stellten, etwa der spätere Außenminister Karl Schwarzenberg, dessen Eltern nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Tschechoslowakei geflüchtet waren. „Mit der Zeit lernten wir“, beschreibt Spurný den Erkenntnisprozess, „dass wir die Moderatoren und nicht diejenigen sein sollten, die die Wahrheiten predigen.“ Zusammen mit Ondřej Matějka, der kurz nach der Gründung Mitglied wurde und heute Antikomplex leitet, begann Spurný nach neuen Wegen zu suchen.

Ein weiteres neues Mitglied brachte frischen Wind in die Arbeit: Petr Mikšíček war als „Waldgänger“ im Geiste des Dichters Adalbert Stifter wochenlang – allein und zu Fuß – in den tschechischen Grenzgebieten unterwegs gewesen. Auf diesen Wanderungen lernte er außer der Landschaft die deutsche Vergangenheit Böhmens kennen. Die Eindrücke waren so intensiv, dass er nach seiner Rückkehr zeigen wollte, wie sich die Landschaft nach der Vertreibung verändert hatte. Historischen Darstellungen sollten Fotos von der Landschaft im heutigen Zustand gegenübergestellt werden. Spurný nennt diese Idee „eine Wende in unserer Tätigkeit“. Denn: „Bis dahin hatten wir nur gelesen und geredet. Dies war die erste konkrete Arbeit, die wir angehen wollten.“ Die Antikomplex-Mitglieder zogen los, um Sammler historischer Fotos und Postkarten ausfindig zu machen und um selbst die Orte zu fotografieren, an denen heute nur noch zu erahnen ist, dass dort einst Menschen lebten. Zwei Jahre dauerte es, dann war die Ausstellung „Das verschwundene Sudetenland“ fertig.

Im Museum der Hauptstadt Prag (*Muzeum hlavního města Prahy*), so war der Plan, sollte die Vernissage stattfinden. Wie würde die tschechische Gesellschaft reagieren? 2002 war das Jahr der Parlamentswahl, die beiden großen Parteien – die bürgerliche ODS und die Sozialdemokra-

ten – schlachteten die Sudetenfrage für den Wahlkampf aus. Alte Stereotype, etwa die von der „fünften Kolonne Hitlers“, wurden aus der Mottenkiste gezogen. Und kurz vor dem EU-Beitritt machten sich dessen Gegner die Ängste ihrer Landsleute zunutze: Ändert sich der internationale Kontext, so ihre Prophezeiung, wächst die Gefahr, dass die Sudetendeutschen ihren Besitz zurückbekommen.

In diesem Klima musste der Prager Stadtrat darüber entscheiden, ob die Ausstellung im städtischen Museum gezeigt werden sollte oder nicht. Was unter gewöhnlichen Umständen eine Formalität gewesen wäre, geriet zum Politikum. Das Nein der Kommunalpolitiker war in dem aufgeheizten politischen Klima jener Tage dann kaum eine Überraschung. Heute kann Spurný sagen: „Es war das erste, aber auch das letzte Mal, dass uns politisch Steine in den Weg gelegt wurden.“ Antikomplex fand einen anderen Raum und so konnte „Das verschwundene Sudetenland“ im Dezember 2002 im Neustädter Rathaus gezeigt werden.

Die Reaktionen auf die sparsam kommentierten Fotos waren durchweg positiv. „Die Menschen“, erklärt sich Spurný den Erfolg, „werden stärker durch Fragen angesprochen als durch moralistische Parolen oder gefestigte Geschichtsnarrative. Wir zeigten die Landschaft, in der viele Ausstellungsbesucher wohnen oder ein Wochenendhaus haben, deren Zustand vor 60 oder 70 Jahren sich die meisten jedoch nicht vorstellen konnten.“ Historische Fotos mit beschaulichen Ortsansichten waren da zu sehen, im Kontrast dazu standen die aktuellen Bilder mit ausgeräumten Landschaften, vernachlässigten Gebäuden, Ruinen. Für Spurný keine politische Botschaft, sondern „eine Frage, mit der wir uns hier auseinandersetzen müssen, weil es um unser Land geht. Nicht nur die Sudetendeutschen, auch wir selbst haben etwas verloren – die Menschen und eine Kulturlandschaft“.

Die Ausstellung wanderte durch das Land und wurde vor allem in den Grenzgebieten gezeigt, wo das Thema zwar stets präsent war, aber nur selten offen besprochen wurde. In der Zwischenzeit bahnten sich Kontakte nach Deutschland an, und schon einige Monate nach der Vernis-

sage, im Frühjahr 2003, war „Das verschwundene Sudetenland“ in Dresden zu sehen. Antikomplex wählte als Ort ganz bewusst eine tschechische Institution: Das – inzwischen nicht mehr existierende – Tschechische Zentrum. „Wir wollten klarstellen, dass es keine versteckte sudetendeutsche, sondern eine tschechische Sache ist.“

Dort begegnete Antikomplex zum ersten Mal den deutschen Reaktionen. Als Besucher kamen auch Menschen, die aus den fotografierten Gegenden vertrieben worden waren und sehr emotional reagierten, einige weinten. Doch auch Kritik wurde laut, allerdings nicht von Zeitzeugen. Aus den Reihen der Linken kamen Vorwürfe, die Ausstellungsmacher hätten den Zweiten Weltkrieg und die Folgen ausgeklammert, die Sudetendeutschen seien selbst schuld an ihrem Unglück, daran müsse man nicht erinnern. Auch später noch, als die Ausstellung in Städten wie Berlin oder München gezeigt wurde, so erinnert sich Spurný, „mussten wir stets erklären, dass es uns um eine kritische Aufarbeitung in Tschechien ging. Natürlich bestand die Gefahr, dass es in Deutschland ausgenutzt und missbraucht wurde, doch wir bewegten uns in einem anderen Kontext, wir sind nun mal Tschechen, uns geht es um andere Themen“. Kritik kam auch aus sudetendeutschen Kreisen, einige Vertriebene bemängelten, dass ihr Leid nicht gezeigt wurde, die meisten jedoch waren dankbar, dass sich junge Leute in Tschechien diesem Kapitel der Geschichte widmeten.

Antikomplex existiert inzwischen seit über einem Jahrzehnt. Die Ausstellung „Das verschwundene Sudetenland“ wandert weiter durch Tschechien und Deutschland. Daneben wachsen neue Projekte. Etwa eine Bildungsserie im tschechischen Fernsehen, deren Redakteure Grundschüler sind, die die Geschichte ihrer Heimat erforschen und dabei auch die vielen Bezüge zu den Deutschen entdecken, die einst dort lebten.

Neben Antikomplex entstanden in Tschechien weitere Initiativen, die sich um die Aufarbeitung des schwierigen Kapitels der Geschichte, aber auch der zahlreichen positiven Aspekte der tschechisch-deutschen Bezie-

hungen bemühen. In vielen Gebieten wird diese Auseinandersetzung zu einer Keimzelle zivilgesellschaftlichen Engagements. Kommunalpolitiker haben inzwischen erkannt, dass sich dieser Prozess der Identitätssuche für ihre Gemeinden und Städte vor allem im Tourismus auszahlt. Regionen, die nicht wie zu sozialistischen Zeiten ihre Geschichte verschweigen oder verbiegen, sondern ganz selbstverständlich dazu stehen und damit dann auch hausieren gehen, locken mehr Besucher an als gesichtslose Gegenden. Für Spurný ist dieser „Kampf", wie er es nennt, längst nicht zu Ende: „Es findet gerade ein Ringen um die Identität statt. Wenn ich das mit der Aufarbeitung in Deutschland vergleiche, dann sind wir hier in Tschechien nicht mehr am Anfang der 60er Jahre, sondern eher in den 70ern."

Das Thema treibt ihn auch als Historiker um, seine Dissertation trägt den Titel „‚Sie sind nicht wie wir'– Soziale Marginalisierung und Integration zur Zeit des Aufbaus der ‚neuen Gesellschaftsordnung' in der Tschechoslowakei, 1945–1960" [21]. Spurný beschäftigt sich darin mit den Bevölkerungsgruppen, die nach der Vertreibung in den tschechischen Grenzgebieten lebten: verbliebene Deutsche, Remigranten, Sinti und Roma, Tschechen aus dem Binnenland – eine äußerst heterogene Gesellschaft, in der die kommunistischen Machthaber zeitweise die eine gegen die andere Gruppe ausspielten. „Ich zeige, dass die Säuberungsmechanismen der unmittelbaren Nachkriegszeit gegen die Deutschen eine Kontinuität in der kommunistischen Diktatur haben, dass diese Gewalt nicht von außen importiert wurde, sondern dass sie ihre Wurzeln im Land hat – und dass sie sich danach gegen andere gesellschaftliche Gruppen wendete."

Auf dem Weg zu den Wurzeln

Von Olomouc/Olmütz rollt die Bimmelbahn durch eine liebliche und offensichtlich fruchtbare Ebene, doch dann schiebt sich das Bähnchen immer langsamer werdend bergauf, durch Wälder und Wiesen, vorbei an immer kleiner werdenden Ortschaften. Das mährisch-schlesische Grenzland ist eine idyllische, jedoch abseits gelegene Gegend. Die Endstation dieser Bahnstrecke ist Jeseník, das im Tal unterhalb des Bahnhofs liegt. In dieser Landschaft spielt die populäre tschechische Graphic Novel über den Fahrdienstleiter Alois Nebel, die es inzwischen auch in deutscher Sprache und als Film gibt.[22]

Der Landstrich wurde im Laufe der Jahrhunderte hin und her geschoben, zwischen polnischen und böhmischen Herrschern, später stritten Preußen und Österreicher darum. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er ein Teil der neuen Tschechoslowakischen Republik, die Nazis besetzten ihn 1938 wie die übrigen Grenzgebiete. Auch nach 1945 kehrte keine Ruhe ein, bis in die 1950er Jahre stritten die Bruderstaaten Polen und Tschechoslowakei um einzelne Gebiete. Heute ist Schlesien endgültig zwischen Polen und Tschechien aufgeteilt, ein winziger Teil – die Gegend um Görlitz – befindet sich auf deutschem Gebiet. Die Staatsgrenzen sind zwar wieder durchlässig geworden, doch sie teilen außer Görlitz etwa auch das tschechische Těšín und das polnische Cieszyn, das die deutschen Bewohner früher Teschen nannten. Der alte polnisch-tschechische Konflikt flammte dort kurz wieder auf, als 2010 der polnische Teil das 1200-jährige Bestehen der Stadt und der tschechische den 90. Geburtstag feiern wollte.

Etwa 150 Kilometer westlich vom geteilten Těšín, am Fuße des Altvaters, liegt das Kurstädtchen Jeseník. Wie viele schlesische Städte war es bis 1945 mehrheitlich von Deutschen bewohnt. Deren Geschichte war zu sozialistischer Zeit ins Vergessen verdrängt, neuerdings interessieren sich immer mehr – vor allem junge – Menschen für diesen Teil

Jiří Glabazňa

Jahrgang 1976, Lehrer, Fremdenführer, Journalist, Mitarbeiter der Umweltorganisation Brontosaurus
Vater: geboren 1950 in Štěpánkovice, Maschinenbautechnologe/ Konstrukteur
Mutter: geboren 1955 in Štěpánkovice, Näherin

Jiří Glabazňa arbeitet in der tschechischen Umweltorganisation Brontosaurus mit, deren regionale Gruppe im Altvatergebirge außer der Natur auch die Erinnerung an die Geschichte der Gegend bewahren will. Dazu gehört auch das Erbe der einstigen deutschen Bewohner im polnisch-tschechischen Grenzland, das jahrhundertelang ein Teil Schlesiens war. Die Brontosaurus-Aktivisten spürten alte Brunnen in der Umgebung des von Vincenz Prießnitz gegründeten Kurbades Gräfenberg auf, veröffentlichten gemeinsam mit einem Lokalhistoriker ein Buch über die Vertreibung und legten Reste eines nach der Vertreibung verfallenen Dorfes frei.

der Vergangenheit. In Jeseník begab sich eine Gruppe mit den Namen Brontosaurus auf den „Weg zu den Wurzeln“. So wurde ein Projekt getauft, das aus vielfältigen Aktivitäten besteht. Brontosaurus kommt aus der Umweltbewegung, doch die Mitglieder in Jeseník wollen außer der Natur auch die Geschichte bewahren.

Zwei Staatsbürgerschaften

Einer von ihnen ist Jiří Glabazňa, der aus dem östlich des Altvatergebirges gelegenen Hultschiner Ländchen kommt, eine Region mit einer besonderen Geschichte, „Sudetenland umgekehrt“, sagt Glabazňa lächelnd. In der Geschichte des langen Streits um die Grenzziehung in Schlesien ist das Hultschiner Ländchen ein Paradebeispiel. Es gehörte zunächst zu Mähren, später zum Königreich Böhmen und in der Folge zum Habsburgerreich. Im Schlesischen Krieg verlor Österreich im 18. Jahrhundert den größten Teil Schlesiens und damit auch das Hultschiner Ländchen an Preußen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das nur wenige Hundert Quadratkilometer große Gebiet um Hultschin der neu entstandenen Tschechoslowakei zugeschlagen, obwohl sich die meisten Einwohner für den Verbleib bei Deutschland ausgesprochen hatten. Das Münchner Abkommen 1938, das den Anschluss der Sudetengebiete an Deutschland besiegelte, ordnete das Hultschiner Ländchen nicht wie die umliegenden Gebiete dem „Sudetengau“ zu, aufgrund seiner früheren Zugehörigkeit zu Preußen wurde es Teil des Deutschen Reichs. 1945 ging es wieder an die Tschechoslowakei. Die Menschen scherten sich wenig um die Grenzziehung, sie pflegten ihren eigenen Dialekt und bezeichneten sich als *Moravci* – Mährer, im Unterschied zu den übrigen Mährern, die sich *Moravane* nennen.
Die autochthonen Bewohner blieben nach 1945, auch in der sozialistischen Tschechoslowakei, formal weiter deutsche Staatsbürger. „Die

deutsche Staatsangehörigkeit wurde über die Jahre genau so weitergegeben, wie es für alle deutschen Staatsangehörigen galt und immer noch gilt.“[23] 1989 kam es nach den Angaben der deutschen Botschaft in Prag zu einer Renaissance, zahlreiche Menschen im Hultschiner Ländchen beantragten einen deutschen Pass. Die Gründe waren weniger patriotisch als pragmatisch: Viele wollten im Ausland arbeiten oder als Touristen leichter reisen. Staatsbürgerschaft und Nationalität sind freilich zwei Paar Schuhe, wie sich bei der Volkszählung zeigt, wo die meisten Bewohner aus dem Hultschiner Ländchen die tschechische Nationalität ankreuzen. Auch Glabazňas Vater beantragte einen deutschen Pass, Jiří selbst besitzt lediglich ein Dokument, das ihm die doppelte Staatsbürgerschaft bescheinigt, auf einen Pass war er bisher nicht aus.

„Als Kinder“, erinnert er sich, „spielten wir Krieg, alle wollten Sowjetsoldaten sein und zu den Guten gehören, keiner wollte Deutscher sein. Wir kapierten damals nicht, dass unsere Großväter für die Wehrmacht gekämpft hatten.“ Beide Großväter waren in die Wehrmacht eingezogen worden. Außer ein paar abenteuerlichen Kriegserlebnissen wurde darüber in der Familie jedoch kaum etwas erzählt. Der Vater der Mutter starb, bevor Glabazňa geboren wurde, er war an der Ostfront eingesetzt gewesen und in russische Gefangenschaft geraten, in der Familie wurde erzählt, es sei ein Wunder, dass er lebend zurückgekommen war. Der inzwischen ebenfalls verstorbene Großvater väterlicherseits „hatte nicht viel Lust, darüber zu sprechen, es schien für ihn ein schwieriges Thema zu sein“. Er war bei der deutschen Marine im Einsatz, um Schiffskonvois vor der Küste Norwegens zu schützen. „Wenn ich mit dem Großvater allein war, fragte ich ihn aus, und wenn er gute Laune hatte, erzählte er manchmal etwas.“

Glabazňa wuchs wie seine Eltern in Štěpánkovice, einem Dorf mit etwa 3.000 Einwohnern, auf. Die Leute dort fühlten sich stärker der katholischen Kirche als dem Sozialismus verbunden, viele lehnten das kommu-

nistische System – wenn schon nicht aktiv, dann doch hinter vorgehaltener Hand – ab. Glabazňa sagt, seine Eltern seien bis heute unpolitisch und „ganz normale Leute vom Lande“.
Im Jahre 1989, als sich die politischen Verhältnisse in der Tschechoslowakei wandelten, war Glabazňa 13, in der Schule war der deutsche Teil der Geschichte des Hultschiner Ländchens kein Tabu mehr. „Der Geschichtslehrer sprach uns auf unsere Großeltern an und sagte: In dieser Schlacht des Zweiten Weltkrieges war dein Großvater und in dieser war deiner. Er unterschied zwischen denen, die Täter waren, und ganz normalen Menschen, die wie unsere Großväter im Krieg gekämpft hatten.“ Mehr als durch die Schule, meint Glabazňa, sei er durch das Fernsehen geprägt worden, etwa die sowjetischen Kriegsfilme, die ihn an durch die Spiele der Kindheit erinnerten. Nach der Schule studierte er an der Pädagogischen Fakultät der Universität in Olomouc Tschechische Sprache und Literatur sowie Gesellschaftswissenschaften.

Brontosaurus bewahrt Natur und Geschichte

Nach dem ersten Jahr an der Hochschule fuhr er in ein Ferienlager, das die tschechische Umweltgruppe Brontosaurus im Altvatergebirge, an der polnischen Grenze, organisiert hatte. Die Organisation war schon im Jahre 1972, zu sozialistischer Zeit, entstanden, ihr Motto lautete: „Wir müssen uns um die Natur kümmern, sonst enden wir wie der Brontosaurus.“ Was mit dem Sammeln von Müll in der Natur begonnen hatte, entwickelte sich zu einer – staatlich zugelassenen – Umweltbewegung. „Schon vor 1989 war das sehr bunt, da konnte man sehr viel machen, was im sozialistischen Jugendverband nicht geduldet worden wäre“, so Glabazňa. Brontosaurus überlebte die Samtene Revolution und hat heute nach eigenen Angaben um die 1.000 aktive Mitglieder, die über das ganze Land verteilt sind, die meisten leben in Mähren. Sie engagieren sich nach wie vor für den Umweltschutz, doch inzwi-

schen kommen auch andere Projekte, etwa im sozialen Bereich, hinzu. Die Gruppe in Jeseník, die ebenfalls schon vor 1989 existierte, ist das beste Beispiel dafür: In einer ehemaligen Schule in der Stadtmitte stellen die Aktivisten Kindern, Jugendlichen und Senioren Räume zur Verfügung, in denen sie sich treffen und basteln, musizieren oder einfach nur gemeinsam Tee trinken können. „Wir helfen den Menschen, ihre eigene Aktivitäten zu entfalten und kreativ zu werden", beschreibt Glabazňa das offene Konzept, während er durch die Räume des Brontosaurus-Domizils führt, die mit Fotos und Bastelarbeiten geschmückt sind. „Einige dieser Projekte benötigen nicht viel Geld, es genügt, einen Raum zur Verfügung zu stellen, für den nichts oder nur ein kleiner Betrag gezahlt werden muss."

Etwa 70 oder 80 Prozent der Gelder, mit denen Brontosaurus inzwischen auch eigene Mitarbeiter wie Glabazňa – der in Teilzeit für die Organisation arbeitet – beschäftigt, kommen über den Strukturfonds der Europäischen Union. „Ohne dieses Geld", gesteht er, „könnten wir nicht existieren." Unternehmen aus der Region sponsern die Gruppe und inzwischen gibt es immer mehr private Unterstützer, freut sich Glabazňa, die kleine Beträge spenden. „Es ist nicht viel Geld, aber viel wichtiger für uns ist, dass wir bei Förderanträgen sagen können, dass ein Projekt von über hundert Menschen unterstützt wird." Außer dem tschechischen Umweltministerium schießt inzwischen auch die Stadt Jeseník Geld zu. Im Oktober 2010 zogen Brontosaurus-Mitglieder und -Sympathisanten für die Partei der Grünen in den Stadtrat ein. Glabazňa, der nebenbei auch als Journalist für eine lokale Zeitung arbeitet, hält sich lieber heraus aus der Politik, doch er meint, das kommunalpolitische Engagement seiner Mitstreiter habe erheblich dazu beigetragen, dass die Leute in der Stadt endlich verstanden, was eine Nichtregierungsorganisation wie Brontosaurus ist. „Anfangs fragten die Leute: Seid ihr ein Unternehmen, wollt ihr etwas verkaufen? Inzwischen wissen die meisten Leute hier, was wir tun, dass wir uns von einem Unternehmen unterscheiden." Allerdings sei so manche Aktion von Bronto-

saurus einigen Lokalpolitikern oder Bewohnern der Region suspekt, mitunter gar unerwünscht.
Die Jeseníker Brontosaurus-Gruppe beschreibt Glabazňa als „sehr bunt". Die wenigsten sind politisch aktiv, einige sind Christen, andere fühlen sich zu Naturreligionen hingezogen. Wiederum andere streben keine „höheren Ziele" an und wollen einfach nur Spaß. Doch „es gibt in der gesamten Brontosaurus-Organisation", meint Glabazňa, „wohl keine andere Gruppe, die sich so stark mit der Geschichte beschäftigt wie wir".

Völlig neue Orientierung

Im Jahr 2000 begann die Gruppe, nach den alten Quellen zu suchen, die im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts rund um das Kurbad Gräfenberg entstanden waren. Dadurch habe Brontosaurus eine „eine völlig neue Orientierung" bekommen, meint Glabazňa. Die Mitglieder in Jeseník legten nicht nur selbst Hand an, sie luden 2001 Jugendliche von außerhalb in ein Feriencamp ein, sodass sie mit anpacken konnten. Ein Jahr später zog Glabazňa nach Jeseník. Die einstigen Quellen des Kurbades, erinnert er sich, waren für viele Jugendliche, die bei der Sanierung mitarbeiteten, wie „Pyramiden" aus einer untergegangenen Welt. Brontosaurus knüpfte nach diesen ersten Aktionen Kontakte zu den wenigen Deutschen, die nach der Vertreibung noch in der Stadt geblieben waren und die erzählten, wie das Leben früher war. „Durch diese konkreten Menschen", erinnert sich Glabazňa, „wurde die Geschichte plötzlich mit Leben gefüllt."
1822 hatte Vincenz Prießnitz in Gräfenberg, das eine halbe Stunde Fußweg vom Rathaus des heutigen Jeseník entfernt liegt, eine Wasserheilanstalt gegründet. Der Landwirt hatte sich, so wird erzählt, als junger Mann nach einer schweren Verletzung angeblich selbst mit kalten Umschlägen geheilt. In seinem Elternhaus in Gräfenberg richtete er eine Heilanstalt ein, die er später nach und nach erweiterte. Es soll

die „erste Wasserheilanstalt der Welt“ gewesen sein, manch einer sieht in Prießnitz aber auch nur einen Erneuerer der Kaltwasserkur. Kurgäste aus der ganzen Welt, darunter viele Adlige, kamen auf den Gräfenberg und ließen sich mit schlichten Methoden wie Wickeln, kalten Duschen und Bädern behandeln. Einige von ihnen stifteten zum Dank eine Quelle, die nach ihrem Heimatland benannt wurde, und so konnte man das heilsame Wasser mitten im Wald an einer ungarischen, einer polnischen oder einer preußischen Quelle kosten. Einige waren schlicht mit Steinen eingefasst, andere, wie die rumänische Quelle, aufwendig aus schlesischem Marmor gefertigt.

Während des Zweiten Weltkrieges brach der Kurbetrieb zusammen, das Bad wurde Militärlazarett und Flüchtlingslager. Nach 1945 wurde Freiwaldau in Jeseník und das über die Landesgrenzen hinaus bekannte Kurbad Gräfenberg in Lázně Jezeník umbenannt. Mit den Namen verschwand das internationale Flair, die Kurgäste mussten von da an mit dem spröden sozialistischen Charme vorliebnehmen. Auch die Quellen um das Bad wurden auf staatliche Weisung hin umbenannt, damit ihre deutschen Beschriftungen nicht länger an die unliebsame Vergangenheit erinnerten. Dabei passierten aberwitzige Dinge. 1842 hatten Kurgäste eine Böhmische Quelle/Český pramen gestiftet. Auch ihr Name musste auf Anordnung der kommunistischen Machthaber weichen, sie wurde auf Jitřní pramen/Morgenquelle getauft, angeblich, weil die Umbenennungskommission in den frühen Morgenstunden zu ihrem Rundgang aufgebrochen war.[24]

Seit der politischen Wende im Jahre 1989 baut das Bad wieder auf die Tradition. Die historischen Gebäude sind saniert worden, im Geburtshaus von Prießnitz erzählt ein Museum über dessen Wirken und die Kurklinik wirbt damit, dass sie „einige der ursprünglichen Behandlungsmethoden von Prießnitz verwendet, deren Wirkung historisch verbürgt ist“.

Das Herrichten der verfallenen und teilweise kaum noch auffindbaren Quellen in den Wäldern rund um den Gräfenberg, sagt Glabazňa, war

einige Jahre lang die Hauptarbeit von Brontosaurus. 2005 eröffnete die Umweltgruppe einen Lehrpfad, der zu den wiederentdeckten Brunnen führt. Etwa tausend Gäste kamen damals, unter anderem auch Mitglieder des Mährisch-Schlesischen Sudetengebirgsvereins, der 1881 in Freiwaldau gegründet und 1954 in der Bundesrepublik wieder neu entstanden war, nicht als Vertriebenenorganisation, sondern als Mitglied im Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine. Der Ehrenvorsitzende des Gebirgsvereins – Herbert Reinelt, 1930 in der Nähe von Freiwaldau geboren und dann mit seiner Familie ausgesiedelt – wurde 2001 Ehrenbürger von Jeseník.

Nicht nur in dem deutschen Wanderverein sind die Aktivitäten von Brontosaurus mit Interesse beobachtet worden. „Für die Erhaltung und Sanierung der Quellen bekamen wir auch große Sympathie von den Menschen hier", freut sich Glabazňa. Als der Lehrpfad eröffnet war, ging für Brontosaurus zwar die Arbeit an den Quellen rund um das Kurbad weiter. Doch, so Glabazňa, „unsere Arbeit wurde bunter". Brontosaurus kümmert sich um weitere Relikte aus der Vergangenheit, Kapellen und Bildstöcke zum Beispiel. Unweit von Uhelna, einem Dorf nahe der polnischen Grenze, gruben Jugendliche während eines Sommercamps die Reste des untergegangenen Dorfes Zastávka aus. Der deutsche Name „Stillstand" passt heute nur zu gut, weil von dem Weiler kaum etwas übrig ist – lediglich ein paar Mauerreste und einige alte Obstbäume. Auf alten Katasterplänen, die die Brontosaurus-Aktivisten in Archiven aufstöberten, war zu erkennen, wo die Häuser gestanden hatten. Jugendliche legten die Grundmauern einiger Gebäude frei und markierten sie. Unweit davon entstanden aus Holz und Lehm Hütten, die Wanderern als Unterkunft dienen sollen. Viele Sommercamp-Bewohner, vor allem Studenten aus Tschechien und der Slowakei, kamen weniger, weil sie die Vergangenheit des Ortes interessierte, die meisten wollten schlicht ihren Spaß haben, ein paar Tage in der Natur verbringen, mal nicht mit dem Kopf, sondern mit den Händen arbeiten. Vielleicht auch eine Art von Vergangenheitsbewältigung.

Der„Weg zu den Wurzeln“ indes ist ein langfristiges Programm, mit dem Brontosaurus – heißt es in einer Publikation der Gruppe – „die Beziehungen der Menschen zu der Region, in der sie leben, verbessern“ will. Die Menschen entwickeln vor allem dann eine Beziehung zu ihrer Heimat, wenn sie etwas über die Geschichte wissen, die Überreste aus der Vergangenheit sichtbar zu machen, ist deshalb erklärtes Ziel von Brontosaurus. „Damit“, sagt Glabazňa, „meinen wir die komplette Geschichte, die tschechische, die deutsche und die polnische.“
Dazu gehört auch die Vertreibung der Deutschen. „Ich bringe zur Kenntnis“ heißt ein Buch, das Brontosaurus gemeinsam mit dem Jeseníker Historiker Tomáš Knopp veröffentlichte. Der Wert dieses Buches liegt für Glabazňa darin, „dass es sehr objektiv geschrieben ist, egal, ob es um Tschechen oder Deutsche geht. Es erzählt, was wer wem angetan hat, Tschechen den Deutschen und umgekehrt“. Knopp war öfter Gast in den Sommercamps von Brontosaurus und erzählte dort über seine Recherchen. Er starb überraschend im August 2008, erst 42 Jahre alt, an einer Krankheit.
Im Juni 1945, schreibt Knopp, wurden im Gebiet Freiwaldau vier Internierungslager für Deutsche eingerichtet, er nennt sie „Konzentrationslager“. Die dortigen Gefangenen waren demnach in die drei Kategorien A, B und C eingeteilt: Funktionäre, NSDAP-Mitglieder sowie Menschen, die lediglich aufgrund ihrer Nationalität eingesperrt wurden, weil sie für die Aussiedlung vorgesehen waren. Zu den Internierten gehörten der Gauleiter der NSDAP, SS-Angehörige, Gestapo-Mitarbeiter. „Die ‚Gerechtigkeit‘ der Nachkriegszeit ereilte leider auch unschuldige Personen.“[25] Die Gefangenen in den Lagern setzten Brücken und Straßen instand oder fällten Bäume. Das tschechische Aufsichtspersonal in den Lagern zeichnete sich nach Knopps Recherchen „durch Disziplinlosigkeit und Verletzung von Vorschriften“ aus, Wächter betranken sich, stahlen oder missbrauchten internierte Frauen. Im Herbst 1946 wurden die Lager aufgelöst.
Von den 70.000 Deutschen, die bis 1945 im Freiwaldauer Gebiet gelebt hatten, wurden laut Knopp 52.000 ausgesiedelt. Von denen, die bleiben

konnten, verließen viele die Gegend auf anderem Wege. Danach kamen Neusiedler aus allen Gegenden des Binnenlandes und Remigranten aus dem Ausland. Auch griechische Bürgerkriegsflüchtlinge wurden im Altvatergebirge angesiedelt.
„Die Neubesiedlung des Kreises Jeseník verlief jedoch nur schleppend und die Anzahl seiner Einwohner sank um etwa ein Drittel“,[26] erfährt der Besucher des Museums im Jeseníker Wasserschloss, einem ehemaligen Verwaltungssitz der Breslauer Bischöfe, der mit EU-Geldern aufwendig saniert wurde. In dem historischen Gemäuer wurde das bereits früher existierende Heimatmuseum in eine gut strukturierte Ausstellung mit modernem Design verwandelt. „Die Region Jeseník war überwiegend von deutscher Bevölkerung besiedelt“, heißt es dort ganz selbstverständlich. Sparsam, aber effektvoll inszenierte Exponate erzählen vom Wirken der Deutschen, etwa in der Glasherstellung oder der Textilindustrie, aber auch ihr kulturelles Erbe wird beschrieben, ihr schlesischer Dialekt, ihre Trachten, ihre Feste – oder das Schaffen des Komponisten Carl Ditters von Dittersdorf[27], der zeitweise als Amtshauptmann in Freiwaldau eingesetzt war.

Wiederentdeckte Perle

Auf seinem „Weg zu den Wurzeln“ entdeckte Brontosaurus etwa zwei Kilometer von Javornik/Jauernig die Ruine der Georgshalle, ein Holzbau mit Jugendstil-Fenstern, von denen nur Scherben übrig geblieben waren. Die „Georgshalle“ war 1904 errichtet und nach ihrem Bauherren, dem Breslauer Bischof Georg Kopp, benannt worden. Sie muss ein beliebtes Ausflugsziel gewesen sein, zu dem die Bewohner aus dem etwa zwei Kilometer entfernten Jauernig einen Spaziergang unternahmen, um einen Kaffee oder Tee zu genießen, aber auch um das Tanzbein zu schwingen, denn das mitten im Wald errichtete Gebäude war eine *Tančirna*, eine Tanzhalle. Nach 1945 verfiel der Bau, der auch als Ruine

seine Schönheit nicht verlor und dann schließlich von einem Mitglied der Brontosaurus-Gruppe entdeckt wurde.
Die Umwelt-Aktivisten sprachen mit dem Eigentümer, der Tschechischen Bahn, die sich nicht um den Zustand des historischen Gebäudes scherte. „Als wir es kaufen wollten, verlangte die Bahn 300.000 Kronen dafür“, erzählt Glabazňa, „das konnten wir uns nicht leisten“. Mehr oder weniger illegal deckten die Umwelt- und nunmehrigen Denkmalschützer provisorisch das Dach der Tanzscheune, obwohl sie noch der Bahn gehörte. Sie führten Gespräche mit den Gemeinden in der Umgebung, ob die sich nicht des Bauwerks annehmen wollen. Die Kommunalpolitiker in der Stadt Javorník, auf deren Gelände die Tanzscheune liegt, winkten ab. Die Nachbargemeinde Bernartice allerdings entschied, die Halle zu kaufen. „Für uns war es ein großer Erfolg, einen solch kleinen Ort davon zu überzeugen, dieses Objekt zu erwerben, die Gemeinde hat sich damit eine große Last auferlegt.“ Bernartice beantragte europäische Gelder für eine Sanierung, hatte aber keinen Erfolg. Deshalb begann die Kommune die Rekonstruktion aus eigener Kraft, obwohl die kommunale Kasse nicht sehr üppig ausgestattet ist. „Sie haben erkannt“, meint Glabazňa, „dass das Haus einen historischen Wert hat, dass es eine Perle im Reichensteiner Gebirge ist.“
Ein weiteres Indiz dafür, dass die Menschen im Altvatergebirge die Geschichte der Gegend entdecken. Der Mährisch-Schlesische Sudetengebirgsverein hat inzwischen auch in der Region rund 80 Mitglieder, außer „verbliebenen“ Deutschen gehören auch Tschechen dazu. Glabazňa beobachtet, dass die Menschen offenbar ein Gefühl dafür entwickeln, „dass die Geschichte auch ihnen gehört“, dass sie den Landstrich tatsächlich als Heimat betrachten. Pavel Drgáč, der das Interview mit Glabazňa dolmetscht und lange in der Kurklinik auf dem Gräfenberg gearbeitet hat, weiß aus eigener Erfahrung, dass solch ein Prozess Zeit benötigt: „Ich lebe hier seit 30 Jahren, als ich anfing in der Kuranstalt zu arbeiten, sagten meine Kollegen am Freitagnachmittag: Wir fahren heim! Damit meinten sie zum Beispiel Olomouc. So wie die

Sudetendeutschen in Stuttgart sagen: Wir fahren heim!, wenn sie hierher kommen. Auch die Griechen, die schon in der dritten oder vierten Generation hier leben, sagen, sie fahren heim, wenn sie nach Mazedonien fahren. Die Geschwindigkeit der Identitätsentwicklung ist eben verschieden."

Der Unterschied zwischen „daheime“ und „zu Hause“

Erik Buchholz lernte in seiner Kindheit, dass die Worte „zu Hause“ und „daheime“ vollkommen unterschiedliche Bedeutungen haben können. „Zu Hause“, das war für seine Mutter das thüringische Mühlsdorf und Gera. „Daheime“ liegt jenseits der deutsch-tschechischen Grenze. In Adřspach, das als Adersbach schon zu Goethes Zeiten für seine imposanten Sandsteinfelsen berühmt war, kam die Mutter zur Welt. Ihre Eltern mussten, weil sie Deutsche und damit „Feinde“ waren, 1946 mit drei Kindern das Land verlassen. Buchholz bezeichnet sich als „Kind der Ereignisse“. Denn auch sein im heutigen Polen geborener Vater kam nicht freiwillig nach Thüringen: Dessen Bruder war nach Kriegsende schwer misshandelt worden und an den Verletzungen gestorben, nach zwei Jahren in einem Vertreibungslager verließ die Familie 1949 das Land.

Odyssee von Böhmen nach Thüringen

Als Buchholz’ Mutter 1944 in Ober-Adersbach geboren wird, rollt die Ostfront westwärts, erreicht auch Nordböhmen. Ihr Vater war bereits im Ersten Weltkrieg Soldat an der Ostfront gewesen, in Gefangenschaft und in die Wirren der Oktoberrevolution geraten. 1939, ein Jahr nachdem das Münchner Abkommen den Anschluss der Sudetengebiete besiegelt hatte, erfüllte sich für ihn und seine Frau ein Traum: Das Paar kaufte sich ein Haus, dazu eine kleine Landwirtschaft. Lange jedoch währte das Glück nicht.
Als 1945 die Flüchtlingstrecks durch Nordböhmen ziehen und alarmierende Nachrichten mitbringen, wie es den Deutschen im Osten ergeht, sind Buchholz’ Großeltern, das weiß der Enkel aus Erzählungen, „wie

Erik Buchholz

Jahrgang 1969, Maler und Zeichner
Vater: geboren 1940 in Białasy, nordwestlich von Warschau, Polen, Elektriker
Mutter: geboren 1944 in Adřspach/Adersbach, Tschechien, Verkäuferin

Erik Buchholz aus Gera ist seit 2007 „Gemeindebetreuer“ im Heimatkreis Braunau für ehemalige Bewohner des nordböhmischen Adřspach/Adersbach. Dort war seine Mutter ein Jahr vor Kriegsende zur Welt gekommen, die Wurzeln seines Vaters liegen im heutigen Polen. Flucht und Vertreibung haben das Familiengedächtnis geprägt. In der DDR, in der Buchholz aufwuchs, musste die Auseinandersetzung mit diesem Kapitel der Geschichte ausschließlich im Privaten stattfinden. Buchholz’ Mutter war kurz vor dem Mauerfall bei ihrer ersten Reise in den Westen heimlich zu einem Treffen von Vertriebenen gefahren. Ihr Sohn organisiert heute Fahrten für ehemalige Adersbacher nach Tschechien und setzt sich für ein Denkmal auf dem in den 70er Jahren eingeebneten Friedhof ein.

paralysiert, sie warten ab, was passiert“. Zunächst, scheint es, überstehen sie den Zusammenbruch des durch Eroberungen in ganz Europa gewaltsam vergrößerten Dritten Reiches unbeschadet. Im Januar 1946 jedoch wird der Großvater zusammen mit anderen deutschen Männern verhaftet und in einem Lager zur Zwangsarbeit verpflichtet. Kaum zu Frau und Kindern zurückgekehrt, muss er mit ihnen den Ort verlassen. In Meziměstí/Halbstadt, in der Nähe von Broumov/Braunau, werden in Baracken, in denen zuvor Zwangsarbeiter einer deutschen Rüstungsfabrik hatten hausen müssen, nun Deutsche für die bevorstehende Vertreibung zusammengepfercht.

Die Familie geht mit ihren drei jüngsten Kindern – eins ist fast zehn, eins sechs und das jüngste, Buchholz’ Mutter, zwei Jahre alt – auf den Transport. Die älteste Tochter ist im Warthegau im Pflichtjahr, sie flieht später von dort in den Westen. Ziel des Vertriebenen-Transports ist Cheb/Eger, dort steigen die Abgeschobenen in Waggons, sie bleiben beisammen, doch Unruhe macht sich breit. Wohin, fragen sich die Menschen, fährt der Zug wohl – in die amerikanische Zone oder die sowjetische?

Die Familie wird im thüringischen Bad Köstritz bei Gera ausgeladen und von Bauern in Empfang genommen. Mühlsdorf ist die Endstation der Odyssee, dort sind Buchholz’ Großeltern mit drei Kindern im Juli 1946 polizeilich das erste Mal gemeldet. Wie vielerorts sind die Fremden bei den Einheimischen nicht gern gesehen, teilen will in den mageren Zeiten niemand gern, der Frust über die von oben verordnete Solidarität entlädt sich in Flüchen wie: An der Straße nach Pörsdorf[28] stehen so viele Bäume, da könnte jeder von euch an einem Strick sein Ende finden … Den Großeltern gelingt es, sich in der DDR eine bescheidene Existenz aufzubauen, der Großvater spannt als Elektriker Überlandleitungen, die Großmutter pflanzt als „Kulturarbeiterin“ im Staatsforst Bäume. Die Tochter, Buchholz’ Mutter, wird Verkäuferin, ihren beiden Brüdern gelingt eine typische DDR-Karriere: Sie besuchen die Arbeiter- und Bauern-Fakultät, der eine wird Chemiker, der andere Mediziner.

Viertausend Kilometer weit weg

Da sie vor seiner Geburt starben, lernte Buchholz seine böhmischen Großeltern nie kennen, dieses „Loch“ in seiner Biografie, wie er es nennt, versuchte die Mutter mit Erzählungen zu füllen. Wie ihre Brüder redete sie in Buchholz’ Kindheit in einem merkwürdigen Tonfall über „daheime“. Es schien „verloren und nicht mehr – oder nur mit großen Mühen – erreichbar“. In seiner Fantasie lag es „nicht 400, sondern 4.000 Kilometer weit weg“. Genährt wurde diese Vorstellung, wenn die Verwandten in eine andere Sprache wechselten, den „Braunschen“ Dialekt, den die Mutter allerdings kaum beherrschte, wohl auch, weil sie sich als Kind dafür geschämt hatte, dass ihre Eltern anders als die Einheimischen redeten. Als ihre Mutter beim Metzger „a Viertela Faschiertes“ bestellte, flüsterte ihr die Tochter mit hochrotem Kopf zu: „Das heißt hier Gehacktes …“

Buchholz’ Eltern, die mit ihren Kindern später nach Gera umzogen, sind Christen, er und sein Bruder wuchsen evangelisch auf. Der Kirchgang ist heute noch genau so obligatorisch wie das Tischgebet. Buchholz und sein Bruder gingen außer in die Schule auch zu der von der evangelischen Kirche in der DDR organisierten Christenlehre und in den Konfirmandenunterricht. Damit stellte sich die Familie „jenseits der offiziellen Meinung“ im atheistisch geprägten Staat DDR. Die Mutter ging noch einen Schritt weiter und weigerte sich, in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft einzutreten. Ihre Begründung: Einer ihrer Brüder war als Soldat an der Ostfront vermisst, dafür machte sie die Sowjetunion verantwortlich. Freilich wollte sie verhindern, dass ihre beiden Kinder als Außenseiter aufwachsen. Die Söhne zogen deshalb wie die meisten Gleichaltrigen das blaue Hemd an, traten in die Freie Deutsche Jugend ein und empfingen neben der Konfirmation auch die offizielle Jugendweihe.

Wurde in der Schule über den Zweiten Weltkrieg und die Folgen gesprochen, „waren meine Großeltern auf der Seite der Verbrecher“,

erinnert sich Buchholz. DDR-Schulbücher lehrten, dass mit der Vertreibung der Deutschen ein Unrecht beseitigt wurde, das über Generationen dem polnischen und tschechischen Brudervolk zugefügt worden sei. Der Staat pflegte ein antifaschistisches Image: „Ich wuchs mit dem Bewusstsein auf, dass alle Nazis im Westen leben."
In Buchholz' Familie wurde nicht darüber gesprochen, wo die sudetendeutschen Großeltern vor 1945 politisch gestanden hatten. Ein Foto aus den 40er Jahren zeigt den Adersbacher Großvater mit einem Abzeichen. Sein Enkel Erik vermutet, dass ein Parteiabzeichen der NSDAP am Revers steckt. Gewissheit hat er nicht, seine Mutter reagiert auf Nachfragen „allergisch" und meint: Das kann nicht sein! Für Buchholz ist die Frage bis heute offen. In sudetendeutschen Kreisen kursiert das Narrativ, die sich immer stärker nationalistisch ausrichtende Sudetendeutsche Partei (SdP) sei nach dem Anschluss an Nazideutschland automatisch in die NSDAP übergegangen. Die SdP wurde zwar nach dem Anschluss 1938 aufgelöst, doch Forschungen belegen, dass die 1,3 Millionen Parteimitglieder nicht pauschal übernommen wurden. Denn bei den reichsdeutschen Nationalsozialisten gab es erhebliche Vorbehalte gegen die „weltanschauliche Festigkeit" der sudetendeutschen Gesinnungsgenossen, sie mussten deshalb einen Aufnahmeantrag stellen, der Eintritt in die NSDAP war demzufolge ein sehr bewusster Schritt.[29]

Expedition in die Vergangenheit

Buchholz' Großeltern waren in der Nachkriegs-Tschechoslowakei nicht mehr der anfänglichen „wilden", sondern der „geordneten" Vertreibung zum Opfer gefallen, pro Kopf durften sie 50 Kilo ihres Hab und Guts mitnehmen. In einer Kiste retteten sie Fotos und Dokumente. „Die holte ich irgendwann heraus, und 1990 fing ich an, darüber zu brüten und nachzufragen." Freilich hatte seine Mutter kaum Antworten auf

seine Fragen parat, weil sie ein kleines Kind war, als sie mit den Eltern vertrieben wurde.
Kurz nach ihrer Hochzeit reiste sie 1966 mit ihrem Mann in die Tschechoslowakei, in die goldene Stadt Prag. Tschechische Bekannte überredeten sie zu einem Abstecher in ihren Geburtsort in Nordböhmen. Ein auf dieser Reise entstandenes Foto ihres Elternhauses steht seitdem in der Wohnung. Danach kehrte sie nicht wieder zurück an diesen Ort, obwohl er nur einen Katzensprung weit weg von der neuen Heimat lag. Einer ihrer Brüder hingegen fuhr mit seinen Söhnen mindestens zwei Mal pro Jahr in das sozialistische Bruderland, das für DDR-Bürger eines der wenigen erreichbaren Urlaubsziele jenseits der gut bewachten Staatsgrenze war. Buchholz bedrängte die Eltern, doch endlich mit ihm in das ferne nahe Land zu fahren. Nach langem Zögern willigte die Mutter ein.
1983 rollt der grasgrüne Trabant über die Grenze. Der Vater, sonst Wortführer in der Familie, wird beim Anblick der Grenzsoldaten ganz still, wirkte ängstlich. „Ich hatte fast Angst um ihn." In Děčín im Elbtal landet der Trabi auf dem „Planeten Tschechei". Die Bezeichnung, die in der Nazizeit für die nach dem Anschluss des Sudetenlandes annektierte „Rest-Tschechei" benutzt worden war, hielt sich inoffiziell auch in der DDR noch. Der 14-jährige Erik navigiert mit der Landkarte auf den Knien vom Rücksitz aus. Als das Riesengebirge und damit Adřspach näher kommt, packt ihn zwar nicht das Gefühl nun endlich „daheime" zu sein, doch er meint zu spüren, „dass da etwas Besonderes und Bedeutsames geschieht". Die Expedition in die Vergangenheit bringt freilich kaum Erkenntnisse. Die Mutter weiß zu wenig. Da es auch keine Aufzeichnungen gibt, bleibt das meiste im Dunkeln. Die Sprachbarriere und eine diffuse Angst hindern die Heimweh-Touristen daran, bei den neuen Besitzern des Elternhauses der Mutter zu klingeln. Alles, was er auf dieser Reise erfährt, schreibt der 14-Jährige auf, „das war sehr schwärmerisch". Ein Jahr später verbringt er mit seinen Eltern den Sommerurlaub „daheime".

Die „Umsiedler“, wie Vertriebene in der DDR offiziell genannt wurden, waren gezwungen, ihre Erinnerungskultur als rein private Angelegenheit zu pflegen. Eine öffentliche Beschäftigung mit dem Thema war nicht nur verpönt, sondern auch strikt untersagt. Gleichwohl gab es in den ersten Jahren des Arbeiter- und Bauernstaates diverse Versuche, das Verbot zu unterwandern. So fanden in den 50er Jahren im Zoo von Halle/Saale Treffen statt, an denen nach Polizeischätzungen bis zu 2.000 Personen teilnahmen. Die Stasi beobachtete diese regelmäßigen Zusammenkünfte zwar, doch der Staat fand lange keine Handhabe, um dagegen vorzugehen. Erst im Frühjahr 1953 wurde ein Treffen aufgelöst, zahlreiche Teilnehmer, die als Organisatoren galten, wurden festgenommen. Ähnliche Treffen gab es in den 50er und 60er Jahren im Leipziger Zoo, bei denen die Stasi bis zu 800 Teilnehmer zählte.[30]
Private Kontakte waren für die meisten Vertriebenen in der DDR die einzige Möglichkeit, Informationen auszutauschen und Erinnerungen zu pflegen. Per Brief hatten auch Buchholz’ Großeltern Kontakt zu weiteren Betroffenen gesucht. Andere, weiß er heute, schlugen dem Staat und der Stasi auf ihre Art ein Schnippchen: In einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) im Raum Gera knüpften Sudetendeutsche Kontakt zu einer tschechischen Genossenschaft in ihrem ehemaligen Heimatdorf. Sie gründeten eine Partnerschaft und reisten von da an mit einem staatlich finanzierten Bus nach Hejtmánkovice/Hauptmannsdorf im Braunauer Ländchen. Und so mancher DDR-Rentner, der in den Westen reisen durfte, nutzte diese Chance, bei einem Vertriebenen-Treffen dabei zu sein.

Am richtigen Fleck

Buchholz’ Mutter durfte 1988 anlässlich einer Beerdigung zum ersten Mal in den Westen fahren. Sie leistete sich – quasi illegal – einen Abstecher zu einem Heimattag. Ein Jahr später öffnete sich die Grenze, mit

der Wiedervereinigung wurden die „Umsiedler“ in der DDR rechtlich den Vertriebenen im Westen gleichgestellt, sie konnten zwar nicht mehr den in der alten Bundesrepublik gezahlten Lastenausgleich in Anspruch nehmen, doch immerhin eine Einmalzahlung von rund 2.000 Euro beantragen, etwa 1,4 Millionen Menschen in den neuen Bundesländern machten davon Gebrauch.[31]

Buchholz hatte vor dem Mauerfall Kfz-Schlosser gelernt, danach zog es ihn nicht nur in den Westen, sondern auch zur Kunst, er besucht eine Kunstschule in Stuttgart. Als 1991 das erste Treffen des Braunauer Heimatkreises nach der Wende ansteht und erstmals Vertriebene aus der DDR dorthin kommen können, ist für Buchholz klar, dass er dabei sein muss. Mit diesem Entschluss holen ihn jedoch auch die Feindbilder aus der DDR-Zeit ein: Fotos von einem Sudetendeutschem Tag aus einem Schulbuch, die alte Männer hinter Sonnenbrillen, „Revanchisten“, zeigen. Mit gemischten Gefühlen fährt er deshalb nach Forchheim. Dort ist der 22-Jährige einer von 5.000 Gästen dieser Veranstaltung, die meisten könnten seine Großeltern sein. Der Besuch zählt nicht zu den typischen Beschäftigungen eines jungen Mannes, doch „ich fühlte mich da am richtigen Fleck, es schien, als würde etwas zusammenkommen, das vorher getrennt war“.

Der Heimatkreis Braunau ist heute einer von 81 in der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Die ehemaligen Bewohner von 2.000 Heimatgemeinden werden von Ortsbetreuern zusammengehalten. In den Zeitungen der Heimatkreise häufen sich inzwischen die Nachrichten über die Verstorbenen, Nachwuchs ist rar. Der Heimatkreis Braunau hatte eine Jugendgruppe, die inzwischen jedoch nicht mehr existiert.

Als sich Anfang der 90er Jahre auch in Gera eine Gruppe der Braunaer gründete, kamen etwa 400 Vertriebene zusammen. Buchholz konnte seine Mutter erst im Jahre 2000 dazu überreden, dorthin zu gehen – mit ihm im Schlepptau. Er ist dort heute einer der Jüngsten. „Beim zweiten Mal entschuldigten sie sich bei mir dafür, dass es so langweilig wäre. Es wollte niemand verstehen, dass ich genau das

gesucht hatte – einfach nur darüber zu reden.“ Die Leute sprachen nicht nur in der Vergangenheitsform über Braunau, Adersbach und die Nachbarorte, sondern „wie jemand, der sich Gedanken darüber macht, ob er das Garagentor streicht oder nach Leipzig fährt, um sich einen Anzug anmessen zu lassen“. Die aktuellen Ereignisse sind bei den Treffen genau so ein Thema: Hast du gehört, am Eingang zur Felsenstadt ist der Eingang verändert worden … Buchholz meint, dass sudetendeutsche Vertriebene, die in der DDR lebten, eine andere Erinnerungskultur als die im Westen pflegen: „Sie erinnern sich fast unpolitisch. Im Westen hat es nach 60 Jahren landsmannschaftliche Arbeit immer eine politische Dimension.“ Wenn sein in der DDR groß gewordener Onkel die „Heimat“ besucht, sei es ihm wichtig, das heutige Tschechien in seine Schilderungen der Reise einzubeziehen. Verwandte und Freunde aus dem Westen hingegen „interessiert das weniger, bei ihnen ist das alte Bild eingefroren“.

Brücken nach „daheime“

Während Buchholz privat die familiären Wurzeln erkundete, wurde beruflich die Kunst mehr und mehr sein Lebensmittelpunkt. Nach seinem Studium an der Bauhaus-Universität Weimar beschäftigte er sich mit Malerei und Grafik. Auch in seinen Werken scheint die Familiengeschichte gelegentlich durch: Durch einige seiner Zeichnungen wandert der Rübezahl, der Berggeist des Riesengebirges. Ein Buch mit den Geschichten über ihn stand in der elterlichen Bibliothek. Mit einer Zeichnung bewarb er sich für den Kunstpreis des Thüringer Landesverbandes der Sudetendeutschen Landsmannschaft, gewann ihn auch und zeigte seine Werke bei einer Ausstellung im alten Rathaus von Broumov. Dort lernte er eine Gruppe junger Tschechen kennen, die die Geschichte der Region erforschten und dabei das für die Gegend prägende Erbe der Deutschen nicht aussparen wollten.

Viele Vertriebene koppeln ihre Erinnerung ab von den Orten und der Landschaft, an die erinnert wird. Reisen in das Land, aus dem sie abgeschoben wurden, sind für sie kein Thema. So mancher, der zu den Treffen der Braunauer in Gera kam, traute sich vor der Wende nicht – obwohl die Reisebedingungen für die Ex-DDR-Bürger deutlich leichter waren –, in die „Heimat“ zu fahren. Als im Heimatkreis Braunau die Ortsbetreuer für Ober- und Nieder-Adersbach ausfielen, erinnerte man sich eines „Verrückten“ in Gera – und Buchholz wurde 2007 Betreuer für beide Ortsteile. Er organisierte ein Jahr später einen Bus und reiste mit rund 30 Leuten nach Adřspach. Inzwischen gibt es jedes Jahr eine solche Heimat-Tour. Mit alten Unterlagen und Fotos im Gepäck wird „die Geschichte vor Ort in Echtzeit nacherzählt“.

Manch einer wollte noch einmal das Haus besuchen, in dem er geboren worden war, und für einige erfüllte sich der Wunsch, sie standen dann mit alten Fotos in der Hand tatsächlich in den Zimmern, die sie mehr als 60 Jahre zuvor hatten verlassen müssen. Viele der jüngeren tschechischen Bewohner sind – was viele deutsche Besucher überrascht – nicht nur aufgeschlossen, sondern auch daran interessiert, welche Geschichte ihr Haus hat. Mit 65 konnte auch Buchholz’ Mutter endlich noch einmal ihr Elternhaus von innen sehen. Ein tschechischer Freund hatte während eines Besuches bei dem neuen Besitzer vorgefühlt. „Man spürte, dass es dem Mann nicht leicht fiel. Doch dann waren wir drin. Meine Mutter trat nicht herrisch, sondern eher unsicher auf, das erleichterte den Besuch. Danach holte sie tief Luft: Es war absolviert.“

Die ehemaligen Bewohner von Adřspach kamen bis 2010 als Touristen, quasi inoffiziell. Deshalb bat Buchholz über einen tschechischen Freund um eine Audienz bei Bürgermeisterin Dana Cahová und die lud die ehemaligen Bewohner tatsächlich zu Kaffee und Kuchen ein. Als Mittvierzigerin hatte sie den Krieg und die Zeit danach nicht selbst erlebt, deshalb scheute sie sich nicht, auch über ein heikles Thema zu sprechen: In den 70er Jahren war in Ober-Adersbach der Friedhof beseitigt worden. Bis dahin hatten ehemalige Adersbacher noch die Grabstätten ihrer Ahnen

gepflegt. Der vernichtete Gottesacker, weiß Buchholz, ist für viele „eine schmerzhafte Wunde“. Wurden lediglich die Steine beseitigt oder auch die Gebeine herausgeholt?, fragen sich manche. Bei der Aktion, heißt es, sollen auch Gräber von Tschechen beseitigt worden sein.

Buchholz schlug der Bürgermeisterin vor: Man könnte das Gelände wieder einfrieden, es erneut zu einem geweihten Ort deklarieren, statt es als Fußball- und Parkplatz zu nutzen. Fördermittel stünden in Aussicht, Mitglieder aus dem Heimatkreis Braunau würden Geld dafür geben. Die Bürgermeisterin zeigte sich offen dafür und versprach zu helfen. Ihre deutschen Gäste gingen danach, beobachtet Buchholz, „mit einem etwas geraderen Rückgrat durch den Ort“. Er will mehr als die Einfriedung des Platzes, ginge es nach ihm, soll dort ein künstlerisch gestaltetes Erinnerungszeichen für die Familien errichtet werden, die dort über mehrere Generationen ihre Toten bestattet haben. Deshalb entwarf er eine Stahlskulptur für diesen Ort.

Geht Buchholz heute zu den Treffen der Braunauer in Gera, sind ab und zu seine Frau und sein 2005 geborener Sohn dabei. „Mir ist daran gelegen, dass die heute 80-Jährigen spüren: Wir können zwar nicht wieder zurück, aber es gibt Jüngere, die es bewahren helfen, und es gibt vielleicht auch einen anderen Umgang zwischen Deutschen und Tschechen. Ich glaube, mehr wollen sie nicht. Ich habe in den vergangenen 20 Jahren niemanden kennengelernt – weder im Osten noch im Westen – der versucht hat, über Rechtsmittel an sein altes Eigentum zu kommen.“

Im Sinne der Herkunft tätig sein

Als Kind wunderte sich Ulrich Miksch über den merkwürdigen Namen des Geburtsortes im Ausweis seines Vaters: *Wisterschan* stand da. Bystřany, so der tschechische Name, liegt ein paar Kilometer entfernt vom nordböhmischen Städtchen Teplice v Čechách, das einst Teplitz-Schönau hieß. Im heutigen Stadtteil Trnovany war die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei gegründet worden. Nach ihrem ersten Vorsitzenden ist die Seliger-Gemeinde benannt, in der sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik sozialdemokratische Vertriebene sammelten. Als Miksch 2005 auf dem Schönauer Friedhof, auf dem seine Urgroßmutter beerdigt ist, das Grab von Josef Seliger[32] entdeckte, erschien ihm das wie ein Wink, der Gemeinde beizutreten. Es gab noch weitere und weitaus gewichtigere Gründe für diesen Schritt.

Obwohl das heutige Tschechien ein Bruderland der DDR war, in der Miksch aufwuchs, wurde offiziell über die Geschichte der einst dort lebenden Deutschen geschwiegen. Auch sein Vater erzählte kaum etwas über seine Herkunft. Nur manchmal, da nannte er Tomaten „Paradeiser", Blumenkohl „Karfiol" und Orangen „Pomeranzen". Fremdartig klangen diese Worte in den Ohren seines Sohnes.

Es muss in den 70er Jahren gewesen sein, da unternahm die Familie bei einer Urlaubsfahrt einen Ausflug über die Grenze in die nahe Tschechoslowakei. Für Miksch war es nicht nur der erste Auslandsaufenthalt, sondern auch eine Reise in die Vergangenheit seines Vaters. Der führte seine Familie vor ein Haus in jenem Dörfchen Bystřany: „Hier komme ich her", erzählte er, „hier bin ich geboren." Auf Schwarz-Weiß-Fotos sind Szenen dieser Tour festgehalten. Auf einem davon unterhält sich der Vater mit einem Einheimischen. War während dieser Reise bei seinem Vater Trauer oder Schmerz über den Verlust dieses Ortes zu spüren? In Mikschs Erinnerung blieb wenig übrig von dieser Fahrt, ledig-

Ulrich Miksch

Jahrgang 1968, Journalist
Vater: geboren 1929 in Bystřany/Wisterschan, Arbeiter, 2005 verstorben
Mutter: geboren 1935 in Stotternheim (heute Stadtteil von Erfurt), Kindergärtnerin

Ulrich Miksch wuchs in der DDR auf, studierte in Ostberlin Meteorologie, Philosophie und Kulturwissenschaften. Sein Vater stammt aus Nordböhmen, Menschen wie er galten in der DDR als „Umsiedler“, die sich mit ihrer Herkunft und der Vertreibung aus der Heimat lediglich im Verborgenen beschäftigen durften. Nach der Wende trat er in die Sudetendeutsche Landsmannschaft ein, nach seinem Tod wurde Sohn Ulrich Mitglied in der Seliger-Gemeinde, der „Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten“. Die sudetendeutschen Sozialdemokraten, sagt Miksch, hätten sich bis zur deutschen Besetzung der Tschechoslowakei ihrem Staat gegenüber loyal verhalten, die These von der Kollektivschuld sei deshalb nicht haltbar.

lich ein paar Szenen des Ausflugs nach Teplice noch, wo es in einem Restaurant Knödel gab, die wunderbar schmeckten …

Sein Vater machte zwar kein Geheimnis aus seiner Herkunft, doch er trug sie nicht vor sich her. Vielleicht, weil er nicht besonders redselig war, vielleicht, weil er zu wenig wusste, vielleicht, weil ein „Umsiedler"-Schicksal nicht in das offizielle DDR-Geschichtsbild passte. Dieses Kapitel der Nachkriegszeit galt als erledigt. Eine Nachbarin in dem Mietshaus im thüringischen Suhl, in dem Miksch aufwuchs, kam ebenfalls aus Nordböhmen. Seit dem Einzug gehörte sie quasi zur Familie. Sie ging ganz offen mit ihrer böhmischen Herkunft um, reiste öfter zu Verwandten in die Tschechoslowakei und erzählte darüber, wenn sie die Mikschs besuchte.

Nach der Schule wollte Miksch Meteorologie studieren, das Fach war eine Nische, weil politisch unverfänglich. Doch wer in jener Zeit studieren wollte, musste in der Regel mindestens drei Jahre Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee (NVA) ableisten. Miksch wurde nach einem halben Jahr Unteroffiziersausbildung zum Sammeln und Verteilen von Wetterdaten für Militärflugplätze eingesetzt. Überraschend reduzierte die Regierung 1987 die Dienstzeit auf zwei Jahre und zehn Monate. Im August 1989 wurde er entlassen, so blieb Miksch außer zwei Monaten NVA auch ein – wie sich später herausstellte – durchaus drohender Einsatz bei den Demonstrationen im Herbst 1989 erspart, als die Stimmung während der immer häufiger aufflammenden Proteste zu eskalieren drohte.

Im heißen Herbst 1989 studierte Miksch Meteorologie an der Humboldt-Uni in Berlin. In jenen Tagen der politischen Umwälzungen wurde ihm klar, „nicht die Nische ist wichtig, man muss sich engagieren". Und so wechselte er kurz vor der Wiedervereinigung das Fach: Statt mit dem Wetter beschäftigte er sich von da an mit Philosophie. Darunter verstand man in der DDR zunächst einmal Marxismus-Leninismus, andere Denkmodelle waren verpönt. Die Ereignisse im Herbst 1989 wirbelten das angestaubte Fach gewaltig durcheinander, Miksch

erlebte die Umstrukturierung an der Humboldt-Uni hautnah mit, wurde studentischer Vertreter in Uni-Gremien, schrieb in der ersten unabhängigen Studentenzeitung der DDR, 1997 schloss er das Studium ab. Seit 2000 arbeitet er als freier Journalist, unter anderem für die in der Schweiz erscheinende „Neue Zürcher Zeitung“. Manchmal findet er es „gut, von außen auf Deutschland zu schauen“.

Gewinnung eines Hintergrunds

Die Wende veränderte das Land, dessen Menschen und dann auch die Art, wie Mikschs Vater mit seiner Geschichte umging. Hatte er bis dahin in der Familie wenig erzählt und schien es vollkommen unmöglich, damit in die Öffentlichkeit zu gehen, trat er 1991 in die Sudetendeutsche Landsmannschaft ein. Sein Sohn erfuhr erst später von diesem Schritt, die Landsmannschaft war ihm bis dahin suspekt gewesen, er hatte die meisten ihrer Mitglieder als reaktionär eingestuft. Heute hält er den Eintritt seines Vaters für ein „legitimes soziales Interesse, seine Herkunft nicht zu verleugnen und Kontakte zu Menschen mit dem gleichen Schicksal zu suchen“.
Der ebenfalls in Nordböhmen geborene ältere Bruder von Mikschs Vater war als Soldat während des Krieges in französische Gefangenschaft geraten, hatte dort eine Frau kennengelernt und geheiratet. Es waren Klassenkameraden dieses Onkels, die Mitte der 90er Jahre Treffen in der alten Heimat Nordböhmen organisierten. Auch Mikschs Vater fuhr dorthin und er lud seinen Sohn ein, mitzukommen. Der war zunächst skeptisch, doch nach und nach gerieten diese Fahrten „zu einer Gewinnung eines Hintergrunds“. Was der Vater bis dahin bruchstückhaft erzählt hatte, bekam nach und nach einen Zusammenhang. Die 30 bis 40 Leute, die sich in Sachsen trafen und dann vom Erzgebirge hinunter nach Wisterschan fuhren, erzählten, wo sie gewohnt hatten, wer wessen Nachbar gewesen war, wo einst die Schule stand. Mikschs Fami-

liengeschichte blieb zwar weiter Stückwerk, doch „vieles bekam plötzlich eine Lebendigkeit, auch weil es vor Ort erzählt wurde“.
Sein Vater kommt aus einer Bauernfamilie, mit etwas Land, einer Kuh, ein paar Pferden. Der kleine Hof in Wisterschan versorgt seine Bewohner. Der Großvater benutzt seine Pferde, um sich mit Fuhrwerksdiensten etwas dazuzuverdienen. In der Familie wird immer wieder die Geschichte erzählt, dass der Großvater nach dem Teplitzer Theaterbrand im September 1919 Baumaterial für den 1924 eröffneten Neubau transportierte.
Am Ende des Zweiten Weltkrieges ist Mikschs Vater zu jung, um noch zur Wehrmacht eingezogen zu werden. Anders als der drei Jahre ältere Bruder, der noch kurz vor Kriegsende als Soldat in Norwegen landet, wo er allerdings kaum etwas von Gefechten mitbekommt. Als der Krieg aus ist und die Deutschen in der Tschechoslowakei zu Feinden erklärt werden, zieht ein tschechischer Verwalter in das Haus in Wisterschan ein, die Familie muss zunächst im Obergeschoss zusammenrücken, dann jedoch den Hof verlassen. Sie sollen bei einem tschechischen Bauern im Landesinneren arbeiten. Einiges vom Hausrat dürfen sie mitnehmen. Am 18. September 1945, dem Geburtstag von Mikschs Großvater, fahren sie in einem Güterwaggon in die Nähe von Kolín, wo sie auf dem Hof des Bauern, der sie als Arbeiter angefordert hatte, in einer Scheune hausen müssen. Immerhin bekommen sie am Ende für die geleistete Arbeit noch etwas Geld. Ein knappes Jahr verbringen sie dort, ein Jahr der Hoffnung, dass es doch noch anders kommt, als es sich abzeichnet. Doch es kommt wie befürchtet: Sie werden in eines der Sammellager eingewiesen, in dem Deutsche auf ihre Abschiebung warten. Hygiene und Versorgung dort sind katastrophal. Aus dem Lager gehen Transporte Richtung Deutschland. Die meisten der Wartenden wollen in die Westzone, einerseits herrscht eine diffuse Angst vor den Zuständen in der sowjetischen Zone, aber auch, weil bereits Verwandte dorthin transportiert wurden, wollen die meisten in den Westen. Mikschs Vater erkrankt an Ruhr, die Mutter entscheidet, so schnell

wie möglich das Lager zu verlassen, statt länger auf einen Transport in die Westzone zu warten. Mit dem erstbesten Zug gelangen sie über mehrere Stationen bis in das winzige Rieth im südlichsten Zipfel Thüringens, das zu diesem Zeitpunkt schon zur sowjetischen Zone gehört. Sie werden in ein verlassenes Haus einquartiert, müssen sich ein paar Zimmer herrichten. Der Großvater wird Waldarbeiter, nebenher bewirtschaftet er ein winziges Stück Land. In Rieth lernen sich Mikschs Eltern kennen, seine im südthüringischen Bad Salzungen aufgewachsene Mutter war als Kindergärtnerin in diesen entlegenen Ort gekommen, der nach der Grenzziehung in die nur mit einem Passierschein zugängliche Fünf-Kilometer-Sperrzone rückt. Mikschs Vater hatte in seiner Heimat eine Lehre als Tischler begonnen, aber nicht beendet, die Vertreibung war dazwischen gekommen. In Schweickartshausen arbeitet er als Ungelernter in einem noch privat betriebenen Sägewerk. Dessen Besitzer wird dann jedoch verhaftet, sein Werk geschlossen und Mikschs Vater muss sich eine andere Arbeit suchen. Er findet sie in der Bezirksstadt Suhl, im Zweiradwerk Simson. Nach etwa zehn Jahren des Pendelns organisiert er eine Wohnung bei der Arbeiterwohngenossenschaft und zieht mit seiner Familie 1963 nach Suhl um. Seinen böhmischen Großvater lernt Miksch nicht mehr kennen, weil der bereits 1967 stirbt, die Großmutter lebt noch eine Weile in einer eigenen Wohnung, dann geht sie in ein Seniorenheim, wo sie wenig später stirbt, auch von ihr kann der Enkel nichts mehr erfahren.

Kollektivschuld gibt es nicht

Während die Nachbarin in ihrer Suhler Wohnung ein Bild des Bořeň/Borschen, eines markanten Felsens aus dem Böhmischen Mittelgebirge, an die Wand hängte, deutete in Mikschs elterlicher Wohnung nichts darauf hin, woher der Vater kam. „Er legte offenbar keinen Wert darauf, es schien ihm nicht so wichtig.“ Eines Tages – wenige Monate vor

seinem Tod – zeigte der Vater seinem Sohn eine kleine Sammlung von Postkarten mit Ansichten verschiedenster Epochen von Teplitz und Wisterschan, die er über die Jahre aus verschiedenen Quellen zusammengetragen hatte. Der Vater „sagte, die Vertreibung sei Unrecht gewesen, das gab er mir mit auf den Weg“. 2005 starb er.

Miksch entschied für sich: „Jetzt musst du selbst dokumentieren, dass dir dieses Thema wichtig ist.“ Eine Journalistenkollegin hatte ihm von der Seliger-Gemeinde erzählt, er hatte schon einige Zeit zuvor das Buch „Europas Weg nach Potsdam“ des sudetendeutschen Sozialdemokraten Wenzel Jaksch[36] aus den 50er Jahren gelesen und war darin nach dem Fall des Eisernen Vorhangs auf eine „enorme europapolitische Aktualität“ gestoßen.
Sein Vater hatte den Schönauer Friedhof, auf dem dessen Vorfahren beerdigt waren, nie besucht. Als Miksch dort das mit einem auffälligen Relief gestaltete Seliger-Grab entdeckte, war für ihn bald klar, dass er der nach dem Sozialdemokraten benannten „Gesinnungsgemeinschaft“ beitreten sollte. „Das passt!“, sagte er sich. Es passte nicht nur wegen der zufälligen Verbindung zu seiner Familiengeschichte. „In der öffentlichen Debatte über die Vertreibung wird oft behauptet, die Deutschen in der Tschechoslowakei seien zu Recht bestraft worden, weil sie die Sudetendeutsche Partei gewählt und damit Hitlers Einmarsch Vorschub geleistet hätten. Eine Kollektivschuld gibt es jedoch nicht, das ist kein juristisch belastbarer Begriff, man muss ihn ablehnen. Man kann ihn jedoch nur aus einer Position heraus ablehnen, in der man nicht angreifbar ist. Die sudetendeutschen Sozialdemokraten stehen in dieser politischen Auseinandersetzung absolut jungfräulich da, sie waren gegenüber der Tschechoslowakei bis zum letzten Tag loyal.“

Sudetendeutsche Sozialdemokratie

Die sudetendeutsche Sozialdemokratie hat ihre Wurzeln in lokalen Vereinen, die Ende des 19. Jahrhunderts in der k. u. k.-Monar-

chie entstanden, tschechische Sozialdemokraten gründeten 1894 eine eigene Partei. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Friedensschluss von Saint Germain, mit dem die Grenzen der 1918 gegründeten Tschechoslowakei bestätigt wurden, musste sich die österreichische Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern neu konstituieren. Am 1. September 1919 wurde in Turn die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei aus der Taufe gehoben und Josef Seliger ihr Vorsitzender.

Die Partei errang bei der ersten Parlamentswahl der jungen Republik im Jahre 1920 44 Prozent der deutschen Stimmen (die tschechischen Sozialdemokraten erzielten rund 26 Prozent).[33] In jenem so erfolgreichen Jahr starb Seliger, sein Nachfolger wurde Ludwig Czech[34]. Ein Jahr später gründeten sudetendeutsche und tschechische Sozialdemokraten, die sich von ihren Parteien abspalteten, die Kommunistische Partei als einzige übernationale Partei der Tschechoslowakei.

Bei den Parlamentswahlen 1925 erlebten die Sozialdemokraten daraufhin eine herbe Niederlage, sie mussten Stimmenverluste von um die 50 Prozent hinnehmen. Aufwind bekamen sie wieder bei den Wahlen 1929, die Sozialdemokraten wurden zweitstärkste Partei auf tschechischer Seite, die DSAP stärkste deutsche Partei. Beide zogen in die Regierung ein, Ludwig Czech wurde Fürsorge-, später Arbeits-, dann Gesundheitsminister.

Als 1933 in Deutschland die Nazis an die Macht kamen und viele ihrer sozialdemokratischen Gegner in die Tschechoslowakei flohen, fanden sie dort Unterstützung bei den sudetendeutschen Genossen, die Exilführung der SPD saß bis zum Wechsel nach London in Prag. Bei den Parlamentswahlen 1935 erlangte die Sudetendeutsche Partei (SdP) von Konrad Henlein[35] einen erdrutschartigen Sieg mit etwa 60 Prozent der deutschen Stimmen. In dieser Situation, die durch die Weltwirtschaftskrise noch verschärft wurde, forderte der Sozialdemokrat Wenzel Jaksch 1936

gemeinsam mit den Vorsitzenden der sudetendeutschen Agrarier und der Christsozialen von der tschechoslowakischen Regierung, die politische und die wirtschaftliche Krise zu überwinden, was zugesichert, jedoch nur halbherzig realisiert wurde. Jaksch löste im März 1938 Czech als DSAP-Vorsitzender ab.

Im Mai und Juni jenes Jahres erlangte die Sudetendeutsche Partei bei den Kommunalwahlen ihrer eigenen Statistik zufolge rund 90 Prozent der deutschen Stimmen. Freilich fanden nicht in allen Orten Wahlen statt, vielfach wurden sie abgesagt, unter anderem, weil in zahlreichen Gemeinden mit deutscher Mehrheit nur eine Liste – nämlich die der SdP – existierte.[37]

Nach dem sogenannten Anschluss der Sudetengebiete an das Deutsche Reich im Herbst 1938 verfolgten die Nazis auch dort ihre Gegner brutal. Tausende DSAP-Funktionäre und ihre engsten Familienangehörigen gingen ins Ausland, auch Jaksch floh. Ex-Minister Czech weigerte sich zu emigrieren, er starb im KZ Theresienstadt. Nach der Auflösung der DSAP gründete sich im Ausland die Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten.

Unter den rund drei Millionen Deutschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg die Tschechoslowakei verlassen mussten, waren schätzungsweise 79.000 Sozialdemokraten,[38] die meisten landeten im Westen, dadurch verschoben sich in einigen Städten und Gemeinden in Bayern und Hessen die politischen Mehrheiten, 1951 gründeten sie in der Bundesrepublik die Seliger-Gemeinde.

Der Historiker Tobias Weger nennt sie „die einzige sudetendeutsche Organisation der unmittelbaren Nachkriegszeit, die sich bewusst in eine henleinfeindliche und antinationalsozialistische Tradition stellte".[39] Ihr erster Vorsitzender Wenzel Jaksch zog 1953 für die SPD in den Bundestag ein und war zudem von 1964 bis zu seinem plötzlichen Unfalltod im Jahre 1966 Präsident des Bundes der Vertriebenen. Sein Engagement in den Vertriebenenverbänden nahmen ihm viele Parteifreunde übel, die Auseinan-

dersetzungen führten ihn einige Male bis an den Rand eines Parteiaustritts.[40] Spätere Vorsitzende behielten seinen Kurs bei und sahen in der Seliger-Gemeinde eine Brücke zwischen SPD und Sudetendeutscher Landsmannschaft.

Heute lautet ein politisches Ziel der Seliger-Gemeinde, „das Verhältnis der Deutschen und besonders der Sudetendeutschen zu den tschechischen Nachbarn zu verbessern".[41] „Das empfindliche Verhältnis", heißt es in den Brannenburger Thesen[42] von 1998, könne „nicht durch Schuldvorwürfe verbessert werden", sondern „allein durch die Bereitschaft zu einer selbstkritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte". Die Verfasser des Papiers fordern „Vertreter sudetendeutscher Einrichtungen und Zeitschriften" auf, „sich aufrichtig mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, insbesondere mit der NS-Herrschaft im Sudetengau und im Protektorat". An die tschechische Seite geht der Appell, sich „mit der Vertreibung und allen Maßnahmen, denen chauvinistische Standpunkte zugrunde lagen", zu beschäftigen. Deutsche wie Tschechen sollten demnach „nicht nur der eigenen, sondern auch der Opfer der anderen Seite gedenken". Eine dringend nötige „Vision" für eine „neue Nachbarschaft" müsse sich „von allen Versuchen lösen, die Zukunft als Restitution der vergangenen Lebenswelt anzustreben".

Einiges zu verteidigen

Die Seliger-Gemeinde hat heute noch etwas mehr als 800 Mitglieder,[43] Miksch ist eines der wenigen jungen, er sitzt unter anderem im Redaktionskollegium der 1947 gegründeten Mitgliederzeitung „Die Brücke". Er bedauert, dass der Einfluss der sudetendeutschen Sozialdemokraten auf die Nachkriegs-SPD heute nicht ausreichend gewürdigt werde. „Ohne sie wäre 1959 das Godesberger Programm mit seiner Ausrich-

tung hin zu einer Volkspartei so sicher nicht zustande gekommen." Die österreichische Sozialdemokratie, in der die DSAP ihre Wurzel hat, habe viel früher dieses Konzept der Volkspartei vertreten – im Gegensatz zur SPD in Deutschland, die sich zunächst ausschließlich als Partei der Arbeiter und der Gewerkschaften verstanden habe.
Die Mitglieder der Seliger-Gemeinde aus Mikschs Generation haben nicht die traumatischen Erfahrungen der Eltern und Großeltern hinter sich. „Man weiß davon, aber man hat es nicht selbst erlebt, deshalb kann man anders auf die Menschen im heutigen Tschechien zugehen." Trotz dieses „unverkrampften" Verhältnisses zur Geschichte wolle diese Generation „im Sinne ihrer Eltern und ihrer eigenen Herkunft tätig sein". Dabei gebe es „einiges zu verteidigen". Miksch nennt den Widerstand gegen die Nazis, KZ-Haft oder das Exil. „Die Seliger-Gemeinde hat sich in der Debatte über die Vertreibung nichts vorzuwerfen und das müssen wir in den Diskurs einbringen." Die Seliger-Gemeinde nimmt schon seit ihrer Gründung die eigene Geschichte in den Blick, ein neuerlicher Versuch war eine 2009 entstandene Wanderausstellung in deutscher und tschechischer Sprache. Freilich harren noch einige tschechische Quellen ihrer Sichtung. Seit einigen Jahren knüpft die sozialdemokratische Gemeinde verstärkt Kontakt zu tschechischen Institutionen und Personen, sie wolle, sagt Miksch, auch „Ansprechpartner für eine mittlerweile intensive Geschichtsaufarbeitung in Tschechien" sein. Im Jahre 2007 verlieh die Seliger-Gemeinde dem damaligen Vorsitzenden der tschechischen Sozialdemokraten (ČSSD), Jiří Paroubek, den „Wenzel-Jaksch-Preis", und zwar „in Anerkennung und Würdigung der besonderen Verdienste um die Wahrung des Vermächtnisses und die Verdeutlichung der besonderen Geschichte der Sudetendeutschen Arbeiterbewegung". Paroubek hatte sich in seiner Zeit als Ministerpräsident bei den ehemals in der Tschechoslowakei lebenden deutschen Antifaschisten für die Vertreibung entschuldigt und außerdem ein Forschungsprojekt auf den Weg gebracht, das die Geschichte des sudetendeutschen Widerstands gegen die Nazis aufarbeitete. Miksch,

der bei der Preisverleihung in Brannenburg dabei war, erinnert sich an den Moment, als Paroubek den Raum verließ: „Plötzlich standen alle Anwesenden auf und applaudierten ihm.“ Für Miksch wurde in diesem Moment klar: „Indem er den Preis annahm, erkannte er die Lebensleistung der Leute an, die ihm den Preis verliehen hatten. Unter denen, die applaudierten, waren einige, die ins Exil gegangen waren, sie waren nach der Preisverleihung so ergriffen, dass sie diesem Menschen danken wollten; man spürte die tief liegende Emotionalisierung dieses symbolischen Aktes. Man konnte erleben, wie schnell eine ausgestreckte Hand von der tschechischen Seite auf ein dankbares Echo auf sudetendeutscher Seite stößt.“

Einen weiteren symbolischen Akt organisierte Miksch später selbst mit: Im Jahre 2011 begaben sich Wenzel Jakschs Kinder George und Mary, die in Belgien und Neuseeland leben, auf die Spuren ihres Vaters, der im März 1939 vor den Nazis über die Beskiden nach Polen und von dort über Schweden nach England geflohen war. Bevor sich die kleine Reisegruppe auf den Weg machte, um einen Teil seines Fluchtweges nachzuvollziehen, stand ein Empfang in der Prager Zentrale der tschechischen Sozialdemokraten an. „Wenzel Jaksch“, sagte dort Parteivorsitzender Bohuslav Sobotka, „gehört zu unserer Geschichte“.[44]

Klischees abbauen

Wie die Burg Schreckenstein ist die mächtige Schleuse ein Wahrzeichen der nordböhmischen Industriestadt Ústí nad Labem/Aussig an der Elbe. Den inzwischen verstorbenen Bedřich Dědek hat diese Schleuse sein Leben lang an seinen Vater erinnert: Der deutsche Sozialdemokrat, der eine Tschechin geheiratet hatte, war dort als Vorarbeiter beschäftigt. Zu Hause wurden beide Sprachen – Deutsch und Tschechisch – gesprochen, der Junge mal Bedřich, mal Fritz gerufen. Seine Mutter trug ihm eines Tages auf, russischen Kriegsgefangenen, die in einer nahen Gärtnerei eingepfercht waren, Kuchen zu bringen, was der Junge auch erledigte. Nachbarn denunzierten die Familie, statt Bedřich musste sein Vater dafür büßen und mehrere Monate Zwangsarbeit verrichten.

Bevor die Nazis 1945 Hals über Kopf flüchteten, wollten sie die Elbschleuse sprengen, die Flut – so der abstruse Plan – sollte die heranrückende Rote Armee stoppen. Bedřichs Vater, der beobachtete, wie die Sprengung vorbereitet wurde, trug seinem Sohn auf, zu Hause eine Zange zu holen, um die Drähte zu kappen, die die Sprengladung mit dem Zündmechanismus verbanden. In seiner Jungvolk[45]-Uniform beschaffte der Junge das Werkzeug und kappte die Drähte eigenhändig. Die Flut, die eine berstende Schleuse ausgelöst hätte, wäre nicht nur für die anrückenden Truppen, sondern auch für die Bewohner des engen Elbtals verheerend gewesen.

Bedřichs Vater wurde nach dem Krieg als Vorarbeiter an der Schleuse entlassen, weil er Deutscher war. Der von den Behörden ausgestellte rote Ausweis, der ihn als Antifaschisten auswies, nützte ihm nicht viel. Zum einfachen Elektriker degradiert, bekam er wegen seiner Nationalität weniger Geld als seine tschechischen Kollegen. Immerhin durfte er im Land bleiben, anders als seine Mutter, die nach Sachsen abgeschoben wurde. In der Schule beschrieb Bedřich die Rettung der Schleuse stolz

Tomáš Okurka

Jahrgang 1977, Historiker
Vater: geboren 1944 in Pardubice, pensionierter Postbeamter
Mutter: geboren 1943 in Kladno, Bibliothekarin in Rente

Der junge tschechische Historiker Tomáš Okurka war einer der Macher der Ausstellung „Vergessene Helden“ in Ústí nad Labem, die das Schicksal sudetendeutscher Gegner des Nationalsozialismus dokumentierte. Teile dieser bis 2011 gezeigten Ausstellung sollen in das in Ústí entstehende Museum für die deutschsprachigen Bewohner Böhmens, Mährens und Schlesiens integriert werden, eine parallel dazu entstandene Wanderausstellung tourt weiter durch Tschechien, Deutschland und Österreich. Okurka führte für dieses Projekt Interviews mit Zeitzeugen. Die Antifaschisten seien unter den böhmischen Deutschen zwar in der Minderzahl gewesen, meint er, ihr Mut dürfe jedoch nicht vergessen werden. Die übrigen Sudetendeutschen über einen Kamm zu scheren, hält er für falsch, man dürfe nicht alle für die Taten einiger weniger verantwortlich machen, nicht jeder, der keinen Widerstand geleistet habe, sei automatisch ein Verbrecher gewesen.

in einem Aufsatz, doch statt des erhofften Lobes kassierte er vom Lehrer Schelte: Er hätte die Sprengung besser nicht verhindert, dann wäre die Rache an den Deutschen umso größer gewesen …
Diese Geschichte erzählte die Ausstellung „Vergessene Helden“ in Ústí nad Labem auf ungewöhnliche Art, denn Dědeks Erinnerungen waren als Comic gezeichnet worden. Die zwischen 2008 und 2011 vom Stadtmuseum präsentierte Ausstellung sollte so auch ein junges Publikum ansprechen. Ihre Macher, sagt Tomáš Okurka, ein junger tschechischer Historiker, wollten „das Klischee abbauen, dass alle Sudetendeutschen Nazis waren“. Viele von ihnen wurden während der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei verfolgt, landeten im Gefängnis oder im Konzentrationslager. Als der Krieg zu Ende war, galten sie wieder als „Feinde“, diesmal wegen ihrer Nationalität. Nach Kriegsende mussten Jahrzehnte vergehen, bis an diese „Helden“ erinnert werden konnte. Okurka arbeitete am Konzept der Ausstellung mit und führte ein Interview mit einem Zeitzeugen aus Schweden.

Region mit starker deutscher Vergangenheit

Der junge Mann wuchs im nordböhmischen Liberec/Reichenberg auf. Lange waren wie in Ústí die meisten Einwohner dieser Stadt Deutsche gewesen. Als die Nazis 1938 die tschechoslowakischen Grenzgebiete ihrem Reich einverleibten, machten sie Reichenberg zur Hauptstadt des Sudetengaus und Konrad Henlein, den Gründer der Sudetendeutschen Partei, zum Gauleiter. Von der deutschen Geschichte, die weit vor die Zeit der Besetzung zurückreicht, „habe ich als Kind nicht viel mitbekommen“, erinnert sich Okurka. „Ich wusste, dass in der Stadt viele Deutsche gelebt hatten, aber als Kind habe ich mich damit nicht beschäftigt.“ An den Fassaden einiger Häuser gab es noch ein paar deutsche Inschriften, ansonsten waren die meisten Zeugnisse dieser Vergangenheit verschwunden.

Bei ihm zu Hause, sagt Okurka, waren die Deutschen „kein besonders wichtiges Thema“, doch im Vergleich zu anderen Familien sei dann doch vieles erzählt worden. Der Großvater väterlicherseits hatte als Kind in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg den „Handl“ miterlebt: Kinder tschechischer Familien gingen damals in einen deutschen Haushalt und umgekehrt, um die jeweils andere Sprache zu lernen. Das Wort *handl* blieb in der tschechischen Sprache als Begriff für *tauschen* erhalten. Okurkas Großvater deutete in seinen Erzählungen über die Vergangenheit auch an, dass die beiden Nationalitäten nicht immer einträchtig miteinander lebten. Seinem kurz vor Kriegsende geborenen Sohn, dem Vater von Tomáš, erzählte er, wie die Deutschen nach Kriegsende aus ihren Häusern vertrieben wurden und Tschechen auch vor Gewalt gegen Frauen und Kinder nicht zurückschreckten.

Als Okurka 1984 zur Schule kam, wagte niemand an eine Samtene Revolution zu denken, das kommunistische Regime saß noch fest im Sattel. Genauso unverrückbar schien das offizielle Bild der Geschichte: „Über die Deutschen wurde kaum gesprochen, und wenn, ging es um die Krisenzeiten, vor allem um das Jahr 1938, als sie die Tschechoslowakische Republik zerschlugen und sich dem Nationalsozialismus anschlossen.“ Damit wurde die Vertreibung begründet, sie sei, hieß es damals, eine natürliche Folge des Verhaltens der Sudetendeutschen gewesen. Dass die deutsche Geschichte in den böhmischen Ländern viel weiter zurückreicht, wurde unterschlagen. „Viele Denkmäler aus der deutschen Vergangenheit wurden entweder zerstört oder man verschwieg, wer sie gebaut hatte.“ Und so lernte Okurka auch in der Schule kaum etwas über die einstigen Mitbürger, von denen der Großvater erzählt hatte. Dass er noch vor der Wende deren Sprache lernte, hatte einen ganz pragmatischen Grund: „Englisch konnte man damals nicht benutzen, weil man kein englischsprachiges Land besuchen durfte. Deutsch war für mich attraktiver, weil wir in die DDR fahren konnten.“

Nach der Wende, als er das Gymnasium besuchte, zog es ihn immer stärker zur Geschichte und nach dem Abitur studierte er das Fach ab 1996 an der neu gegründeten Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí. „Während des Studiums bekam ich intensiv mit, dass die Region, in der ich lebe, eine starke deutsche Vergangenheit hat.“ Verlockend war für den angehenden Historiker, dass das Thema in Tschechien damals kaum erforscht war. „Es gab noch viele Lücken.“

Eine dieser Lücken im Geschichtsbild war, dass es in den Reihen der Sudetendeutschen auch aktive Gegner des Nationalsozialismus gegeben hatte. Bis heute hält sich das Klischee, die Sudetendeutschen seien Hitlers „fünfte Kolonne“ gewesen. Nach der Samtenen Revolution setzte in Tschechien eine differenziertere Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ein. Im Jahre 2005 entschuldigte sich die tschechische Regierung bei den deutsch-böhmischen Nazi-Gegnern, die nach 1945 unter den Maßnahmen gegen die sogenannte feindliche Bevölkerung leiden musste. Die Regierung in Prag versprach, ein Dokumentationsprojekt zu initiieren, das die Schicksale dieser Gruppe von Betroffenen aufarbeitet. In der Folge erarbeiteten das Institut für Zeitgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, das Nationalarchiv und das Museum der Stadt Ústí nad Labem gemeinsam die „Dokumentation der Schicksale aktiver NS-Gegner, die nach dem Zweiten Weltkrieg von den in der Tschechoslowakei angewendeten Maßnahmen gegen die sogenannte feindliche Bevölkerung betroffen waren“.

Okurka interessierte sich derweil mehr für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, er schrieb seine Magisterarbeit über die Zeit Anfang des 20. Jahrhunderts und die Rolle der Deutschen in Böhmen. Kurz nachdem das Projekt über die Nazi-Gegner begonnen hatte, suchte das Stadtmuseum in Ústí einen Historiker, der Deutsch sprach. Okurka bewarb sich und wurde einer der Mitarbeiter des Projekts. Tschechische Historiker führten Interviews mit Zeitzeugen in Tschechien und im Ausland, legten eine Datenbank mit Angaben über Antifaschisten an, gestalte-

ten eine Wanderausstellung, die außer in Tschechien auch in Deutschland und Österreich gezeigt wurde. 2008 öffnete die für einen Zeitraum von drei Jahren präsentierte Dauerausstellung über die „Vergessenen Helden“ ihre Tore. Sie erzählte über einzelne Schicksale, wie das von Bedřich Dědek, und ordnete sie in den historischen Kontext ein.

Erst Widerstandskämpfer – dann Bürger zweiter Klasse

Vor dem Zweiten Weltkrieg waren etwa 13.000 Sudetendeutsche in der von Deutschen und Tschechen gemeinsam gegründeten Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPČ) organisiert, rund 80.000 in der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (DSAP), deren Gewerkschaftsorganisationen gar über 200.000 Mitglieder gehabt haben sollen.[46] Nach der Machtübernahme der Nazis in Deutschland war die benachbarte Tschechoslowakei eines der Länder, das politische Flüchtlinge aufnahm, die dortigen Kommunisten und Sozialdemokraten kümmerten sich um Unterkünfte und finanzielle Hilfe für die Emigranten. Nachdem die Nazis 1938 zunächst die Grenzgebiete und später auch den Rest des Landes annektiert hatten, verfolgten sie ihre Gegner auch dort systematisch. Deutsche Widerstandsgruppen in Aussig oder Karlsbad halfen Familien von Verhafteten, verteilten Flugblätter, andere sudetendeutsche Regimegegner kämpften als Soldaten mit der Waffe in der Hand an der Seite der Alliierten oder in Partisanengruppen.

Nach Kriegsende befanden sich die sudetendeutschen Antifaschisten in einem Dilemma: Den Nationalsozialisten waren sie entronnen, doch als Angehörige einer besiegten Nation sahen sie sich dem „kollektiv gegen Deutsche gerichteten Hass innerhalb der tschechischen Gesellschaft“[47] ausgesetzt. Zunächst bemühten sich viele von ihnen – unter anderem in gemischten deutsch-tschechischen Ausschüssen –, das politische Ruder zu übernehmen. Doch zunehmend wurden sie isoliert. Sie mussten ihre

Tätigkeit im Widerstand oder eine Verfolgung penibel nachweisen und den offiziellen „Antifa-Status“ erwerben. Doch auch mit einem solchen Dokument blieben sie Bürger zweiter Klasse, viele verließen ihre Heimat deshalb freiwillig-unfreiwillig.
Eine von ihnen ist Olga Sippl aus der Nähe von Karlsbad, sie berichtete als Zeitzeugin in der Ausstellung in Ústí über das Schicksal ihrer Familie. Als Jugendliche war sie in die Sozialistische Jugend, die Jugendorganisation der DSAP, eingetreten, hatte Menschen geholfen, die vor den Nazis geflüchtet waren. Nach dem Krieg arbeitete sie in einem Ausschuss in Karlsbad mit, der sudetendeutsche Nazigegner vor Repressionen der tschechoslowakischen Behörden schützen wollte. Doch es zeichnete sich ab, dass auch die Deutschen, die sich der Tschechoslowakei gegenüber loyal verhalten hatten, keine Zukunft im Land haben würden. Im November 1945 verließ Olga Sippl ihre Heimat mit einem Transport gen Westdeutschland. Heute lebt sie in München. Sie war eine Mitbegründerin der Seliger-Gemeinde, der Nachfolgeorganisation der DSAP in der Bundesrepublik, und wurde deren Ehrenvorsitzende.
Nach offiziellen tschechoslowakischen Statistiken mussten nach Kriegsende rund 96.000 Antifaschisten ausreisen, andere Schätzungen gehen von 120.000 aus.[48] Sie hatten im Vergleich zu den übrigen Vertriebenen Sonderrechte und durften einen Teil ihres beweglichen Vermögens und Bargeld bis 1.000 Mark pro Person mitnehmen. Die meisten Kommunisten entschieden sich für die sowjetische Besatzungszone, die spätere DDR, die Sozialdemokraten zogen die Westzone vor. Etwa 5.000 bis 7.000 Antifaschisten blieben im Land.[49]

Nicht alle für unmenschliche Taten verantwortlich machen

Zahlreiche positive Reaktionen auf die Nazigegner-Ausstellung waren für Okurka ein Zeichen dafür, dass sich die Diskussion über das deutsche Erbe in seinem Land allmählich verändert. Freilich gab es auch

Kritik: Per Mail kam der Vorwurf, „dass wir keine Tschechen sind, wenn wir eine solche Ausstellung machen, und dass man statt über die Vertreibung der Deutschen doch über die Vertreibung der Tschechen im Jahre 1938 sprechen sollte." Der Absender der Mail erzählte vom Schicksal seiner Eltern, die von den Nazis verfolgt und gezwungen worden waren, ihre Heimat zu verlassen. „Man muss diese Leute verstehen. Wenn Verwandte während des Zweiten Weltkrieges verfolgt oder ermordet wurden, prägte das die Meinung dieser Leute über die Deutschen." Okurka hält den Kritikern jedoch entgegen: „Man kann nicht alle Deutschen dafür verantwortlich machen, dass einige von ihnen unmenschliche Taten begangen haben."

Andere Besucher fragten: Wenn Sie eine Ausstellung über die sudetendeutschen Gegner des Nationalsozialismus zeigen, sagen Sie damit, dass der Rest der deutschen Bevölkerung Nazis waren? Okurka antwortete dann: „Wir behaupten nicht, dass die Deutschen, die nicht aktiv Widerstand leisteten, Verbrecher waren." Fest steht für ihn freilich auch: Diejenigen, die sich dem Nationalsozialismus entgegenstellten – außer Kommunisten und Sozialdemokraten auch Christen und Mitglieder bürgerlicher Parteien –, waren bei den Sudetendeutschen in der Minderheit. Okurka bewundert den Mut dieser Menschen, die in einer Gesellschaft lebten, in der sie isoliert waren. „Die meisten Sudetendeutschen waren vom Nationalsozialismus fasziniert. Ich kann mir vorstellen, dass es schwer war, die Gefahr, die damals drohte, zu erkennen." Bei den Kommunalwahlen im Frühjahr 1938 hatten die meisten der Sudetendeutschen Partei, die offen mit den Nazis im Reich sympathisierte, ihre Stimme gegeben. Wenige Monate später rückte die deutsche Wehrmacht in die Sudetengebiete ein.

Eine parallel zur Dauerausstellung entstandene Wanderausstellung über die „Vergessenen Helden" war außer in Tschechien auch in der Bundesrepublik und in Österreich zu sehen. Okurka hatte den Eindruck, „dass viele Deutsche darauf gewartet haben, dass man aus Tschechien mit einem solchen Thema kommt". Bei eine Podiumsdiskussion in der bay-

erischen Staatskanzlei in München, an der auch Bernd Posselt, Sprecher der sudetendeutschen „Volksgruppe“ teilnahm, wurde die Frage gestellt, weshalb nicht die Landsmannschaft längst eine solche Ausstellung auf die Beine gestellt hatte.

Schon bevor die Ausstellung über die „Vergessenen Helden“ realisiert wurde, waren in Ústí Pläne für ein Museum über die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern entwickelt worden. Inzwischen sind die Arbeiten an dieser Dauerausstellung, die in einer restaurierten alten Schule in der Nachbarschaft zum Stadtmuseum wächst, in vollem Gange. Die Federführung hat das Collegium Bohemicum, das nach eigenem Bekunden als gemeinnützige Kultur-, Bildungs- und Forschungseinrichtung die deutsch-tschechischen Beziehungen verbessern helfen will. Das Collegium war nach der politischen Wende aus dem bereits seit 1876 existierenden städtischen Museum der nordböhmischen Stadt hervorgegangen, im wissenschaftlichen Beirat sitzen tschechische und deutsche Experten. Inzwischen sind Dokumente und Exponate für die Ausstellung zusammengetragen worden, die künftig auf etwa 1.500 Quadratmetern die Jahrhunderte des Zusammenlebens dokumentieren soll. Okurka ist überzeugt davon, „dass dieses Projekt ohne die Ausstellung über die Gegner des Nationalsozialismus viel schwieriger zu realisieren gewesen wäre“. Langfristig soll das Wirken der Antifaschisten auch in der Dauerausstellung über die Deutschen aus den böhmischen Ländern dokumentiert werden.

Außer in der Wissenschaft wird heute auch in der tschechischen Öffentlichkeit immer öfter an die kulturelle Vielfalt der böhmischen Länder erinnert, die im 20. Jahrhundert zerbrach. „Innerhalb von zehn Jahren ist dieses multikulturell gemischte Milieu aus Tschechen, Deutschen und Juden zerstört worden. Inzwischen wird anerkannt, dass die tschechische Kultur dadurch sehr viel verloren hat.“ Okurka befasste sich in seiner Dissertation mit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, ihn interessieren die von Deutschen und Tschechen veranstalteten Gewerbeausstellungen, die vielfach zu Kristallisationspunkten des zunehmenden

Nationalismus gerieten. Seine Arbeit ist ein Beispiel für die immer zahlreicher werdenden wissenschaftlichen Projekte, in denen sich vor allem junge tschechische Historiker mit den lange verschwiegenen Seiten der Geschichte ihres Landes beschäftigen. „In der Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern“, meint Okurka, „gibt es außer dem Nationalsozialismus und der Vertreibung noch viele andere wichtige Themen.“

Fröhlicher Europäer

„Die Mitglieder der SL werden heute in Erlebnis- (vor 1945 Geborene) und Bekenntnisgeneration (nach 1945 Geborene) eingeteilt.“[50] Dieser Satz steht im Internet-Lexikon Wikipedia unter „Sudetendeutsche Landsmannschaft“, kurz SL. Geschrieben hat ihn Pirmin Hauck aus Freiburg im Breisgau. Er ist seit Kindesbeinen Mitglied in der katholischen Ackermann-Gemeinde. Die wird innerhalb der Sudetendeutschen Landsmannschaft gern als „Gesinnungsgemeinschaft“[51] bezeichnet. Die Gemeinde selbst wehrt sich gegen eine solche Vereinnahmung, betont ihre Eigenständigkeit und rechnet sich lediglich zum „vielfältigen sudetendeutschen Spektrum“[52].

Hauck nennt die landsmannschaftliche Generationen-Einteilung „absurdes Theater“. Wenn er sich mit seiner Herkunft beschäftigt, ist das für ihn „keine Frage des Bekenntnisses oder des Blutes. Ich bin in diese Welt hineingeboren, weil Gott es so wollte, und dafür ich bin dankbar“. Sein Vater stammt aus Niederschlesien, die Eltern von Haucks Mutter kommen aus Nordböhmen. „Haben nur die vor 1945 Geborenen das Recht auf Wahrhaftigkeit in der Auseinandersetzung über Heimat und Vertreibung?“, fragt sich Hauck. Die Nachkommen, meint er, „müssen sich zu nichts bekennen und auch nicht an ihre Herkunft glauben, das ist eine Tatsache und keine fast schon religiös anmutende Frage“.

Sein Vater wäre nach der Definition der Landsmannschaft ein Vertreter der „Erlebnisgeneration“. Freilich war der noch ein Kind, als sich dessen Eltern 1946 mit ihm aus Glatz[53] auf den Weg nach Deutschland machen mussten. Er erlebte die Fahrt im Güterwaggon, erzählte der Vater später, wie ein Abenteuer. In Niedersachsen, wo das erzwungene Abenteuer vorerst endete, bekamen die Vertriebenen zu spüren, dass sie unerwünscht waren, kaum ein Einheimischer wollte sich mit ihnen abgeben. Die Eltern des Vaters zogen mit ihm und dessen Bruder

Pirmin Hauck

Jahrgang 1978, Student Geschichte/Geografie/Politik (Lehramt und Magister Artium)
Vater: geboren 1937 in Glatz/Kłodzko in Niederschlesien/Polen, Schriftsetzer
Mutter: geboren 1950 in Würzburg, Kinderkrankenschwester

Pirmin Hauck lehnte es lange ab, sich mit der Herkunft seiner Familie zu beschäftigen, er wollte kein „Vertriebenenkind“ sein. Während er von seinen Eltern kaum etwas über ihre Wurzeln in Schlesien und Böhmen erfuhr, redete der Großvater mütterlicherseits sehr oft darüber. Alfred Salomon baute in der Nachkriegszeit die Ackermann-Gemeinde mit auf, die früh für eine Verständigung mit den Tschechen eintrat und die sudetendeutschen Vertriebenen-Funktionäre zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit aufforderte. Sein Enkel Pirmin trat in den Jugendverband dieser katholischen Organisation ein. Obwohl er die Geschichte nicht ausblenden will, beschäftigt ihn mehr, wie die Zukunft aussieht. Er hofft, dass Europa künftig nicht mehr aus Nationen, sondern aus Regionen besteht.

weiter nach Schuttern in Baden-Württemberg, er machte in Freiburg eine Fotografenlehre, sattelte auf Schriftsetzer um und arbeitete später in der Revision eines Verlages.
In einer Freiburger Volkstanzgruppe der Deutschen Jugend des Ostens[54] lernte er 1972 seine spätere Frau, Haucks Mutter, kennen. Ihre Eltern stammen aus Česká Lípa/Böhmisch Leipa in Nordböhmen, nicht weit vom Glatzer Ländchen entfernt. Sie wurde fünf Jahre nach dem Krieg in Würzburg geboren. Über ihre Herkunft, sagt Hauck, sprächen weder seine Mutter noch sein Vater ausschweifend. Für den Vater sei das Thema offenbar erledigt, der fühle sich in Freiburg heimisch, die Mutter habe die Vertreibung nicht erlebt. Ihr Vater hingegen war redseliger, wenn es um die Vergangenheit ging. „Wer neben ihm saß, bekam viel erzählt." Das Wiederholen der „immer gleichen Geschichten" schien für Haucks Großvater ein Ventil zu sein. Viele der Geschichten prägten sich seinem Enkel Pirmin tief ein.

Beide Seiten waren radikal

Der Großvater kommt aus einer Eisenbahner-Familie, die mit den sudetendeutschen Sozialdemokraten sympathisierte. Er selbst liebäugelte mit der konservativen Deutsch Christlich-Sozialen Volkspartei, studierte in Prag und Brno/Brünn Agrarwissenschaften. Er war Mitglied im katholischen Bildungs- und Wanderbund und dem Reichsbund „Staffelstein", in dem sich Gymnasiasten, Studenten und Akademiker sammelten, die sich als „Elite der Katholiken der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei"[55] verstanden.
In der Geschichte Böhmens und Mährens wurde die Religion neben Sprache und Kultur ein Identifikationsfaktor für Deutsche und Tschechen. Vor allem seit der Formierung von Tschechen und Deutschböhmen als antagonistische sprachnationale Gruppen wurde Religion

tendenziell als Vehikel des ethnischen Konflikts begriffen oder als antinationale Kraft abgelehnt.[56] In der tendenziell laizistischen Atmosphäre der frühen Tschechoslowakischen Republik nach 1918 wuchs dem Katholizismus innerhalb des deutschen Bevölkerungsteils eine symbolische Wertigkeit zu.[57]

„Großvater erzählte von Wanderungen, Zeltlagern und der Heimatverbundenheit der Staffelsteiner. Aggressionen gegenüber den Tschechen soll es keine gegeben haben, ganz im Gegenteil, er und seine Freunde seien fassungslos und entsetzt über die Animositäten auf beiden Seiten gewesen", erinnert Hauck einige der Gespräche.

Im Mai 1938 wurde der Reichsbund Staffelstein wie alle anderen katholischen Jugendverbände freiwillig Mitglied in der Sudetendeutschen Volksjugend,[58] der Jugendorganisation von Konrad Henleins Sudetendeutscher Partei, die maßgeblich dazu beitrug, dass wenige Monate später das Sudetenland an Deutschland angeschlossen wurde. Haucks Großvater schilderte seinem Enkel die dramatischen Ereignisse Ende der 1930er Jahre wie ein unausweichliches Schicksal: „Wir konnten nichts mehr machen, der Tscheche hat uns keine Chance gelassen." Für den Enkel ist jedoch klar: „Beide Seiten sind radikal gewesen." Sein Großvater beklagte, dass er nach dem Anschluss Staatsbürger „eines Deutschen Reiches wurde, in das ich nie wollte". Als solcher wurde er im März 1940 in die Wehrmacht eingezogen. Zunächst war er an der Westfront im Einsatz, später in der Heeresgruppe Nord, wo er bei Kriegsende in russische Gefangenschaft geriet. Er kam als Spätheimkehrer im Dezember 1949 nach Westdeutschland, von „Heimkehr" konnte freilich keine Rede sein, weil die angestammte Heimat woanders lag.

Seine Frau war nach der Vertreibung aus Nordböhmen im Juni 1945 im sowjetisch besetzten Sachsen geblieben. In einem Brief aus der Gefangenschaft hatte ihr Mann sie inständig gebeten, unbedingt zu versuchen, in eine der Westzonen zu gehen. Das gelang ihr durch die Familienzusammenführung im Mai 1950. Ihr Mann wurde nach Bayern entlas-

sen, im Jahr seiner Rückkehr baute er in Würzburg die Ackermann-Gemeinde mit auf und wurde dort deren erster Vorsitzender.

Ehrliche Auseinandersetzung mit dem Unrecht

Die Ackermann-Gemeinde (AG) war 1946 im Westen Deutschlands von Mitgliedern des Reichsbundes Staffelstein und christlicher Gewerkschaften in der Tschechoslowakei gegründet worden, ein dritter „Wurzelstrang“ war der 1920 entstandene Reichsbund der deutschen katholischen Jugend, in dem sich Vertreter gewerblicher Berufe sammelten. Der Name der Gemeinde wurde dem spätmittelalterlichen Text „Der Ackermann aus Böhmen“ von Johannes von Saaz/von Tepl entlehnt. Auf der Grundlage des christlichen Glaubens und der katholischen Soziallehre wollte die AG die Integration der Vertriebenen in Westdeutschland unterstützen. Als eine der ersten Vertriebenenorganisationen konnte sie beachtliche Mitgliederzuwächse aufweisen: Waren es 1948 noch 3.000, wurden zehn Jahre später schon 90.000 gezählt,[59] heute sind es nach eigenen Angaben nur noch um die 5.000.[60]

In einem „Sühne- und Gelöbnisgebet“ aus der Gründungszeit heißt es: „Auch wir haben Anteil an der Schuld, die unser Volk auf sich geladen hat.“ Das waren „Inhalte, die man in der Form zu jener Zeit noch bei keiner anderen Vertriebenenorganisation zu hören bekommen hätte“, stellt der Historiker Tobias Weger fest. Die wenig später veröffentlichten „Sittlichen Grundsätze“ fordern: „Wir Vertriebenen müssen aufhören, immer nur Beschuldigungen und Forderungen gegen andere zu erheben. Wir wollen sie bewußt zuerst an uns selbst stellen.“[61]

Die Ackermann-Gemeinde setzte sich früh für die Aussöhnung zwischen Deutschen und Tschechen ein, etwa in der von ihr initiierten Eichstätter Adventsdeklaration von 1949. Das Papier, das dann von

Vertretern verschiedener politischer Richtungen innerhalb der sudetendeutschen Vertriebenenszene unterzeichnet wurde, wendet sich „gegen Kollektivbeschuldigungen gegen das tschechische oder polnische Volk“[62]. Freilich ist die Erklärung auch von der Rhetorik der Zeit geprägt: Der „Kampf um die Wiedergewinnung“ der „Heimat“ wurde eingeordnet in „das große Ringen um die christlich-humanistische Wiedergeburt Europas“.[63] Der 2003 verstorbene Historiker Ferdinand Seibt, selbst Mitglied der Ackermann-Gemeinde, sah „einen dunklen Punkt“ in dieser Erklärung: Sie enthalte „kein Wort über die allgemeine deutsche und damit eben auch die sudetendeutsche Verstrickung in die Ära und die Untaten des Nationalsozialismus“.[64]

Während man in den sudetendeutschen Gesinnungsgemeinschaften nach Kriegsende „manchem Belasteten vorschnell Verzeihung gewährte“[65] (Seibt), verlangt die AG heute eine „ehrliche Auseinandersetzung mit dem Unrecht, das durch die NS-Gewalt und durch die Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg geschehen ist“. 2001 erklärte die AG-Hauptversammlung: „Die Ackermann-Gemeinde ist sich bewusst, dass sich auch Sudetendeutsche aus fataler Fehleinschätzung der Entwicklung in Hitlerdeutschland vor 1938 aktiv an der Zerschlagung der Tschechoslowakei und an der nachfolgenden Unterdrückung des tschechischen Volkes beteiligt haben. Sie bittet um Vergebung für jene, die sich dabei persönlich schuldig gemacht haben.“[66]

Die AG setzt sich für den „Aufbau guter Nachbarschaft zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken“[67] ein, sie will demnach die „gewachsene Kultur von Deutschen, Tschechen und Slowaken, von Christen und Juden“ als „vielgestaltiges Erbe in seiner Symbiose“ vermitteln. Der Austausch mit dem Nachbarland, den die Gemeinde bereits vor der Samtenen Revolution pflegte, findet seit 1999 noch intensiver statt: In jenem Jahr gründete sich mit der Sdružení Ackermann-Gemeinde ein tschechischer Ableger.

„Wollte kein Vertriebenenkind sein“

Haucks Großeltern bauten sich unter anderem mit Geld aus dem Lastenausgleich, mit dem in Westdeutschland lebende Vertriebene für materielle Verluste entschädigt wurden, in Würzburg ein Haus. Der Großvater war bis 1974, also 35 Jahre lang, Ackermann-Vorsitzender in Würzburg. Für die CSU saß er 32 Jahre im Würzburger Stadtrat. Er klagte später oft darüber, wie schwer ihm der Neuanfang nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft gefallen sei, dass er als Agraringenieur in Bayern keine berufliche Perspektive mehr hatte. Zu dem Zeitpunkt, da er aus der Kriegsgefangenschaft nach Deutschland kam, waren die meisten freien Arbeitsplätze mit Einheimischen belegt. Erst durch die katholische Kirche bekam er wieder eine Aufgabe. Er engagierte sich in der Vertriebenenseelsorge, für die Spätheimkehrer und die Seniorenarbeit und erhielt dafür das Bundesverdienstkreuz. Die Vergangenheit holte ihn jedoch immer wieder ein. „Dass er in diesen unfassbaren Krieg musste, war sein Trauma, lebenslang“, denkt Hauck.

Seinen Eltern, meint er, sei es gelungen, sich in der Nähe von Freiburg ein Stück Heimat zu schaffen. Viele ihrer Freunde stammen aus Flüchtlings- oder Vertriebenenfamilien, ihnen und seinen Eltern sei gemeinsam, dass sie nicht mit ihrem Schicksal hadern, sondern das Gefühl vermitteln, angekommen zu sein. „Ich wurde aber hineingeboren in eine Situation, mit der ich nicht so einfach klarkommen konnte. Da das Thema durch meinen Großvater so massiv war und weil ich mir über solche Dinge vielleicht mehr Gedanken als andere machte, fragte ich mich: Wer bin ich? Und wenn man sich in der Pubertät solch eine Frage stellt, ist das schon eine schwere Sinnkrise.“ Als Kind hatte er mühsam versucht, den Dialekt der Leute im Dorf, das Alemannische, zu lernen, was irgendwann gelungen schien. „Als mich mal Eltern von Mitschülern fragten: Zu wem gehörst du? und ich antwortete: Zu Haucks!, war die Antwort: Haucks? Kennen wir nicht.“ Haftete ihm noch der Makel des Fremden an, mit dem die Vertriebenen

aus der „Erlebnisgeneration“ und später ihre Kinder im Nachkriegsdeutschland gezeichnet schienen? Oder war es nur die übliche Distanziertheit gegenüber Zugezogenen?

Das Schicksal der Vertriebenen spielte in Haucks Schulbüchern „praktisch keine Rolle“, im Fach Geschichte ging es zwar um den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg, doch dass in der Folge Menschen wie Haucks Vater und Großeltern die Heimat verloren hatten und in Deutschland bei Null anfangen mussten, fiel unter den Tisch. Hauck beschreibt die Weltsicht seiner Eltern als „konservativ-liberal“, er habe als Heranwachsender mit ihnen über Politik, jedoch nicht über die Vertreibung und ihre Ursachen diskutiert. Er befand sich ohnehin auf einer anderen Wellenlänge als sie. „Im Vergleich zu ihnen war ich der linksradikale Rebell.“ In seiner jugendlichen Sturm- und Drang-Phase lehnte er die Ideale der Eltern ab, hinterfragte deren Werte und Normen, was öfter zu Streit führte.

Auch mit dem Großvater, der ein Befürworter der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik war, lag Hauck mitunter politisch über Kreuz. Denn er war Kriegsdienstverweigerer. „Ich bezog mich bei der Begründung paradoxerweise auf meinen Großvater. Ich lehnte den Dienst an der Waffe ab, weil mein Großvater in einen absurden Krieg ziehen musste, ich wollte nicht, dass so etwas jemals wieder passiert. Mein Großvater wiederum argumentierte: Damit so etwas nie wieder passiert, müssen wir uns verteidigen können.“ Später fragte der Enkel den Großvater: „Hast du im Krieg jemanden erschossen?“ Die Antwort lautete: „Habe ich nicht, wie kannst du mir so etwas unterstellen!?“

Seine Tochter, Haucks Mutter, war in den 1960er Jahren der Jungen Aktion (JA), der Nachwuchsorganisation der Ackermann-Gemeinde, beigetreten, ihr Sohn Pirmin wurde Ende der 80er Jahre ebenfalls Mitglied, genauso wie später seine Schwestern. Während der Pubertät war seine Begeisterung allerdings gering. „Ich lehnte das Thema ab, wollte kein Vertriebenenkind sein, ich fand es anstrengend, mir immer wieder darüber Gedanken zu machen, wo ich herkomme und wer ich bin.“

Zu den JA-Treffen kamen schon ab Anfang der 90er Jahre immer öfter auch tschechische Jugendliche. Irgendwann, er mag etwa 17 gewesen sein, fand Hauck Gefallen an diesen Veranstaltungen. Das ging so weit, dass er regelmäßig Arbeitskreise leitete und bei vielen zentralen Veranstaltungen des Bundesverbandes der JA mit „viel Freude und Elan" dabei war. Während er an der Freiburger Universität Geschichte, Geografie und Politik studierte, kam die Anfrage, ob er im JA-Bundesvorstand mitarbeiten würde. Er willigte ein und blieb zwei Amtsperioden dabei. Später arbeitete er im Vorstand des Dachverbandes Aktion West-Ost[68] mit.

Vergangenheit nicht das beherrschende Thema

Hauck ist inzwischen wegen seines Alters lediglich noch passives Mitglied in der JA, doch er steht weiter zu ihrer Philosophie: „Wir begreifen uns", sagt er, „als Europäer, in einem friedlichen geeinten und christlich geprägten Europa." Die belastete Vergangenheit sei bei den JA-Veranstaltungen, erinnert er sich, „nicht das beherrschende Thema" gewesen. „Wir stellten uns nicht gemeinsam die Frage, was früher Schlimmes passiert ist, wir fragten uns stattdessen: Wie können wir miteinander umgehen nach einer solchen Vergangenheit?" Zwar seien Papiere geschrieben, Arbeitskreise oder Meetings organisiert und über soziales Engagement diskutiert worden, doch das geschah „ganz pragmatisch und so fröhlich, wie es geht". Hauck erinnert sich, dass in seinen ersten Jahren bei der JA die Herkunft sehr viel stärker als heute ein Thema gewesen sei, da musste er sich schon mal fragen lassen, ob er denn nun Pole, Tscheche oder Vertriebener sei. Inzwischen kämen immer mehr junge Leute, die keine Wurzeln in Böhmen oder Mähren haben. Das bestätigen auch die JA-Verantwortlichen, demnach kommen nur noch die wenigsten der rund 1.300 Mitglieder aus Vertriebenen-Familien.[69]

Die Jugendlichen sehen heute „den Schwerpunkt unserer Arbeit in der Begegnung mit den mittel- und osteuropäischen Nachbarn“ und das habe „eine historische, politische, kulturelle und soziale Dimension“.[70]
Die Ackermann-Gemeinde sieht sich – wie ihre Jugendorganisation – nicht als Teil der Sudetendeutschen Landsmannschaft, viele AG-Mitglieder sind dort allerdings Mitglied. Auch Haucks Großvater war der Landsmannschaft beigetreten, er sah in ihr die politische Vertretung seiner Interessen. Sein Enkel hingegen geht auf Distanz, er bezeichnet die Vertriebenenorganisation als „wenig demokratisch“ und „geschichtsklitternd“, ihr Problem sei, „dass sie in den ersten Jahrzehnten von den Nationalsozialisten nahe stehenden Führungspersonen geleitet wurde“. Inzwischen ist das auch durch Forschungen belegt, der Historiker Matthias Stickler relativiert freilich solche Einschätzungen: „Es wäre […] verwunderlich, wenn ausgerechnet bei den Vertriebenenverbänden der Anteil der Mitläufer, Nutznießer und Anhänger des NS-Regimes geringer gewesen wäre als im Durchschnitt der deutschen Bevölkerung.“[71]
Die Ackermann-Gemeinde ist trotz der Betonung ihrer Eigenständigkeit traditionell mit einem Stand und eigenen Veranstaltungen auf dem Sudetendeutschen Tag vertreten und mit ihr die Junge Aktion. Hauck erinnert sich daran, dass die Jugendlichen schon mal mit der Frage provozierten: Kann man einen Sudetendeutschen Tag nicht auch in Prag veranstalten? 2009 forderten JA-Mitglieder auf dem Bundestreffen der Ackermann-Gemeinde in Plzeň/Pilsen Besucher auf, sich mit einem auf eine Schiefertafel geschriebenen „JA/ANO“[72] fotografieren zu lassen und sich so für eine gute deutsch-tschechische Nachbarschaft auszusprechen.
Die viel zitierten Beneš-Dekrete gehören weiter zu den zentralen Themen auf den alljährlichen Pfingsttreffen der Sudetendeutschen. Hauck hat dazu eine klare Meinung: „Es interessiert mich dezidiert nicht, ob die Dekrete ex nunc oder ex tunc abgeschafft werden müssen. Ich bitte darum, dass all diejenigen in der Sudetendeutschen Landsmannschaft,

die seit Jahren krakeelen: ‚Die Beneš-Dekrete müssen weg!', Klage beim Europäischen Gerichtshof einreichen. Doch sie klagen nicht, weil sie wissen, dass sie damit nichts gewinnen. Die Richter werden sagen: Das ist ein Gesetzeswerk, das Verfassungsrang hat, da können wir nichts machen. Die Dekrete hatten schreckliche Folgen, doch es wird für niemanden etwas ändern, wenn man sie aufhebt." Die Ackermann-Gemeinde verlangt von Tschechien „die Ungültigkeit der betreffenden Präsidial-Dekrete für Gegenwart und Zukunft festzustellen".[73] Hinter dieser Forderung steht jedoch die Einsicht: „Restitution und Entschädigung wären heute in der Praxis mit unlösbaren Problemen verbunden."[74]

Heimat ist ein Gefühl

Haucks Großvater mütterlicherseits, der 2010 mit 97 Jahren starb, hatte zu Lebzeiten zwar viel über den Krieg, die Gefangenschaft und seinen schweren Neuanfang danach erzählt, jedoch nur wenig über seine Heimat Nordböhmen. Die Verbundenheit zu diesem Landstrich schien jedoch stärker zu sein, als er sich und anderen eingestand. Mit seiner Frau und den Kindern war er 1964 anlässlich der Silbernen Hochzeit dorthin gereist und hatte an einem Gottesdienst in der Magdalenen-Kirche in Česká Lípa teilgenommen. Sein Eigentum zurückzufordern kam ihm jedoch ebenso wenig in den Sinn wie der Gedanke an eine Rückkehr.

Haucks Eltern hatten 1976 ihre Hochzeitsreise in die Heimat ihrer Vorfahren unternommen, die nun jenseits des Eisernen Vorhangs, in der Tschechoslowakei und in Polen, lag. Kurz nachdem die Grenzen offen waren, fuhren sie Anfang der 1990er Jahre mit ihren Kindern in die Tschechoslowakei. Hauck kam das postsozialistische Land mit seinen niedrigen Preisen, den löchrigen Straßen, den heruntergekommenen Fassaden exotisch vor, doch ihn berührte damals auch die Begegnung

mit den „unglaublich offenen, liebevollen, zuvorkommenden und gastfreundlichen Menschen“.
Immer wieder reiste er später in das Land, leitete dort Veranstaltungen und Arbeitskreise der Jungen Aktion. 2003 und 2004 studierte er ein Jahr als Austauschstudent der Freiburger Universität an der Karls-Universität in Prag. Als er ein Thema für seine Magisterarbeit suchte, ergab sich durch ein Stipendium die Möglichkeit für einen weiteren Aufenthalt in der tschechischen Hauptstadt. Hauck forschte dort über „Das Verhältnis des Bundes der Landwirte zur Sudetendeutschen Partei“. Für ein Jahr zog er dazu in die Stadt an der Moldau, lebte in einer Wohngemeinschaft, lernte die Sprache. Für ihn – mit seinen familiären Wurzeln in Böhmen – war das „kein logischer Schluss, sondern nur ein schöner Zufall“. Bei der Recherche in den Archiven, beim Lesen von Dokumenten aus der Zeit, als sein Großvater in seinem Alter war, versuchte Hauck als Historiker so nüchtern wie möglich zu bleiben und die Familiengeschichte außen vor zu lassen.
Der Bund der Landwirte gehörte wie die Deutsche Christlich-Soziale Volkspartei und die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei zunächst der tschechoslowakischen Regierung an, die drei Parteien galten im Gegensatz zur Sudetendeutschen Partei als „Aktivisten“, die sich zwar für die Rechte der Deutschen, zugleich aber für die Erhaltung der Republik einsetzten. Die meisten Agrarier und Christsozialen schlossen sich 1938 der Sudetendeutschen Partei an, die Sozialdemokraten mussten emigrieren, weil sie von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Hauck gesteht, dass ihm am Ende, als er seine Arbeit geschrieben hatte, nicht nur diese nüchternen Fakten wichtig waren. Er habe die Arbeit auch für seinen Großvater geschrieben, der stolz darauf sein sollte, „dass sein Enkel etwas geschaffen hat, das mit ihm und seiner Geschichte zu tun hat“.
Doch viel mehr als die Geschichte interessiert Hauck die Gegenwart. Er ist „sehr zufrieden damit, dass wir die deutsch-tschechische Erklärung[75] haben“. „Beide Seiten stimmen darin überein, dass das begangene

Unrecht der Vergangenheit angehört und werden daher ihre Beziehungen auf die Zukunft ausrichten“ steht dort unter anderem. Dass dies nicht nur Lippenbekenntnisse waren, zeigt sich für Hauck daran, dass der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds eingerichtet wurde, der grenzübergreifende Projekte fördert, oder das Deutsch-tschechische Jugendforum, in dem auch er zwei Jahre mitarbeitete. „Ein Europa der Regionen“, lautet seine Überzeugung, „ist die einzige Zukunft, die wir haben.“ Statt in Nationen solle man in Kulturen, in Sprachen, in Nachbarschaften denken – nicht nur im deutsch-tschechischen Kontext. „Wir haben hier in Freiburg mit den Leuten im Elsass und der Nordschweiz mehr zu tun als mit allen anderen Menschen nördlich des Schwarzwaldes, Paris ist uns näher als Berlin.“

Die tschechische Hymne fragt: *Kde domov můj*?, was mit *Wo ist mein Heim, mein Vaterland*? ins Deutsche übersetzt wurde. Hauck beschäftigte diese Frage auch nach der Pubertät noch. Geografisch legt er sich bei der Antwort heute nicht mehr fest, stattdessen hält er es mit Herbert Grönemeyer, der in einem Song „Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl“ singt. „Als ich das verinnerlicht hatte, fühlte ich mich plötzlich sehr wohl. Ich sagte mir: Wenn das wirklich so ist, dann trage ich sehr viel Heimat in mir, dann bin ich ein Stück Heimat, dann muss ich mich nicht mehr rechtfertigen, wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme.“ Er bezeichnet sich als „fröhlichen Europäer“ und damit ist für ihn die Frage nach der Heimat beantwortet. „Ich fühle mich nicht nur als Europäer, sondern auch als Deutscher und als Südbadener. Für mich ist entscheidend, dass ich mich hier in der Region wohlfühle, in der ich aufgewachsen bin, in der ich sehr gerne lebe und weiterhin leben möchte. Da drüben ist das Elsass, da unten ist die Nordschweiz, wir sprechen eine Sprache, den alemannischen Dialekt, ich kann Französisch, die meisten Leute im Elsass können Deutsch.“ Hauck hat viel Sympathie für den Gedanken einer „Regio“, als die sich die Menschen im deutschen Freiburg, dem schweizerischen Basel und den beiden französischen Städten Colmar und Mulhouse verstehen. Er ist noch Mitglied in der Jun-

gen Aktion, auch wenn er dem Jugendverband inzwischen entwachsen ist. Der Ackermann-Gemeinde ist er allerdings noch nicht beigetreten, das sei „eine Option für die Zukunft“ und eben auch „eine Form von Heimat“.

Über den Tellerrand schauen

„Eigentumsfragen dürfen heute keinen Einfluss mehr auf die Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen haben.“ Dieser Satz steht in einer politischen Erklärung der Sudetendeutschen Jugend (SdJ). Wer die gängigen Klischees von Vertriebenenverbänden im Kopf hat, erwartet solche Worte nicht. Es sind nicht die einzigen dieser Art. „Das Recht auf Heimat“, fordert die SdJ in jenem Papier, sei zu achten, „auch das der inzwischen in dritter Generation dort lebenden Tschechen“. In dieser Erklärung, die der Jugendverband zu seinem 60. Gründungsjubiläum im Jahre 2010 veröffentlicht hatte, stellen sich die SdJler auch die Aufgabe, „an der Aufarbeitung deutscher Schuld mitzuwirken“.

Antonia Goldhammer aus Bayreuth schrieb an diesem Papier mit, wichtig ist ihr darin auch die Formulierung, dass die SdJ „in ihrer Arbeit und Meinungsbildung eigenständig“ sei. Auch wenn es, wie sie einräumt, kein neuer Gedanke sei, da die Jugend von Anfang an auf ihrer eigenständigen Position beharrt habe. Ein Indiz ist für sie, dass der Verband, der zunächst „Junglandsmannschaft“ getauft worden war, wenig später in Sudetendeutsche Jugend umbenannt wurde.[76]

Goldhammer arbeitet nicht nur in der SdJ mit, sie ist auch in die Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, das höchste Gremium der „Volksgruppe“, gewählt worden. Ihr politisches Engagement kommt nicht von ungefähr. Ihre Mutter ist – obwohl dem Jugendalter längst entwachsen – bis heute SdJ-Mitglied. Deren Eltern kommen aus Nordböhmen, sind Sudetendeutsche, Vertriebene. Als Kind, erinnert sich Goldhammer, war ihr nicht klar, was sich hinter diesen Begriffen verbirgt. „Ich wusste, dass meine Großeltern Tschechisch beherrschen, dass sie etwas anders sprechen als die Einheimischen, Hausschuhe waren für sie *Botschn*, das Hemd ein *Leibl*.“

Erzählte der 1910 geborene Großvater, dass er als Kind die Zeit des Ersten Weltkrieges erlebt und als junger Mann in der Armee der Tschecho-

Antonia Goldhammer

Jahrgang 1984, Journalistin/Theaterwissenschaftlerin
Vater: geboren 1945 in Würzburg, katholischer Diakon
Mutter: geboren 1949 in Deggendorf, Apothekerin

Antonia Goldhammer arbeitet seit 1999 bei der Sudetendeutschen Jugend mit und sitzt für den Jugendverband in der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, zusammen mit jungen Migranten, aber auch im Bundesvorstand der djo-Deutsche Jugend in Europa. Ohne eine Verständigung mit den Tschechen, lautet ihre Überzeugung, ist die Aufarbeitung der gemeinsamen Vergangenheit nicht zu machen. Die Positionen der Hardliner unter den „Landsleuten“, die weiter die Rückgabe von Eigentum und Sühne für die Verbrechen während der Vertreibung verlangen, lehnt sie ab. Die „Nichterlebnisgeneration“, sagt sie, habe eine neue Sicht auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Tschechien. Die Rückgabe von Eigentum steht für diese Generation nicht mehr auf der Tagesordnung, ihr geht es vielmehr um Begegnungen mit Gleichaltrigen aus dem Nachbarland, um den Austausch mit ihnen – und dabei ist die Vergangenheit ein Thema von vielen.

slowakischen Republik gedient hatte, und dass er später für die deutsche Wehrmacht in den Krieg ziehen musste, war Goldhammer „beeindruckt, dass er zwei Kriege miterlebt hat“. Ihre 1920 zur Welt gekommene Großmutter schwärmte oft davon, wie schön das nordböhmische Städtchen Dux/Duchcov, das Schloss und die Parkanlage gewesen seien. Die Geschichten der Großmutter endeten oft mit den Worten: „Alles vorbei …“ Erwiderte die Enkelin: „Du könntest doch mal wieder dorthin fahren!“, bekam sie zur Antwort: „Besser nicht, dann muss ich weinen.“

„Ich fragte als Kind nicht weiter nach, ich fand es lediglich schlimm, dass sie nicht zurückkehren kann.“ In der Grundschulzeit, Goldhammer mag acht gewesen sein, saß sie eines Abends mit der Mutter am Tisch und die erzählte plötzlich die Geschichte ihrer Eltern. „Dieses Gespräch erschütterte mich sehr, ich fand es unglaublich, dass meine Großeltern so etwas Schlimmes erlebt hatten. Von dem Moment an war es mir ein Anliegen, dass alle erfahren, was passiert ist.“

Ich werde darüber reden

Ihr Großvater mütterlicherseits wuchs in Obernitz/Obrnice in der Nähe von Teplitz-Schönau/Teplice-Šanov auf, seine Mutter war Tschechin, sein Vater Deutscher. Er arbeitete als Buchhalter in einer jüdischen Eisenwarenhandlung. 1942, mitten im Krieg, heiratete er seine Frau, die eine Ausbildung bei einer Bank gemacht hatte. Sein Glück war, dass er als Soldat nicht an vorderster Front kämpfte, sondern mit einer Militärmaschine von Standort zu Standort flog und Propaganda-Filme zeigte. Als Kriegsgefangener fiel er den Engländern in die Hände.

Als der Krieg zu Ende ist und sich abzeichnet, dass die Deutschen die Tschechoslowakei verlassen müssen, häufen sich unter den deutschen Bewohnern von Dux Selbstmorde, viele sind verzweifelt, weil sie nicht wissen, wie es weitergeht. Eines Tages tauchen früh am Morgen Tsche-

chen im Haus von Goldhammers Großmutter auf. Die Familie, so lautet die Anordnung, soll sich mit 30 Kilogramm Gepäck pro erwachsener Person, ohne Wertsachen, bereithalten. Sie schließen die Bewohner ein, nehmen die Schlüssel mit und kündigen an: Wir holen euch in zwei Stunden ab! Was ist lebensnotwendig, was muss zurückbleiben? Als die Großmutter mit ihrer Mutter und ihrer dreijährigen Tochter, Goldhammers Tante, hektisch das Haus verlässt, werden zwei Schachteln vertauscht. In der einen befinden sich Dokumente und Fotos, in der anderen unwichtige Dinge, doch just diese geht mit auf den Transport. Ein Lkw bringt die Abgeschobenen zum nächstgelegenen Bahnhof in Sachsen. Eine Szene, an die sich die Tante auch später noch erinnert: Der Kinderwagen darf nicht mit auf die Ladefläche, weil zu wenig Platz dafür ist, deshalb wird er über die Bordwand gehängt – für das Kind ein vollkommen schräges Bild, das sich wohl deshalb fest einprägt. Auf offenen Güterwagen geht die unfreiwillige Reise weiter. Funken fliegen aus dem Tender der Dampflok über die Köpfe hinweg. Die Großmutter will eine Decke anfeuchten, um ihr bisschen Hab und Gut zu schützen. Die anderen verbieten ihr das, verdächtigen sie, dass sie Wasser aus der Decke saugen wolle, um den Durst zu stillen.

Eine Situation, die die Großmutter bis ins hohe Alter nicht vergisst und die selbst ihre Alzheimer-Krankheit nicht auslöscht: Nach der Ankunft in Sachsen-Anhalt vegetiert sie mit Mutter und Tochter tagelang im Straßengraben, bevor die drei auf einem Bauernhof unterkommen. Goldhammers Großmutter arbeitet als Trümmerfrau in einem Hydrierwerk, bekommt später dort Arbeit als Sekretärin. Sie erfährt, dass ihr Mann in einem Kriegsgefangenenlager in Schleswig-Holstein einsitzt. Da sie ihm keine Briefe schreiben kann, reist sie dorthin. Im kriegszerstörten und von den Besatzungsmächten zerteilten Land ist das fast eine Weltreise. Endlich steht sie vor dem Lager. Ein Kamerad überbringt ihrem ungläubig dreinschauenden Mann die Nachricht: Deine Braut wartet draußen! „Diese Geschichte wurde sehr oft erzählt, es war ein zentraler Punkt im Leben meiner Großeltern."

Goldhammers Großvater lässt sich nach Bayern entlassen, jemand hatte ihm im Lager den Tipp gegeben, der Boden an der Donau sei fruchtbar, dort könne man sich eine Existenz aufbauen. Er findet Arbeit beim Wasserwirtschaftsamt, Anfang der 50er baut er sich mit seiner Frau im niederbayerischen Deggendorf ein Haus – weitgehend eigenhändig, deshalb dauert es fast zehn Jahre.
Die Geschichten über die Vertreibung und das schwierige Ankommen in der Fremde hörte Goldhammer als Kind immer wieder. „Oft waren die Großeltern wütend darüber, dass ihnen und ihren Leidensgenossen scheinbar keiner zuhöre, dass man sich offenbar nur um die Aufarbeitung anderer Aspekte der Vergangenheit kümmere. Mit elf oder zwölf Jahren machte mich das sehr betroffen. Endeten solche Gespräche mal wieder in Aufregung und Verzweiflung, versprach ich den Großeltern: Ich werde darüber reden!"
Mit 15 soll sie in der Schule ein Referat über den Zweiten Weltkrieg halten, da nimmt sie sich vor, die Geschichte ihrer Großmutter zu erzählen, die ihre Erinnerungen aufgeschrieben hatte. „Als ich es las, fand ich es furchtbar." Vieles wirkte schwarz auf weiß noch schlimmer als sie es aus den Erzählungen kannte. Heute meint sie: „Wenn einem schreckliche Dinge widerfahren sind und dieses Leid nicht akzeptiert, sondern sofort nach dem Kontext gefragt wird, traumatisiert einen das wohl ein zweites Mal. Ich finde es richtig, dass der Kontext hergestellt wird, aber man muss jemanden zunächst mal in seinem Leid akzeptieren, ohne es zu bewerten. Das ist lange nicht möglich gewesen."

Aus heutiger Sicht schwer nachzuvollziehen

Goldhammers Mutter hat anders als ihre ältere Schwester die Vertreibung nicht erlebt. Sie kam vier Jahre nach Kriegsende in Deggendorf zur Welt. „Als Niederbayerin würde sie sich deshalb wohl nicht bezeich-

nen, eher als Sudetendeutsche“, vermutet Tochter Antonia. „Ob sie tatsächlich einen Bezug zu Böhmen hat, weiß ich nicht, sie war zu selten dort.“ Mutter und Tante wuchsen in einer Zeit auf, in der Gleichaltrige im Westen Deutschlands auf der Straße politische Veränderungen forderten und ihre Eltern fragten, auf welche Weise sie in die Ereignisse vor 1945 verstrickt waren. „Meine Mutter und meine Tante waren“, vermutet Goldhammer, „wohl keine 68er, sie pflegten in der Sudetendeutschen Jugend weiter die Tradition, ob sie ihren Eltern Vorwürfe machten, weiß ich nicht.“

Als die SdJ in den Jahren 1949 und 1950[77] gegründet worden war, „ging es nicht darum, die eigene Schuld aufzuarbeiten, der Fokus lag auf ganz anderen Dingen, da ging es um die Probleme beim Ankommen in einem zerstörten, traumatisierten Land“, so Goldhammers Perspektive auf die Verbandsgeschichte. Die Integration der Vertriebenen sei die Hauptaufgabe der frühen SdJ gewesen, sie habe so Hilfe zur Selbsthilfe und ein soziales Umfeld geboten.

Als ihre Wurzeln sieht die SdJ die bündische Jugendbewegung der 20er und 30er Jahre:[78] den Wandervogel, den katholische Jugendbund Staffelstein, die Sozialistische Jugend und die „für die Sudetendeutsche Jugend der Nachkriegszeit so entscheidende Jungturnerschaft des Deutschen Turnverbandes“. Die SdJ-Gründer waren zum großen Teil Mitglieder oder Jugendführer dieser Bünde, aber „auch von den sechs Jahren der Hitlerjugend geprägt“[79]. Die SdJ wollte damals ein „Erziehungsverband“ sein. Es habe nach der Gründung eine „Absage an jegliche Form des Extremismus“ und die Einsicht gegeben, „dass die sudetendeutsche Frage nur in Partnerschaft mit dem tschechischen Volk und im Rahmen einer europäischen Regelung einer Lösung zugeführt werden kann“.[80]

Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Verbandsgeschichte steht noch aus. Die Dokumente sind auf verschiedene Standorte verstreut, ehemalige Mitglieder stellen auf einer Internetseite[81] ihre Version dar. Der

Historiker und Volkskundler Tobias Weger[82] attestiert der SdJ in den Anfangsjahren – er untersuchte sudetendeutsche Organisationen zwischen 1945 und 1955 – eine Nähe zum Gedankengut des Nationalsozialismus. Von der SdJ damals verwendete Begriffe wie „Jungmädelgruppe“, so Weger, seien „direkt von der Gliederung der Jungmädel (JM) und des Bundes deutscher Mädel (BDM) in der nationalsozialistischen Hitler-Jugend übernommen worden“.

Die heutige SdJ gehe offen mit ihrer Vergangenheit um, meint Goldhammer, der Verband befinde sich mitten in der Aufarbeitung, veranstalte Zeitzeugeninterviews, Seminare mit Alt-SdJlern, Zukunftswerkstätten. „Wir wissen, dass viele der Gründungsmitglieder zwangsläufig in der Hitler-Jugend waren. Die HJ hat die Jugendarbeit und ihre Formen jedoch nicht erfunden, die gab es bereits vorher. Die einstigen Verlautbarungen der SdJ in der zeittypischen Rhetorik sind aus heutiger Sicht nur noch schwer nachzuvollziehen. Von Liedtexten wie ‚Der Pfeil in unserer Rune weist mahnend ins ostdeutsche Land/Die Heimat zurückzugewinnen, sind unsere Herzen entflammt‘, hat sich schon die Generation meiner Mutter distanziert. Solche Texte sehen wir heute äußerst kritisch.“

Goldhammers Mutter war in den 1970er Jahren in den SdJ-Bundesvorstand aufgestiegen. Nach ihrer Heirat musste sie sich – so kennt es Goldhammer als Anekdote – die Frage gefallen lassen, ob ihr Mann denn auch ein „Landsmann“ sei. Sie war zunächst sprachlos. Ein Vorstandsmitglied sprang ihr bei: „Nein, aber er ist übrigens auch ein Mensch.“ In der SdJ konkurrierten in jener Zeit die Mitglieder, die die Vertreibung miterlebt hatten, mit den Nachgeborenen um die Deutungshoheit. Vielleicht war es diese Atmosphäre, die Goldhammers Mutter davon abhielt, der Sudetendeutschen Landsmannschaft beizutreten, sie weigert sich bis heute, Mitglied zu werden. Auch deren Eltern hatten lange nichts mit der Landsmannschaft am Hut, wohl auch, weil sie lange damit beschäftigt waren, sich eine Existenz aufzubauen. In den 60er Jahren traten sie der SL bei, der Großvater verkaufte Festabzeichen für den Sudetendeut-

schen Tag, zu dem alljährlich an Pfingsten auch Goldhammer mit ihren Eltern reiste. „Ich zog ein Dirndl an, wir trafen dort Bekannte, waren gesellig, es gab Liwanzen, doch ich hatte mit meinen sechs, sieben Jahren keine Ahnung, weshalb die Leute dorthin kamen."

Schuldzuweisungen bringen die Sache nicht weiter

Antonia durfte, als sie lange genug darum gebettelt hatte, wie ihr älterer Bruder Bernhard – der später stellvertretender SdJ-Bundesvorsitzender wurde – in die deutsch-tschechischen Camps der Sudetendeutschen Jugend fahren. „Die Lager waren das Highlight des Jahres. Es war kein Politikcamp, sondern in erster Linie eine schöne Freizeit, ich fand Freunde, unter denen auch Tschechen waren." Doch es war eben nicht nur „eine Mordsgaudi", es hatte auch mit der Familiengeschichte zu tun. „Als mir das klar wurde, wollte ich, dass wir dort über die Geschichte reden." Mit 15 begann sie, andere Kinder und Jugendliche zu betreuen. Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Verbandes stand – auch wenn sie punktuell bereits Thema war – Ende der 90er Jahre bei der SdJ nicht im Vordergrund. „Damals ging es vor allem darum, gemeinsame Camps mit unserem Partnerverband Sojka zu veranstalten, was an sich bereits eine politische Angelegenheit war. Wir mussten noch einen Weg finden, wie wir über unsere gemeinsame Geschichte sprechen können."

Die SdJ hatte schon kurz nach ihrer Gründung einen Austausch mit tschechischen Jugendlichen gefordert. Aus dem Jahre 1960 etwa gibt es die „Botschaft der Sudetendeutschen Jugend an die tschechische Jugend". Gemeinsam, hieß es darin, solle man eine „neue, bessere Zukunft im freien Europa von Morgen [sic] schaffen".[83] „Damals", urteilt Goldhammer mit einem ironischen Unterton über diese Zeit, „konnte man so etwas leicht sagen, die Gefahr, dass man es tatsächlich umsetzen musste, war gering." Mitte der 80er Jahre brachte die SdJ die

Gründung eines deutsch-tschechoslowakischen Jugendwerks nach dem deutsch-französischen Vorbild ins Gespräch. Auch daraus wurde vorerst nichts. Als 1989 der neue SdJ-Zeltplatz im oberpfälzischen Gaisthal eingeweiht wurde, war eine slowakische Musikgruppe zu Gast, ein Jahr später zelteten deutsche und tschechische Jugendliche zum ersten Mal gemeinsam in Gaisthal, wo 1996 der tschechische Partnerverband Sojka gegründet wurde.

Ende der 90er Jahre, erinnert sich Goldhammer, geriet die SdJ in eine Identitätskrise. Wofür stand der Verband eigentlich? „Bevor wir uns nach außen präsentieren, bevor wir in Konflikte, etwa mit der Landsmannschaft oder mit Leuten, die unserem Verband eine rechte Orientierung vorwarfen, hineingehen konnten, brauchten wir eine eigene Position." 2001 luden die Jugendlichen Referenten zu einem Seminar über die Verbandsgeschichte ein, im Jahr darauf zogen junge Deutsche und Tschechen gemeinsam los, um vor Ort gemeinsam ihre Geschichte zu erforschen. Im Stadtarchiv der westböhmischen Stadt Cheb/Eger fanden sie Dokumente, die über die Zeit der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei Auskunft gaben. „Da stellten wir fest, dass – als die Nazis dorthin kamen – Tschechen vertrieben wurden. Einige Sudetendeutsche empfanden es ja als Frechheit, wenn Tschechen sagten: Ich bin auch vertrieben worden."

Für Goldhammer war dies ein „erster gedanklicher Tabu-Bruch". Mit dem neuen Wissen versuchte sie, eine eigene Position in der Debatte über die Vertreibung zu finden. „Auf beiden Seiten ist Unrecht geschehen, Tschechen wurden während des Nationalsozialismus schlecht behandelt und unterdrückt, später waren es die Deutschen. Das Leid der einen relativiert jedoch nicht das Leid der anderen. Verallgemeinerungen oder kollektive Schuldzuweisungen bringen die Sache nicht weiter. Was hilft es einem vierjährigen Kind, das bei Kriegsende mit seinen Eltern die Heimat verlassen musste, wenn es gesagt bekommt, dass dies eine Reaktion auf das war, was ‚die Deutschen' vorher getan haben?"

Es gelte auch daran zu erinnern, dass es Hunderte Jahre gemeinsame Geschichte gab, in denen Deutsche und Tschechen eben Böhmen oder Mährer waren. Je stärker sich die SdJ mit der Geschichte beschäftigte, umso präsenter wurde sie auf dem Sudetendeutschen Tag. Goldhammer schlug vor, T-Shirts mit dem Spruch „Versöhnung statt Revanche“ zu bedrucken. Auf dem T-Shirt sollten die deutsche, die sudetendeutsche und auch die tschechische Fahne zu sehen sein. Die Zeit schien jedoch noch nicht reif dafür zu sein, deshalb wurde aus dem Vorhaben nichts.

Seit dem ersten Sudetendeutschen Tag 1950 in Kempten war es Tradition, dass ein SdJler mit der Traditionsfahne bei der Hauptveranstaltung neben dem Rednerpult steht. Die Fahne war im Zeltlager Gaisthal vom ersten Sprecher der „Volksgruppe“, Rudolf Lodgman von Auen[84], signiert worden, sein Namenszug ist ehrfürchtig nachgestickt worden. Als die SdJ vor dem Sudetendeutschen Tag 2001 darüber diskutierte, wer die Traditionsfahne auf der Hauptbühne halten darf, meldete sich die damals 17-jährige Antonia. „Ich wollte ein Zeichen setzen, eine neue Farbe einbringen.“ Ein paar Leute meinten, Mädchen laufen nicht mit Fahnen herum. „Da ging es mir gar nicht mehr um den Punkt, ich setze hier ein Zeichen, sondern ich protestierte: Natürlich dürfen Mädchen eine Fahne halten!“ Mit diesem „feministischen Ansatz“, wie sie es heute lächelnd nennt, setzte sie sich durch und stand dann auf der Bühne, als der damalige bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber (CSU) seine Rede hielt. Mit rot gefärbten Haaren, und – so wollte es der Zufall – einem blauen Gips-Arm. „Ich wollte einen Bruch herstellen, ich wollte zeigen, da setzt sich jemand mit dem Thema auseinander, der eigentlich nicht so aussieht, als ob er das tun würde.“

Ihre Großeltern saßen in der Menge der Zuschauer vor der Tribüne. „Ich hatte das Gefühl, ich habe nie etwas richtiger gemacht. Ich dachte, für sie ist es gut zu wissen, da trägt es jemand weiter. Ihnen ging es nicht darum, dass sie etwas von ihrem Eigentum zurückbekommen

oder dass sie in ihre angestammte Heimat zurückkehren dürfen. Sie wollten hören: Ihr habt Schlimmes durchgemacht, ihr habt es großartig gemeistert. Dadurch, dass ich dort mit der Fahne präsent war, konnte ich Stellung dazu beziehen. Damals fand ich es eine wichtige Geste. Heute habe ich, vor allem nach einem USA-Aufenthalt während des 11. September 2011, ein sehr kritisches Verhältnis zu Fahnen." Eine Fahne zu zeigen, sei ein Akt der Identifikation, ein Bekenntnis, im Falle des 11. September zu einem ganzen Land. „Da bleibt oft wenig Raum zur kritischen Auseinandersetzung." Eine Fahne zu hissen, sei ein starkes Zeichen, aber es löse keine Probleme. „Ich will mich nicht bedingungslos und uneingeschränkt zu etwas bekennen, schon gar nicht zu so etwas Abstraktem wie einer Nationalität." Inzwischen hat sich die SdJ von dem Fahnenritual beim Sudetendeutschen Tag verabschiedet.

Just bei jenem für sie so bedeutungsvollen Sudetendeutschen Tag diskutierte Goldhammer am Stand des Witiko-Bundes über die angebliche „Unmöglichkeit, in Würde Deutscher zu sein". Ihre Gesprächspartnerin outet sich freimütig als NPD-Mitglied. „Ich versuchte, ihr zu erklären, dass eine Nationalität keine Errungenschaft, sondern ein Zufall ist, dass ich weder stolz darauf bin, noch mich dafür schäme, Deutsche zu sein." Dieser Sudetendeutsche Tag zeigte Goldhammer die Grenzen in der Debatte über die Vertreibung auf: „Die Witikonen warfen einem vor: Du bist total links! Und von außen wurden wir rechts eingeordnet." Mit den Leuten vom Witiko-Bund freilich wollte sie sich auf keinen Fall in eine Schublade stecken lassen.

Der Stand der SdJ beim Sudetendeutschen Tag wurde im Laufe der Zeit immer größer, dort sind heute regelmäßig Sojka-Mitglieder aus Tschechien zu sehen. Berichten die Medien über das Pfingsttreffen der Landsmannschaft, geben immer öfter die Enkel der Erlebnisgeneration aus beiden Ländern vor der Kamera Statements ab. „Endlich interessiert sich die Öffentlichkeit für den fortschrittlichen Kurs, den wir als junge Generation vertreten, und nicht mehr für die, die am lautesten Parolen schreien", freut sich Goldhammer.

Unter gemeinsamer Flagge in die EU

2003 war sie in den bayerischen Landesvorstand der SdJ gewählt worden, ein Jahr später stellte sie gemeinsam mit den tschechischen Partnern von Sojka eine Feier zum EU-Beitritt Tschechiens auf die Beine. „Ich fand es unglaublich, mitzuerleben, wie Europa größer wird und wir alle nicht nur dabei sein, sondern daran mitarbeiten können." Während viele Bewohner in Goldhammers Heimat Oberfranken und viele „Landsleute" der EU-Osterweiterung skeptisch entgegensahen, waren die SdJler dafür. „Wir fanden den Beitritt selbstverständlich, für uns war es ganz normal, nach Tschechien zu fahren, dort Freunde zu haben und sie zu uns einzuladen. Dass es noch eine Grenze gab, an der man einen Pass brauchte, schien vollkommen absurd zu sein."

Deutsche und tschechische Jugendliche feierten den EU-Beitritt am 1. Mai 2004 gemeinsam mit einer grenzüberschreitenden Party. Sie begann in Gaisthal, weil dort die Wurzeln der SdJ liegen und dort auch der tschechische Partnerverband Sojka entstanden war. Eine gemeinsame Wanderung führte zu dem Ort, an dem die SdJ-Traditionsfahne geweiht worden war und Vertriebene zu Zeiten des Kalten Krieges hinüber in den Böhmerwald geschaut hatten. „Einerseits betrachteten wir das mit kritischer Distanz, andererseits erinnerten wir uns an die Sehnsucht der SdJ-Gründer, eines Tages überallhin reisen zu können." Deutsche und Tschechen überquerten in jener Nacht eine Brücke über einen Grenzfluss und entrollten kurz nach Mitternacht eine Europafahne. „Die haben wir seitdem neben unserer Traditionsfahne stets dabei, weil gerade Heimatvertriebene oft von einem Europa ohne Grenzen sprechen, was sowohl ein konservatives Element als auch etwas Zukunftsweisendes hat." Seit die Europaflagge zusammen mit der Traditionsfahne getragen wird, sind Goldhammers Gefühle gegenüber diesem Ritual weniger ambivalent.

In einem Europa ohne Grenzen ist für sie „von Bayreuth aus gesehen die nächst gelegene Hauptstadt nicht Berlin, sondern Prag". Das sei zwar

eine geografische Tatsache, aber den wenigsten Leuten in der Region wirklich bewusst. Sie wünscht sich, „dass es für die Leute in den Grenzregionen ganz normal wird, auf die andere Seite zu fahren". Dieser Austausch zwischen Nachbarn, wie es ihn in der Geschichte Deutschlands und Tschechiens über Jahrhunderte gegeben hat, scheint allmählich wieder in Gang zu kommen. Offenbar fällt es Jugendlichen leichter, Kontakte zu knüpfen. Seit der Wende in der DDR und der Samtenen Revolution in der Tschechoslowakei wird das immer einfacher, diverse Initiativen und Projekte wurden ins Leben gerufen – im Jahr 2001 zum Beispiel das Deutsch-tschechische Jugendforum. Seitdem beschäftigten sich zwanzig Jugendliche zwischen 16 und 24 aus beiden Ländern jeweils zwei Jahre lang etwa damit, wie das Studium in beiden Ländern für die jeweils andere Seite erleichtert werden kann. Inzwischen gibt es mit Tandem ein vom Bund und der tschechischen Regierung finanziertes Koordinierungszentrum mit Büros in Regensburg und Plzeň für den Schüler- und Jugendaustausch. Die SdJ sieht damit ihre Forderung aus den 80er Jahren nach einem deutsch-tschechischen Jugendwerk erfüllt. Goldhammer war kurz nach der Gründung Mitglied im Jugendforum geworden. „Es war gut zu sehen, wie reflektiert die tschechischen Jugendlichen mit der Geschichte umgehen, oft wussten sie mehr als viele deutsche Jugendliche." Das erzählte sie zu Hause den „Landsleuten", von denen einige der tschechischen Seite vorwarfen, die würde die Geschichte verdrängen. Ein Projekt, das Goldhammer im Jugendforum anschob, war eine Umfrage unter Museen im deutschen Grenzgebiet. Die sollten Auskunft darüber geben, ob es bei ihnen eine zweisprachige Beschilderung gibt, wie sie im tschechischen Grenzgebiet immer öfter zu finden ist. Doch Fehlanzeige. Die Deutschen begründeten ihre Untätigkeit damit, dass sie ja kaum tschechische Besucher hätten und deshalb gar keine Notwendigkeit für zweisprachige Angebote sähen. Für Goldhammer ist es „die Frage nach Henne und Ei". Außer Projekten und Diskussionen stößt das Jugendforum auch schlicht Freund-

schaften zwischen Jugendlichen an. Goldhammer lernte während ihrer zwei Jahre im Forum bei zahlreichen Besuchen das Land besser kennen, über das die Großeltern so viel erzählt hatten. Deren Heimatstadt Duchcov besuchte sie bisher nicht. „Ich frage mich manchmal, warum, doch ich hatte schlicht noch nie das Bedürfnis."

Andere Punkte auf der Tagesordnung

Während das Alter in der SdJ keine Rolle spielt, war Goldhammer für das Jugendforum irgendwann zu alt. Auf der Suche nach neuen Herausforderungen ließ sie sich für die Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft aufstellen, seit 2008 sitzt sie dort. „Da kann man zumindest versuchen zu beeinflussen, wie sich die Landsleute in der Öffentlichkeit positionieren." Mit den Landsleuten zu diskutieren „ist mitunter ein weites Feld", sagt Goldhammer und meint damit nicht nur die trockenen Debatten über Mitgliederzahlen oder Finanzen. Hardliner in der Bundesversammlung fordern ein „Tribunal", das die Verbrechen während der Vertreibung sühnen soll. „Solch ein Vokabular ist fürchterlich, man kann es politisch nicht ernst nehmen." Manchmal wundert sie sich jedoch über die Toleranz, die sie sich antrainiert hat. Bevor sie Position bezieht, fragt sie sich: Warum sagen die Leute so etwas? Meinen die es tatsächlich so furchtbar, wie es gerade klingt? Die Antwort, die sie sich selbst gibt, lautet: „Ich glaube, sie haben sich so festgefahren, weil sie eine lange Phase erlebt haben, in der sie kein Gehör fanden, da hatten sie genug Zeit, Probleme, die nicht verarbeitet waren, anzustauen und sie in Feindbilder zu kanalisieren." Deshalb bringt sie Verständnis auf. „Ich versuche, ihnen zu vermitteln: Ich interessiere mich für euch und das, was ihr erlebt habt, erzählt es mir, erzählt es euren Enkeln, erst dann bleibt etwas hängen! Ich weiß, wie wichtig es bei mir war, dass ich wusste, es ist nicht irgendwem passiert, sondern

meinen Großeltern.“ Sie fordert aber auch Verständnis von der älteren Generation dafür, „dass wir als Nichterlebnisgeneration andere Punkte auf der Tagesordnung haben“.

Auf einem versöhnlichen Weg, wird sie in den Diskussionen mit den Älteren nicht müde zu betonen, sei mehr zu erreichen als mit den ewig gleichen Forderungen. Immer wieder sagt sie den Landsleuten, dass man die andere Seite, die Tschechen, unbedingt brauche, um die gemeinsame Vergangenheit aufzuarbeiten. Inzwischen lichten sich die Reihen der Erlebnisgeneration, bei einigen der noch Lebenden wächst mit zunehmendem Alter die Einsicht, die Eigentumsfrage müsse auf eine für beide Seiten verträgliche Weise geklärt werden. Die SdJ hatte sich mit ihrer Politischen Erklärung aus dem Jahre 2010 eindeutig dazu positioniert, auch für Goldhammer ist klar: „Für uns ist die Rückgabe von Eigentum nicht mehr relevant, weil wir keinen Bezug mehr dazu haben. Wir glauben, dass es die Beziehungen entspannt, wenn es nicht mehr um diese Frage geht.“ Sie nimmt die Verfasser der Charta der Heimatvertriebenen von 1950 beim Wort, die damals „das Recht auf Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte“ postulierten. „Diejenigen, die ein Recht auf Heimat fordern, müssen sich klarmachen, dass dies auch für ein tschechisches Kind gilt, das in einem Haus aufwächst, das früher Deutschen gehörte. Das Recht auf Heimat ist ein Recht, das ein Mensch mit seiner Geburt bekommt.“

Die politische Erklärung der SdJ zum 60-jährigen Bestehen sollte den Landsleuten auch die Augen für die aktuellen Veränderungen in Tschechien öffnen. Beim Verfassen des Papiers, erinnert sich Goldhammer, hätten die Jugendlichen unter anderem die versöhnliche Geste eines tschechischen Bürgermeisters im Blick gehabt, der Vertriebene aus seiner Region offiziell eingeladen und sie mit den Worten begrüßt habe: Betrachten Sie diese Stadt als die Ihre und mich als Ihren Bürgermeister! „Er ging damit einen Schritt, auf den viele Landsleute lange gewartet hatten, denn natürlich ist es auch ihre Stadt, natürlich ist das auch

ihre Heimat. Der Bürgermeister bekannte sich dazu, dass Unrecht passiert ist und hat sich damit quasi entschuldigt."

Erbe bekommt neuen Sinn

Auch wenn die Geschichte, die Goldhammer mit Tschechien und den von dort vertriebenen „Landsleuten" verbindet, unweigerlich ein „Teil meiner Identität" ist, bezeichnet sie sich nicht als Sudetendeutsche. „Das wäre, um es mit der Rhetorik einiger Hardcore-Landsleute zu sagen, ein ‚Verrat' an meiner tatsächlichen Heimat. Wenn ich schon von Heimat rede, dann ist das Bayreuth, wo ich aufgewachsen bin." Die Rückkehr in die „Heimat" ist heute, anders als in den Jahren nach der Gründung, kein Thema mehr, die SdJ betrachtet die Integration der Deutschen aus der früheren Tschechoslowakei als abgeschlossen. Die Entwicklung der eigenen Mitgliederstruktur ist ein Beleg dafür. Während der Verband in den 50er und 60er Jahren nach eigenen Angaben um die 50.000 Mitglieder[85] hatte, ist es heute noch ein Zehntel,[86] immer weniger haben sudetendeutsche Vorfahren, immer mehr interessieren sich statt für die Traditionspflege für den Austausch mit dem Nachbarland Tschechien, daneben treten in Deutschland lebende Jugendliche mit tschechischen Eltern ein. Die SdJ bezeichnet sich deshalb als „Fachverband für die Integration tschechischer Jugendlicher in Deutschland".

Während die SdJ-Gründer darum kämpften, in Deutschland anzukommen, will die heutige Generation „Europa mitgestalten"[87]. Goldhammer: „Dadurch soll die Geschichte nicht ausgeblendet werden. Wir sollten das deutsch-tschechische Verhältnis nicht mit Fragen aus der Vergangenheit belasten, sondern damit stärken. Man muss die problematische Geschichte genauso kennen, wie die Geschichte, in der es funktioniert hat, erst dann ist man in der Lage, damit umzugehen."

Ihre Traditionsfahne hält die SdJ weiter in Ehren, das Grauhemd zieht schon lange niemand mehr an, Funktionsbezeichnungen wie „Mädelführerin“ sind längst abgeschafft worden. Das im Zeltlager Gaisthal einst gängige Kommando „Hießt Flagge!“ wurde durch „Wir grüßen die Heimat!“ ersetzt, ein Satz, der heute von den deutschen und tschechischen Jugendlichen zweisprachig als Morgen- und Abendgruß zelebriert wird. Anstelle des schwarz-roten Wappens der Landsmannschaft mit Kreuz und Reichsadler prangt im SdJ-Logo ein europablauer Vogel, dessen Schwingen die deutsche und die tschechische Fahne bilden. „Die SdJ von heute ist weder Erlebnis- noch Bekenntnisgeneration. Wir sind die Erbengeneration, der es obliegt, das mitteleuropäische Erbe nicht zu bewahren und zu verwalten, sondern zu gestalten.“ So steht es in der politischen Erklärung des Verbandes, die zum Sudetendeutschen Tag 2013 in Augsburg veröffentlicht wurde.

Eines blieb trotz aller Neuerungen erhalten: Die Mitgliedschaft der SdJ in der djo-Deutsche Jugend in Europa, die ihre Wurzeln in der Nachkriegszeit hat. Mit den Zeiten änderten sich allerdings die Strukturen und Aufgaben. Heute gehören neben klassischen Vertriebenen- und Aussiedlerverbänden auch „Migrantenjugendselbstorganisationen“, zum Beispiel von Assyrern und Kurden sowie Verbände von russischsprachigen Jugendlichen, etwa jüdischen Zuwanderern, dazu. Goldhammer sitzt im djo-Bundesvorstand und ist außerdem bei amnesty international Mitglied. „Die Problematik von Vertreibung, Flucht, Migration, Integration, Identität und Heimat ist leider zeitlos. Die Leute kommen hierher und kommen nicht wirklich an. Was ich in alten SdJ-Zeitschriften lese, das macht unter anderem der kurdische Verband heute durch: Migranten wollen eine neue Heimat finden und trotzdem die Herkunft nicht verleugnen. Es ist gut, dass wir immer noch an diesen Themen arbeiten, weil sie leider nicht von gestern sind.“ Und so lud die SdJ den Vorsitzenden der kurdischen Migrantenorganisation Komciwan zu einem Sudetendeutschen Tag ein, wo er über seine Probleme als heutiger „Vertriebener“ erzählte.

Goldhammer meint, so bekommt das Erbe ihrer Großeltern einen neuen Sinn: „Ich habe eine Sensibilität dafür entwickelt, was Migration und Heimat allgemein bedeuten. Ich kann das nicht nur auf einen 85-Jährigen anwenden, der mir etwas von seinem Trauma erzählt, sondern auch auf einen frustrierten Jugendlichen, der in seiner Heimat als Deutscher und hier als Russe beschimpft wird. Langfristig gesehen ist der Sinn einer Geschichtsbewältigung, dass man die Zukunft gestalten kann, dass man Probleme erkennt, die omnipräsent sind, dass man die Augen aufmacht und über den Tellerrand schaut."

Neue Antworten auf alte Fragen

Ich hatte das Interview mit Antonia Goldhammer im Dezember 2010 geführt. Seitdem stand die Beschäftigung mit dem Thema bei ihr nicht still, neue Fragen waren zusammengekommen – und neue Antworten auf alte Fragen. Die SdJ befand sich unterdessen weiter im Umbruch. Im August 2013 gründete sich eine neue Gruppe, die sich zwar weiter dem Verband verbunden fühlte, sich als selbstständiger Verein jedoch den Namen „Mit Ohne Grenzen" gab, weil sie die Bezeichnung „sudetendeutsch" nicht mehr zeitgemäß fand.
Goldhammer hatte beim Sudetendeutschen Tag 2013 in Augsburg die Kunstaktion „Metaheimat – Identitäts-Zu-/Beschreibung" initiiert. Rund um den Stand der Sudetendeutschen Jugend schrieben sie und andere SdJler Worte, Sätze und Fragen wie „Hassliebe", „Wurzeln", „Mein Thema? Euer Thema?", „co-traumatisiert", „Hass ist die Geisel der Menschheit", „Nie wieder Nationalismus, nie wieder Vertreibung, nie wieder Krieg!" mit weißer Farbe auf den Boden. Goldhammer schrieb auch auf ihre Arme und ließ andere darauf schreiben. „Tschechenfreundin" etwa oder „Mitglied der Bundesversammlung", aber auch „Hohe Rätin", weil sie nicht nur in der Bundesversammlung sitzt, sondern auch in den Sudetendeutschen Rat berufen wurde.

Eine Menge Stempel würden der SdJ von außen aufgedrückt, hieß es im Konzept für das Projekt, zum Beispiel „Bekenntnisgeneration“, „Zukunft der Volksgruppe“, „Sudetendeutsch“. Die unkonventionelle Aktion auf dem traditionellen Pfingsttreffen der Sudetendeutschen sollte „beschreiben, wie wir uns sehen“. Aber auch „beschreiben, was man uns zuschreibt“. Die SdJler stellten sich die Frage, was ihre alljährliche Teilnahme am Sudetendeutschen Tag für sie bedeutet, was das mit jedem Einzelnen macht, was es für die eigene Identität bedeutet.
Goldhammer sagte danach: „Ich wollte mich diesen gemischten Gefühlen stellen, die ich bei jedem Sudetendeutschen Tag spüre, indem ich sie mal offen benenne.“ Bearbeitet sie etwa ein Problem, das gar nicht ihres, sondern das einer Generation vor ihr ist? „Wenn es nicht meine Trauerarbeit ist“, fragte sie sich, „weshalb fahre ich dann Jahr für Jahr zum Sudetendeutschen Tag?“ Ihre Antwort: „Die Auseinandersetzung mit dem Thema ist für mich zur Heimat geworden, weil ich damit aufgewachsen bin, dass sich meine Familie damit befasst hat. Diese Auseinandersetzung ist, ob ich das nun will oder nicht, zu einem Teil von mir und meiner Lebensgeschichte geworden.“
Die Heimat der Großeltern schien ihr auch 2013 weiter fern zu sein, obwohl sie mehrfach in Tschechien gewesen war, hatte sie Duchcov nach wie vor nicht besucht. Den Weg dorthin fand sie über die Deutsche Jugend in Europa: Die Organisation betreibt in der Nähe des sächsischen Pirna unweit der tschechischen Grenze eine Bildungsstätte, nur etwa zwanzig Kilometer von Duchcov entfernt. Als sie das entdeckte, kam ihr eine ernüchternde Erkenntnis: „Hätten meine Großeltern fünfzehn Kilometer weiter nördlich gewohnt, wären sie nicht vertrieben worden.“ Durch die Begegnung mit Migranten und Gespräche über ihre Großeltern, meint sie, habe sie eine selbstverständlichere, weniger apologetische Perspektive auf das Thema Heimat bekommen. „Sie reiben sich schon ihr ganzes Leben an der Frage, wessen Trauerarbeit sie da verrichten, wessen Identität sie tragen, wie sie beides vereinbaren können.“

Just auf dem Sudetendeutschen Tag 2013 traf ihr Bruder Bernhard eine tschechische Frau, die in Duchcov lebt. Und die lud die Geschwister ein, in ihre Heimat – die einst auch die Heimat von Goldhammers Großeltern gewesen war – zu kommen.

Die Beneš-Dekrete sind kein Hindernis

Als sich deutsche und tschechische Jugendliche im Sommer 2009 in einem Zeltlager in Gaisthal trafen, saß die Lagerleitung auf einem Thron und ordnete an, wo es langgeht. Die Jugendlichen konnten zwar Vertreter wählen, die ihre Interessen nach oben weitergaben, doch die waren nur Statthalter, die nach der Pfeife der Monarchen tanzten. Eine kleine Gruppe blies zum Umsturz. Danach herrschte Anarchie, es gab nur noch Brot und Salz, warmes Wasser zum Duschen war gestrichen. Eine neue Clique kündigte an, Ordnung schaffen zu wollen. Doch die Revolutionäre verwandelten sich in Diktatoren. Auch der Kommunismus nahm im „Staat Gaisthal" ein unrühmliches Ende.
Das Ganze war nur ein Spiel zum 20. Jubiläum des Zeltlagers, das die Sudetendeutsche Jugend (SdJ) im Jahre 2009 gemeinsam mit dem tschechischen Partnerverband Sojka veranstaltete. Die Reise durch die politischen Systeme sollte zeigen, wie solche Strukturen funktionieren und wie schnell Menschen ihr Mäntelchen in den Wind hängen und anderen Menschen Leid zufügen. Die deutsch-tschechische Geschichte bietet genügend Beispiele dafür. In Gaisthal besuchten die Mädchen und Jungen verschiedene „Staaten", schauten sich an, wie sie funktionieren, und nahmen mit, was ihnen politisch am besten gefiel. Daraus wurde eine Verfassung für eine Demokratie mit Parteien und freien Wahlen.

Geschichte steht nicht im Mittelpunkt

Jedes Jahr treffen sich deutsche und tschechische Jugendliche im Oberpfälzer Wald. „Wir kommen", sagt der junge Tscheche Pavel Bobek, „nicht alle aus der Überzeugung dorthin, etwas für die deutsch-tschechische Verständigung zu tun. Bei vielen solchen Projekten gibt es

Pavel Bobek

Jahrgang 1985, Leiter des Projekts „Jugend debattiert international“ am Goethe-Institut Prag
Vater: geboren 1937 in Prag, 2013 verstorben, Architekt/Musiker
Mutter: geboren 1954 in Prag, Kauffrau

Pavel Bobek war vier Jahre lang Vorsitzender des Vereins Sojka – spolek mladých, einer tschechischen Jugendorganisation, die eng mit der Sudetendeutschen Jugend zusammenarbeitet. Seit 1990 treffen sich junge Deutsche und Tschechen in einem Zeltlager an der Grenze zwischen Böhmen und Bayern, nicht um die Vergangenheit zu bewältigen, sondern um Spaß miteinander zu haben. Die dunklen Kapitel der gemeinsamen Geschichte bleiben dennoch nicht außen vor. Inzwischen ist es auch ganz normal, dass junge Tschechen zum Sudetendeutschen Tag kommen. Doch die Jugendlichen wollen sich, wie Bobek sagt, außer mit der Vergangenheit auch mit der Gegenwart und der Zukunft ihrer beiden Heimatländer beschäftigen.

Leute, die sich fachlich damit beschäftigen, zu uns kommen vor allem junge Leute, die keinen professionellen Bezug dazu haben. Doch wenn sich Deutsche und Tschechen treffen, ist das ja schon ein Bezug.“ Bobek, der vier Jahre lang Vorsitzender von Sojka war, kommt seit seiner Kindheit in das Gaisthaler Camp. „Dort steht nicht die Geschichte im Mittelpunkt“, betont er, „es geht um die Gegenwart und die Zukunft.“

Bobek erzählt darüber in fließendem Deutsch, während wir 2010 in seinem Berliner WG-Zimmer sitzen. Er studierte an der Prager Karls-Universität Politikwissenschaften und Internationale Studien, 2009 und 2010 ermöglichte ihm ein Stipendium einen Aufenthalt an der Freien Universität Berlin, 2011 absolvierte er ein Praktikum im Deutschen Bundestag. Nach dem Studium wurde er Leiter des Projekts „Jugend debattiert international“ am Goethe-Institut in Prag.

Er hatte sich während seines Studiums auf deutsch-österreichische Studien spezialisiert, dieses Thema hatte sehr viel mit der Familiengeschichte zu tun: Ein Teil seiner väterlichen Verwandtschaft lebt heute in Österreich. Ende des 19. Jahrhunderts hatten die Vorfahren Südböhmen gen Oberösterreich verlassen, weil sie sich dort ein besseres Leben versprachen. Damals waren die beiden Regionen noch Teil der Habsburgermonarchie, neue politische Grenzen wurden erst später gezogen. Der Kontakt zwischen den Emigranten und den Zurückgebliebenen brach weder während der Nazizeit noch in der kommunistischen Zeit ab. Als sich 1990 die Ost-West-Grenzen öffneten und das Reisen von da an überallhin möglich war, verbrachte Bobek fast jeden Sommer auf einem österreichischen Dorf. Die deutsche Sprache lernte er dabei spielerisch. Auch in der Schule stand sie auf dem Stundenplan. Doch „ich war nie besonders gut darin, es interessierte mich nicht besonders. Deutsch war bei Kindern nicht populär, Englisch war cool, Spanisch auch, weil es südländisch und exotisch war“. Mit 16, als er ein halbes Jahr zu einem Auslandsaufenthalt in die USA reiste und im Alltag aus-

schließlich Englisch sprechen musste, lernte er dann, „dass ich Europäer bin, weil ich ständig so bezeichnet wurde“. Die Deutschstunde in Übersee war „wie nach Hause kommen“.

Für Bobeks Vater war Amerika das Land seiner Träume. Vor 1989 konnte er dorthin allerdings nur in der Fantasie reisen. Er studierte Architektur, arbeitete jedoch nur kurz in dem Beruf, da er einen Job als Musiker in einem Prager Theater fand. Ende der 60er Jahre, als nach dem Prager Frühling Tauwetter im Lande einsetzte, trat er immer öfter als Sänger auf. Er mochte Country und Jazz, liebte die Songs von Jonny Cash und Frank Sinatra, die er auf Englisch sang. In den 70er Jahren wurde ihm das verboten. Kurzerhand übersetzte er die Texte gemeinsam mit Freunden ins Tschechische und schlug so der Zensur ein Schnippchen. Pavel meint, sein Vater „schaffte es, sich nicht zu beugen und nicht mit dem Regime zusammenzuarbeiten“. Ein Dissident war er freilich nicht. Er trat bis zu seinem Tod im Jahre 2013 als Sänger auf, weiter mit Songs seiner Vorbilder in tschechischer Sprache.

1964 war sein Bruder mit seiner Frau nach einer lange beantragten und endlich genehmigten Reise zu den österreichischen Verwandten im Westen geblieben. Das Paar hatte zwar studiert, jedoch nicht den erhofften Job und auch keine Wohnung bekommen. Pavels Vater, der bei dieser Österreich-Reise dabei war, kehrte wieder zurück in die Tschechoslowakei, er wollte seine Mutter nicht allein zurücklassen. Auch seine Tante mütterlicherseits hatte es in den Westen verschlagen, sie war 1969 nach Schweden gegangen. Seine Mutter studierte Chemie, arbeitete kurz an der Akademie der Wissenschaften, heute ist sie kaufmännische Angestellte bei einer großen amerikanischen Firma. In ihrer Familie gab es einige Sozialdemokraten. Die tschechische Sozialdemokratische Partei war 1894 aus der österreichischen Sozialdemokratie hervorgegangen, 1919 gründete sich die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiter-Partei. Beide Parteien waren während der Besetzung der Tschechoslowakei durch Hitlerdeutschland verboten. 1948 wurde

die tschechische Partei gegen den Willen der meisten ihrer Mitglieder mit der kommunistischen Partei zwangsvereinigt. Die Familie seiner Mutter, sagt Bobek, „hatte deshalb kein besonders gutes Verhältnis zum Regime“.

Eichelhäher überwindet Grenzen

Seine Eltern schickten ihn mit 14 – wie zuvor schon seine Schwester – in das Zeltlager der Sudetendeutschen Jugend in Gaisthal. „So kam ich auf eine neue Art in Kontakt mit der deutschen Sprache und mit Leuten meines Alters, die sie sprachen.“ Schon 1989, kurz nachdem der Eiserne Vorhang gefallen war, hatte die Sudetendeutsche Jugend in ihrem Zeltlager, das es seit der Gründung des Verbandes im Jahre 1950 gab, tschechische Jugendliche zu Gast. Um die 30 junge Tschechen gründeten 1996 einen eigenen Verband für den Jugendaustausch und nannten ihn Sojka. Das ist das tschechische Wort für Eichelhäher, Bobek interpretiert es so: „Er ist ein Vogel, der keine Grenzen kennt und ohne Probleme von einer Seite auf die andere fliegen kann.“ Die SdJ hat heute einen Vogel in den EU-Farben im Logo, seine Schwingen bilden die deutsche und die tschechische Fahne.
Mit Sojka gab es fortan nicht nur einen offiziellen Partner der SdJ, die jungen Tschechen konnten von da an für den Austausch mit einer Vertriebenenorganisation auch finanzielle Unterstützung im eigenen Land akquirieren. Geld geben inzwischen das Schulministerium, gelegentlich das Außenministerium, daneben der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds und die Stadt Čelákovice, wo Sojka sein Büro hat. „Gelder müssen immer wieder aufs Neue beantragt werden, das beschäftigt uns sehr“, beklagt Bobek, der inzwischen für die Finanzen zuständig ist, die unsichere Situation, die für viele solcher Organisationen trotz ihrer wichtigen Arbeit Alltag ist.

Sojka ist heute ein „Bürgerverein“ mit rund 100 Mitgliedern. Außer dem Sommercamp gibt es inzwischen auch ein deutsch-tschechisches Osterlager, daneben treffen sich die Vorstände von Sojka und SdJ regelmäßig. Zwar hat Sojka gute Kontakte zum Bundesverband der SdJ, doch am intensivsten sind die Beziehungen zum Bezirksverband Niederbayern-Oberpfalz, in dessen Bereich das Begegnungs-Camp liegt. Beim Zelten wird ein tägliches Ritual gepflegt: Jeden Morgen und jeden Abend hissen die Jugendlichen nicht nur die deutsche, die tschechische und die Europafahne, sie beginnen und beenden den Tag auch mit dem Spruch: *Wir grüßen die Heimat!/Zdravíme naši vlast!* „Die Bedeutung hat sich gewandelt“, so Bobek, „früher war die alte Heimat gemeint, heute ist es einfach der Landstrich, in dem man sich zu Hause fühlt, egal ob in Bayern, Böhmen oder Mähren.“

Nicht durch Schattenseiten belastet

Der symbolträchtige Zeltplatz befindet sich in der Nähe des deutsch-tschechischen Grenzübergangs Waidhaus. Die Frage, weshalb Jugendliche aus beiden Ländern jedes Jahr erneut an diesen abgelegenen Ort mitten im Oberpfälzer Wald kommen, beantwortet Bobek ganz schlicht: „Sie wollen sich treffen, miteinander reden und Spaß haben. Viele fahren ab einem Alter von neun Jahren jedes Jahr dorthin, das Lager ist ein Teil ihrer Kindheit, sie werden damit erwachsen, es wird selbst ein Stück Heimat.“ Inzwischen gibt es zwei solcher Camps pro Jahr für Jüngere und für Ältere, jedes Jahr kommen um die hundert Jugendliche aus beiden Ländern zusammen. Viele Tschechen haben zumindest Grundkenntnisse in Deutsch, auf deutscher Seite hingegen gibt es kaum tschechische Sprachkenntnisse, abgesehen von den Jugendlichen, die aus bilingualen deutsch-tschechischen Familien kommen. Für Bobek „keine Überraschung“. Das Phänomen ist vielfach zu beobachten: Wäh-

rend Mitarbeiter tschechischer Restaurants, Museen oder Hotels zumindest etwas Deutsch sprechen, kommt kaum einem Kollegen auf deutscher Seite ein Wort Tschechisch über die Lippen, wenn Besucher aus dem Nachbarland kommen.

„Jedes Jahr können wir uns aufs Neue davon überzeugen, dass die Jugend der beiden Länder nicht mehr durch die Schattenseiten unserer Geschichte belastet ist", hatte der Sojka-Vorsitzende Petr Vondruška als Gast der Feierlichkeiten zum 60. Geburtstag der SdJ gesagt. Die Jugendlichen kommen nicht nach Gaisthal, um die Vergangenheit zu bewältigen, damit wären sie womöglich auch überfordert. Sie wollen gemeinsam ihre Freizeit verbringen, so wie andere Jugendliche das auch tun. Doch en passant findet – wie bei dem Spiel mit verschiedenen politischen Systemen zum 20-jährigen Bestehen des Camps – so etwas wie politische Bildung statt. Obligatorischer Teil des Programms ist ein Gespräch, bei dem es um die Wurzeln von Sojka und SdJ, die gemeinsame Geschichte, geht. Bobek: „Ich finde es wichtig, dass man dabei auch das hervorhebt, was in der Vergangenheit gut war. Es gab in der deutsch-tschechischen Geschichte immer Kräfte, die zerstörerisch wirkten, aber auch sehr schöpferische."

Bei einem Brainstorming schreiben die Jugendlichen in dem Camp auf, was sie über das jeweils andere Land wissen. „Die Tschechen wissen oft mehr über Deutschland und über die Geschichte, weil es ein wichtiges Nachbarland ist. Doch in vielen Familien gibt es immer weniger Kenntnisse über die früheren Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen. Die Großeltern eines 13-jährigen Jugendlichen sind um die 60 oder 70 Jahre alt, sie waren bei Kriegsende Kinder."

Bobeks Vater war kurz vor Kriegsende in die Schule gekommen, hatte in der ersten Klasse eine tschechische Lehrerin, die mit den Nazis kungelte, bei ihr mussten auch die tschechischen Kinder im Unterricht Deutsch sprechen. Einige Jahre nach Kriegsende, der Vater war in der 8. Klasse, tauchte just diese Lehrerin bei einer staatlichen Kontrolle wieder in der Schule auf, diesmal als Kommunistin. Bobeks Vater wusste

wenig über die Vertreibung der Deutschen, schließlich war er noch ein Kind, als die Ereignisse über ihn hereinstürzten. Ein paar Bilder aus den Tagen, als die Wehrmacht aus Prag abzog, sind ihm schemenhaft in Erinnerung geblieben: Er und sein Bruder bekamen die Kamera eines deutschen Soldaten. „Ihre Familie sah die Deutschen als Schuldige und unterschied sich da nicht von vielen anderen tschechischen Familien, die die Vertreibung befürworteten."

Beide Seiten haben Mist gebaut

Bobek kennt diese Zeit nur aus dem Geschichtsbuch. Viereinhalb Jahre vor der Samtenen Revolution geboren, hat er auch die Zeit des Sozialismus nicht bewusst erlebt. Erst kurz nach dem Ende des Regimes kam er in die Schule. Die kommunistische Diktatur war vorüber, die Menschen, die von ihr geprägt worden waren, konnte man nicht einfach so austauschen. Auch in den Schulen nicht. Es mag in der 3. oder 4. Klasse gewesen sein, da erzählte eine Lehrerin in Heimatkunde von den Deutschen, von der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. „Sie sagte, sie hätten es gut gehabt, hätten ihre Sprache sprechen, ihre Zeitungen lesen, Vereine gründen und ihre Kultur pflegen können, trotzdem wäre es ihnen nicht genug gewesen. Dann hätten sie den Anschluss an Deutschland verlangt. Das Positive der gemeinsamen Geschichte spielte keine Rolle."
Bobek wollte wissen, wie eine Diktatur funktioniert, er fand die Maschinerie solcher Systeme „faszinierend" und „gruselig" zugleich. Wie war es möglich, fragte er sich als Jugendlicher, Menschen derart zu beeinflussen? An der Prager Karls-Universität, die selbst eine bewegte deutsch-tschechische Geschichte hat, begann er nach dem Abitur Politikwissenschaft und Internationale Studien zu studieren. Da bekam er einen tieferen Einblick in die Geschichte seines Landes, etwa über das 19. Jahrhundert, als der Nationalismus auf tschechischer wie deutscher

Seite hohe Wogen schlug. „Ich würde sagen, beide Seiten haben Mist gebaut."
Ein Professor verglich die Vertreibung der Deutschen mit anderen Vertreibungen, er sei kein Befürworter des Abschubs gewesen, doch er habe versucht, das Ereignis historisch einzuordnen und die Ansicht vertreten, es sei im Vergleich zu anderen Vertreibungen oder gar Pogromen eine weniger harte Strafe, sein Haus verlassen und sein Eigentum zurücklassen zu müssen. Bobek denkt heute: „Die Vertreibung war nicht in Ordnung. Doch was wäre passiert, wenn die Deutschen geblieben wären, hätte es funktioniert? Ich würde gern in einem Land leben, in dem zwei Sprachen gesprochen werden. Aber ich denke, es war damals nicht möglich, dass die Deutschen bleiben konnten."

In die Zukunft schauen

Im Sozialismus gab es in Tschechien keine öffentliche Debatte über die Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges. Das Kapitel wurde ein für allemal für erledigt erklärt. Anfang der 90er Jahre, als die Kommunisten abgedankt hatten, wurde die Geschichte wieder ein Thema. Viele Menschen hatten Angst, dass sich nach den politischen Umwälzungen etwas am Status quo ändert. Werden die Beneš-Dekrete aufgehoben? Kehren die Deutschen zurück, bekommen sie ihre Häuser wieder? „Viele Politiker ", erinnert sich Bobek, „spielten die sudetendeutsche Karte, weil sie wussten, dass sie mit diesem Thema Wähler gewinnen konnten."
Etwa um die Jahrtausendwende gab es eine Zäsur. Vor allem für junge Leute war nicht mehr die Vertreibung das zentrale Thema, die tschechische Gesellschaft entdeckte von da an auch die positiven Seiten der gemeinsamen Geschichte. „Schaut man sich heute die Internetseiten kleiner Dörfer oder Städte im ehemaligen Sudetenland an, sieht man,

dass sie sich in der Beschreibung ihrer Geschichte positiv oder zumindest neutral über das äußern, was war. Da steht dann etwa: Diese alte Fabrik wurde von einem Deutschen erbaut. Früher hätte man das nie erwähnt oder lediglich beschrieben, was nach 1945 oder 1948, als die Kommunisten die Macht übernahmen, passiert ist."

Während Bobek sich in seinem Studium mit der Geschichte beschäftigte, stand auch für ihn die Vertreibung nicht im Mittelpunkt. Genau so bedeutsam fand er, was zuvor passiert war, nach der Gründung der Ersten Republik oder in der Zwischenkriegszeit. Während es in der Vergangenheit zwischen Deutschland und Polen zuweilen heftige politische Auseinandersetzungen über das geplante Zentrum gegen Vertreibungen gibt, beobachtet Bobek in Tschechien bei diesem Thema eine gewisse Gleichgültigkeit.

Obwohl die SdJ als Jugendorganisation der Sudetendeutschen Landsmannschaft der Partner von Sojka ist, findet Bobek einige Mitglieder in den Reihen der Landsmannschaft „ziemlich schrecklich", da würden „Forderungen erhoben, die heute nicht mehr realisiert werden können". Gleichwohl sind Sojka-Mitglieder inzwischen immer öfter am Stand der SdJ auf dem Sudetendeutschen Tag zu sehen. Bobek wurde dort mal von einer deutschen Journalistin gefragt, wie er denn die traditionelle Rede des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer (CSU) fand, und dann kam die scheinbar unvermeidliche Frage: Und wie steht ihr zur Vertreibung? Auch wenn Bobek das Thema wichtig ist, spürt er bei solchen Fragen manchmal einen Widerwillen. „Ich bin dafür, dass man über diese Themen spricht, aber muss es permanent sein? Mich interessiert es, es ist wichtig, aber man sollte auch in die Zukunft schauen. Im Zeltlager sagen wir unseren Jugendlichen: Wir haben Fehler gemacht, die anderen ebenfalls, wir sind hier, damit wir im Kleinen zeigen, dass es nicht nötig ist, eine Feindschaft zu pflegen, sondern stattdessen hier gemeinsam etwas Positives zu tun." Und dabei, meint Bobek, „sind die Beneš-Dekrete kein Hindernis".

Halb und halb

„Mein Vater kämpfte gegen die Nazis, die Vorfahren auf der mütterlichen Seite mussten für die Nazis kämpfen“, sagt Petr Rojík aus dem tschechischen Erzgebirgsstädtchen Rotava/Rothau. „Niemand konnte damals die Seite frei wählen und niemand wünschte sich einen Krieg.“ Sein früh verstorbener Vater war Tscheche, die Mutter kommt aus einer deutschen Familie, ihr Vater und ihr Onkel dienten im Zweiten Weltkrieg in der Wehrmacht. In Petrs Brust schlagen zwei Herzen. „Ich fühle mich wie ein Mischling, halb deutsch, halb tschechisch, beim Fußball weiß ich meist nicht, zu wem ich halten soll.“ Seine neun Jahre ältere Schwester Soňa, die in Rokycany/Rokitzan lebt, definiert sich „mehr als Tschechin, weil ich das ganze Leben lang in Tschechien lebe, tschechische Schulen besucht habe und deshalb auch lieber Tschechisch spreche. Sagt jemand etwas Ungerechtes gegen die Tschechen, werde ich wütend, wenn jemand etwas gegen die Deutschen sagt, geht es mir jedoch genauso“.

Die Geschwister sind Mitglieder im Kulturverband (KV) der Bürger deutscher Nationalität in der Tschechischen Republik, die ältere der beiden heute existierenden deutschen Minderheitenorganisationen in Tschechien. Ihre Mutter hatte Ende der 60er Jahre eine regionale Gruppe des KV in Kraslice/Graslitz mitgegründet, die sie trotz ihres stolzen Alters von über 80 Jahren immer noch leitet. Mit ihr sprechen Petr und Soňa den deutschen Erzgebirgsdialekt. „Unser tschechischer Vater“, wiederholt Petr Worte seiner Mutter, „war der Meinung: Die Kinder sollen zuerst die Muttersprache lernen.“ Tschechisch lernte Petr erst ein Jahr, bevor er in die Schule kam.

Sein Vater Karel, der in Škvrňany, einem Stadtteil von Plzeň/Pilsen aufwuchs, war Monteur bei den dortigen Škoda-Werken. Die Firma schickte ihn Mitte der 30er Jahre in den Iran, Škoda betrieb in Teheran eine Fabrik. Dort überraschte Karel der Kriegsausbruch in Europa, Freunde warnten ihn, es sei zu gefährlich, nach Hause zurückzukehren. Er blieb,

Petr Rojík und Soňa Šimánková

Petr Rojík: Jahrgang 1957, Geologe
Soňa Šimánková: Jahrgang 1948, pensionierte Lehrerin
Vater: geboren 1916 in Plzeň/Pilsen, Schlosser, 1963 verstorben
Mutter: geboren 1928 in Přebuz/Frühbuß, Lageristin/Materialeinkäuferin, heute Rentnerin

Die Geschwister Petr Rojík und Soňa Šimánková kommen aus einer deutsch-tschechischen Familie im böhmischen Erzgebirge, beide sind Mitglieder im Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der Tschechischen Republik, der 1969 entstand. Ihre Mutter gehört zu den Gründern und leitet noch im hohen Alter eine Ortsgruppe. Nach der Samtenen Revolution war der Verband Kritik wegen seiner politischen Vergangenheit ausgesetzt. Anfang der 90er Jahre entstanden neue Verbände der Minderheit, der Kulturverband geriet in eine Krise. Seit 2006 geht es wieder bergauf, doch es gibt kaum Nachwuchs, die meisten Mitglieder sind 70 und älter, Petr und Soňa gehören zu den jüngsten.

wurde Soldat und kämpfte mit den Alliierten – unter anderem in der Schlacht von Tobruk in Libyen – gegen die deutsche Wehrmacht. In England trat er den Czechoslovak Forces in der britischen Armee bei, sein Army Book weist als Dienstzeit 19. Oktober 1942 bis 18. Mai 1945 aus.

Der Vertreibung entgangen

Als er in seine Heimat zurückkehrte, war Pilsen teilweise zerstört. Die Nazis hatten nach der Besetzung der Tschechoslowakei die Škoda-Werke, die auch Waffen herstellten, für ihre Rüstungsproduktion benutzt, deshalb war die Stadt Ziel alliierter Angriffe geworden. Bomben hatten außer einem Großteil des Werkes auch Karels Elternhaus zerstört – seine Mutter kam dabei ums Leben. „Das muss eine Katastrophe für ihn gewesen sein", denkt Sohn Petr, „er hatte gemeinsam mit den Engländern gekämpft, nun war sein Haus von ihnen zerstört und seine Mutter getötet worden."

Der Vater hielt weiter Verbindung zur britischen Armee, leistete „außerordentlichen Militärdienst" und übernahm Transporte für die „Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen", kurz UNRRA,[88] eine Hilfsorganisation, die vor allem Lager für sogenannte Displaced Persons – ehemalige KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter – betreute. Als er ein Jahr nach Kriegsende in Pilsen von einem Freund hörte, dass für die Bergwerke im Erzgebirge Leute gesucht würden, ging er dorthin, kaufte sich einen Lkw und erledigte damit Transporte. Er übernahm eine Kohlehandlung, nicht ahnend, dass in der Nachbarschaft seine spätere Frau wohnte.

Die Geschichte seiner mütterlichen Vorfahren hat Petr, dessen Passion die Geschichte des Erzgebirges ist, bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgt. Sie waren über Generationen Bergleute, die den Reichtum an Erzen, der dem Gebirge seinen Namen gab, zutage förderten. Sie lebten in Frühbuß, das auch heute – obwohl es nur um die 80 Einwohner

hat – die Stadtrechte besitzt. Weil die Eltern und Verwandten der Mutter Deutsche waren, sollten sie nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges das Land verlassen. Petr weiß darüber lediglich etwas aus den Erzählungen seiner Mutter: „Es hieß, morgens um sechs Uhr muss das Haus pico bello gereinigt sein, damit die neuen Besitzer sich wohlfühlen. Ein tschechischer Beamter ging durch das Haus und ordnete an: ‚Dies und das bringt ihr zur Nationalverwaltung, das Motorrad, die Musikinstrumente …'" Seine Mutter hatte als Kind gern musiziert und Unterricht auf der Zither genommen. „Seit damals hat sie eine Blockade, sie nimmt keine Zither mehr in die Hand."

Während die Familie auf gepackten Koffern saß, kam die Nachricht, dass in einer ebenfalls für die Vertreibung vorgesehenen Familie, die Kinderlähmung ausgebrochen war. Wegen der Ansteckungsgefahr wurde der Transport in ein Sammellager für Deutsche verschoben. Von da an überschlugen sich die Ereignisse. Inzwischen waren die sowjetischen Truppen eingerückt, sie suchten außer nach Uran auch nach Spezialisten, die ihnen bei der Förderung des Erzes halfen. Da der Vater und der Onkel der Mutter Bergmänner waren, wurden sie kurzerhand als Experten angeheuert und entgingen so mit ihren Familien der Vertreibung. Zwei Familien aus der Verwandtschaft der Mutter hingegen mussten gehen.

In jenem Jahr 1946 lernten sich der Tscheche Karel Rojík und die Deutsche Edeltraud Pichl kennen. Es war ein katholischer Feiertag, der offiziell nicht mehr gefeiert werden durfte. Die Einwohner von Frühbuß blieben trotzdem zu Hause, Edeltrauds Chef ließ das nicht durchgehen und forderte seine Mitarbeiterinnen auf, zur Arbeit zu kommen. Auf dem Weg dorthin begegnete sie ihrem Onkel Josef – und Karel Rojík. Die beiden Männer sprachen Russisch miteinander, was Edeltraud nicht verstand. Da fragte Karel: „Do you speak English?", und sie antwortete: „Yes, I do!" Das Eis war gebrochen. Heiraten durften die beiden erst 1949, als ihre Tochter Soňa bereits geboren war, erst von da an waren Ehen zwischen Deutschen und Tschechen wieder erlaubt. Die Jungvermählten sprachen weiter Englisch miteinander, was jemand im Ort mit-

bekam und deshalb den Vater anzeigte. Der wurde verhaftet und verbrachte als angeblicher Spion vier Monate hinter Gittern. Wieder auf freiem Fuß lernte er Deutsch – und seine Frau Tschechisch.[89]
Soňa erinnert sich, dass in Frühbuß, das nun offiziell Přebuz hieß, auch nach der Vertreibung noch fast ausschließlich Deutsche lebten, die Einwohnerzahl war allerdings erheblich geschrumpft, 1950 hatte der Ort nur noch etwa 160 Einwohner, vor der Vertreibung waren es rund 1.200. „Da die meisten Deutsche waren, mussten wir nicht Tschechisch lernen, denn die Leute sprachen den erzgebirgischen Dialekt", erzählt Soňa. „Es gab keinen Kindergarten, sondern lediglich eine Schule, in die die Kinder von der ersten bis zur fünften Klasse gingen, ich wurde, wie es damals bei uns im Ort üblich war, ein Jahr früher eingeschult und lernte in dieser Zeit Tschechisch." Die Kinder spielten in leer stehenden Häusern, deren Bewohner vertrieben worden waren. Mitte der 50er Jahre rückten Soldaten an und rissen diese verlassenen Häuser ab. Einige standen – da Frühbuß nur einen Steinwurf von der Staatsgrenze zur DDR entfernt lag – zu nah am Sperrzaun.
Soňas und Petrs Eltern arbeiteten im Bergwerk in Přebuz, der Vater als Grubenschlosser, die Mutter als Lageristin. Als das Bergwerk 1958 schloss, zogen sie eine Stufe des Gebirges tiefer, nach Rotava/Rothau, dort hatte Škoda ein Werk eröffnet, in dem Karel als Schlosser arbeiten konnte. Seine Frau, die wegen des Krieges ihr Lehrerstudium hatte abbrechen müssen und als Deutsche ohnehin nicht als Lehrerin arbeiten durfte, bekam eine Stelle als Materialeinkäuferin. Karels Freude darüber, wieder bei seinem alten Unternehmen arbeiten zu können, währte nicht lange: 1963 starb er bei einem Unfall.

Sag nie, dass du eine deutsche Mutter hast!

Viele der in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschen erhofften sich in der Bundesrepublik oder in der DDR ein besseres Leben und

wollten deshalb das Land verlassen. Im Jahre 1950 kündigte die Regierung an, über die „Operation Link“ 20.000 Deutschen die Ausreise zu genehmigen, doch schon ein Jahr später wurde die Aktion gestoppt, bis dahin waren 17.000 Menschen in die Bundesrepublik und 400 bis 500 in die DDR ausgereist.[90] In den 60ern lockerte der Staat die Ausreisebestimmungen, sodass weitere Deutsche das Land verließen, rund 7.500 sollen es zwischen 1960 und 1964 gewesen sein.[91] Während 1960 noch 140.000 Deutsche gezählt wurden, sank die Zahl durch die Ausreisewellen auf 80.000 im Jahre 1974.[92]

Auch im Umfeld der Rojíks machten sich Freunde und Bekannte auf den Weg ins Ausland. „Wenn wir uns begegneten“, denkt Soňa an diese Zeit zurück, „grüßten wir nicht mit Grüß Gott!, sondern fragten: Wann zieht ihr denn weg?“ Eines Tages fragte Petrs und Soňas Mutter am Küchentisch: Kinder, wollt ihr, dass wir auch in den Westen gehen? „Obwohl ich davon vollkommen überrascht wurde“, erinnert sich Petr, „sagte ich ganz spontan: ‚Nein!‘ Ich bin bis heute damit zufrieden. Wir haben viele Freunde und Bekannte in Deutschland, aber ich liebe unser Land, ich lebe gern dort.“ Seiner Schwester geht es genauso. Die Mutter der beiden hingegen hadert manchmal mit ihrem Schicksal. Soňa: „Zunächst meinte sie, sie hätte 1946 das große Los gezogen, weil sie bleiben konnte, inzwischen denkt sie, ihr würde es in Deutschland besser gehen.“

Einige Kinder von verbliebenen Deutschen hatten in den 50er und 60er Jahren Probleme, eine höhere Schule zu besuchen oder zu studieren. Soňa und Petr sagen, sie kennen kein Beispiel dafür. Soňa machte Abitur und studierte, in ihr erfüllt sich der Traum der Mutter, Lehrerin zu werden. Auch Petr konnte auf ein Gymnasium gehen und an der Prager Karls-Universität Geologie studieren. „Ich kann mich nicht daran erinnern, dass es je Schwierigkeiten gegeben hat.“ Ihre Mutter stand dem Sozialismus nicht kritisch gegenüber. „Wir waren durch unsere Eltern und Großeltern mütterlicher- wie väterlicherseits eher links orientiert“, so Petr. Doch niemand aus der Familie trat in die Kommunistische Partei ein. Die Mutter beschrieb den Vater als „Europäer“ und „Demokraten“. Sie fühlte

sich, weiß Soňa, jedoch auf der Arbeit diskriminiert. „Sie war keine Kommunistin und noch dazu eine Deutsche, deshalb hatte sie den Eindruck, sie wird von einigen Kollegen gehasst. Als ich das Gymnasium beendete und zum Studieren ging, bat sie mich: ‚Sag nie, dass du eine deutsche Mutter hast!' Sie wollte mich schützen, ich hielt mich daran und verschwieg es."
Als Ende der 40er Jahre die Deutschen wieder die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft beantragen konnten, die ihnen durch die Beneš-Dekrete aberkannt worden waren, begannen sie, sich zu organisieren. Ab 1951 erschien – als erste deutschsprachige Zeitung nach dem Krieg – das Wochenblatt „Aufbau und Frieden", das vom Zentralrat der Gewerkschaften herausgegeben und später in „Prager Volkszeitung" umbenannt wurde. Die einen bezeichnen es heute als „Propagandablatt",[93] Petr beschreibt die Zeitung trotz ihrer eindeutigen Leitartikel im Sinne der offiziellen Politik als „beliebtes Verbindungsmittel" für die Mitglieder des Kulturverbandes. „Die Minderheit identifizierte sich mit ihrer Zeitung, was zahlreiche Leserbriefe und Artikel aus den Ortsgruppen beweisen." Während des Prager Frühlings war die „Prager Volkszeitung" auch eine wichtige Informationsquelle für DDR-Bürger,[94] die darin etwas über die geplanten, doch später gewaltsam beendeten Reformen im Nachbarland erfahren konnten. In einigen Artikeln wurde die DDR-Regierung kritisiert, was die SED dazu veranlasste, zwei Ausgaben zu beschlagnahmen.
In jenem Jahr 1968, als die Deutschen offiziell als Minderheit anerkannt wurden, traf sich ein Vorbereitungsausschuss zur Gründung einer „Kulturorganisation der deutschen Bürger der ČSSR". Vor allem Redakteure der „Prager Volkszeitung" engagierten sich dabei. Ein Jahr später gründet sich der Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der ČSSR. Die Mutter von Petr und Soňa war nicht nur bei der Gründungskonferenz in Prag dabei, sie saß von Anfang an auch im Vorstand. Schon wenige Monate später hatte der Minderheitenverband 72 Grundorganisationen mit rund 5.000 Mitgliedern.[95] Edeltraud Rojíková gründete mit anderen Deutschen eine regionale Gruppe in Gras-

litz, die schnell um die 300 Mitglieder hatte. Seit 1984 leitet sie diese Grundorganisation.
Mit dem Namen *Kultur*verband war das Programm umrissen: Es ging in erster Linie um die Pflege der Kultur, politische Aktivitäten waren strikt untersagt. Petr: „Das war die Voraussetzung dafür, dass der Staat den Verband überhaupt tolerierte. Trotzdem musste man damals viel Fingerspitzengefühl haben. Einerseits durfte man die Regierung nicht provozieren, andererseits musste man sich irgendwie behaupten, das war ein Drahtseilakt.“ Als eine Gruppe von Verbandsmitgliedern Ende der 60er Jahre doch politische Forderungen stellte, mehr Rechte für die Minderheit verlangte, reagierte der Staat mit drastischen Maßnahmen und ordnete die Säuberung des Verbandes von „Rechtsopportunisten und antisozialistischen Elementen“[96] an. Wenig später wurden elf Vorstandsmitglieder „abberufen“. Unter ihnen zum Beispiel Fritz Schalek,[97] Mitbegründer der Minderheitenorganisation, Vorstandsmitglied und zu dieser Zeit Chefredakteur der „Prager Volkszeitung“. Er wurde nicht nur aus dem Verbandsvorstand entfernt, sondern von heute auf morgen auch als Chefredakteur der Zeitung entlassen und aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen. Neuer Chef des Kulturverbandes wurde der inzwischen verstorbene Heribert Panster, Mitglied in der Kommunistischen Partei und Abgeordneter in der Nationalversammlung. Er wurde zugleich Chefredakteur der „Prager Volkszeitung“, aus deren Redaktion neben Schalek weitere unliebsame Mitarbeiter entfernt worden waren. Aus Petrs heutiger Sicht befand sich die Minderheit damals in einem Dilemma: „Sollte der Kulturverband zugrunde gehen, oder sollte er weiter bestehen und sich auf die Kultur und das Soziale beschränken? Panster musste wahrscheinlich noch viel stärker als die anderen Mitglieder auf dem Seil balancieren. Doch er fand immer wieder das Gleichgewicht. Natürlich war er ein Diener des Regimes, das halten heute viele Kritiker dem Kulturverband vor, doch die damalige Generation hat es überhaupt erst ermöglicht, dass sich die deutsche Minderheit weiter organisieren konnte.“

Blättert Petr heute in den Annalen der Graslitzer Gruppe, liest er dort, dass der Kulturverband zu sozialistischer Zeit auch ein soziales Netz knüpfte, Kontakte von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf pflegte, etwa wenn Krankenbesuche nötig waren. Der Verband, der ausschließlich an der Grenze zur DDR regionale Organisationen gründen durfte, zwängte sich in das Korsett, das ihm der Staat auferlegte, organisierte Ausflüge, Vorträge über Gesundheit, Konzerte und Theateraufführungen. Alle Programme von Veranstaltungen mussten vorab zur Genehmigung vorgelegt, deutsche Liedtexte ins Tschechische übersetzt werden. Die Staatsicherheit hatte ständig ein Auge auf die Aktivitäten. Wie alle anderen Organisationen hatte auch der Minderheitenverband „freiwillige" Arbeitseinsätze zu leisten, musste etwa Heilkräuter sammeln oder Friedhöfe pflegen, um so die geforderten Brigadestunden vorweisen zu können. 1989 baute Edeltraud Rojíková einen deutschsprachigen Heimatchor in Graslitz auf, den sie bis heute leitet.

Tiefpunkt und Neuanfang

Das Jahr 1989 war auch für den Kulturverband eine Zäsur. Kurz nach der Samtenen Revolution gründeten ehemalige Verbandsmitglieder – darunter die in den 70er Jahren ausgeschlossenen – den Verband der Deutschen in der Tschechoslowakei, aus dem 1992 die Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien wurde. Die neue Organisation knüpfte Kontakte nach Deutschland, wurde bei der neuen tschechischen Regierung vorstellig. „Der Kulturverband war in dieser Zeit sehr bescheiden", meint Soňa. „Ein Grund war wohl, dass die Leute, die den Verband damals leiteten, wie zum Beispiel unsere Mutter, älter geworden waren und die Kraft nicht mehr hatten, etwas durchzusetzen." Petr denkt, die Mitglieder „waren verängstigt". Der Kulturverband musste sich in jenen Jahren des politischen Umbruchs Kungelei mit dem sozialistischen System vorwerfen

lassen. Soňa: „Er stand mit dem Rücken zur Wand.“ Ihre Mutter sei in jener Zeit oft „total frustriert und mit Tränen in den Augen“ von Versammlungen nach Hause gekommen. Doch sie blieb dem Kulturverband treu.

Die Landesversammlung wurde als Repräsentantin der deutschen Minderheit angesehen, sie bekam dann auch Zulauf von Kulturverbandsmitgliedern. Petr: „Sie spürten einen neuen Wind, Enthusiasmus, neue Ideen, das lockte viele.“ Während sich die Landesversammlung im Aufwind befand, schien der Kulturverband auf dem absteigenden Ast zu sitzen. 2005 war der Tiefpunkt erreicht: Der Staat zahlte kein Geld mehr, die „Prager Volkszeitung“ musste eingestellt werden, und auch das Prager Büro des Verbandes musste dichtmachen. Petr nennt es heute „den Nullpunkt“.

Bergauf ging es wieder, als 2007 mit Irena Nováková eine neue Vorsitzende gewählt wurde. Sie knüpfte Kontakte nach Deutschland, von dort kommt inzwischen Unterstützung. Die tschechische Regierung gibt wieder Geld. Der Verband richtete sich ein neues Büro im Prager Haus der Minderheiten ein, eine eigene Zeitung gibt es noch nicht wieder, aber ein vierteljährlich erscheinendes Info-Blatt.

Die Mitglieder kümmern sich wie früher um die Kultur, vor allem um die Pflege der Sprache. Doch Vorsitzende Nováková setzt auch neue Akzente, arbeitet an Projekten für grenzübergreifenden Sprachunterricht in tschechischen und deutschen Kindergärten mit. Unter ihrer Führung näherte sich der Kulturverband an die Landesversammlung an, eine gemeinsame Arbeitsgruppe wurde gegründet. Beide Minderheitenorganisationen sind mit je einem Vertreter im Rat der Minderheiten vertreten. Außer dem Staat unterstützen auch die Kommunen die Ortsgruppen des Kulturverbandes mit bescheidenen finanziellen Mitteln, zahlen Zuschüsse für Fahrten oder einen Tag der Minderheiten. Leben in einer tschechischen Stadt oder Gemeinde mehr als zehn Prozent Bürger anderer Nationalität, muss ein Ausschuss für Minderheiten gegründet werden. So ist es auch in Kraslice.

Die dortige Grundorganisation des Kulturverbandes hat heute nur noch etwas mehr als hundert Mitglieder. Petr und Soňa dürfen sich im Kulturverband – wie Verbandsvorsitzende Nováková, Jahrgang 1959 – zur „jüngeren“ Generation zählen. Der Altersdurchschnitt der insgesamt etwa 1.500 Mitglieder[98] im Verband liegt inzwischen bei etwa 70 Jahren. Während die Landesversammlung eine eigene Jugendorganisation gründete, ist beim Kulturverband kaum Nachwuchs in Sicht. Petr befürchtet, dass es der Verband „verpasst“ hat, sich rechtzeitig um die Jugend zu kümmern. Seine Mutter hatte lange versucht, ihn und seine Schwester davon zu überzeugen, Mitglied zu werden. Petr verspürte als junger Mann wenig Lust, „ich wollte mich nirgendwo einordnen lassen“. 2002 trat er dann doch ein. Für Soňa hatte die Mutter zwar die Mitgliedsbeiträge gezahlt, doch die Tochter interessierte sich nicht für die Arbeit, weil sie schon seit 1966 nicht mehr im Erzgebirge lebt.

Erst seit ihrer Pensionierung ist sie aktiv, organisiert Veranstaltungen und wickelt die Buchhaltung der Grundorganisation in Kraslice ab. „Mutter beklagte oft, dass es kein Geld gibt, dass man nicht mehr machen kann“, deshalb nahm sich Soňa vor: „Dann machen wir eben was!“ Sie beschaffte Geld vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, der ein Projekt allerdings nur unterstützt, wenn es gemeinsam von einem deutschen und einem tschechischen Partner veranstaltet wird. Soňa fragte beim Seniorenverein im sächsischen Klingenthal an, wo ihre Mutter mit ihrem Chor schon oft aufgetreten war, ob der nicht Partner für die Gruppe in Kraslice sein will. Inzwischen treffen sich Senioren aus Westböhmen und Sachsen, reisen und feiern gemeinsam. Seit es Soňa gelang, weitere Sponsoren zu finden, wächst die Zahl der Mitglieder in der Grundorganisation, auch Tschechen gehören inzwischen dazu. In den letzten drei Jahren, freut sich Soňa, seien 47 neue Mitglieder beigetreten, jedoch auch zehn Mitglieder verstorben und weitere zehn wegen Krankheit oder Umzug ins Pflegeheim ausgetreten. Da ist es ein kleiner Trost, dass das Durchschnittsalter in der Gruppe um zehn Jahre gesunken ist.

Gräben werden überwunden

Soňa hatte sich schon, als sie noch am Gymnasium in Rokycany als Deutschlehrerin arbeitete, für Kontakte zwischen tschechischen und deutschen Jugendlichen eingesetzt. 1991 knüpfte ihre Schule eine Partnerschaft mit dem Gymnasium in Nittenau bei Regensburg. Die entwickelte sich so gut, dass sie bei Lehrertreffen als Paradebeispiel präsentiert wurde. Doch nach der anfänglichen Euphorie gab es ein paar Wermutstropfen. Für Soňa lagen die Ursachen nicht in der Geschichte, sondern im unterschiedlichen Lebensniveau und in der anfangs scheinbar unüberwindbaren Sprachbarriere. Deutsche Schüler beklagten sich über das Essen in Tschechien, die deutschen Eltern konnten mit den geringen Deutschkenntnissen ihrer Gastkinder nicht umgehen. Mitunter wirkte das Erbe der Vergangenheit nach: Als Soňa einen ihrer Schüler fragte, weshalb er einen deutschen Gastlehrer nicht mag, antwortete der Junge: „Er ist ja nur ein Deutscher, was kann man von so einem schon erwarten?!“ Ein anderer Schüler meinte, er könne keine Freundschaft mit einem Deutschen schließen, weil sein Großvater während des Krieges als Zwangsarbeiter in Deutschland eingesetzt war. Verzweifelt fragte sich Soňa damals: „Hört das nie auf?“ Doch die Lehrer der beiden Schulen gaben nicht auf, sie pflegen ihre Partnerschaft bis heute. Bei einigen Schülern dauern Freundschaften bis zum Abitur und darüber hinaus an. Inzwischen ist Soňa pensioniert, manchmal trifft sie einen ehemaligen Schüler, der ihr begeistert sagt: „Wenn Sie die Partnerschaft nur wegen mir organisiert hätten, hat es sich schon gelohnt.“

Ihr Bruder Petr ist Geologe in einem Braunkohlebergwerk in Sokolov und lehrt an der Prager Karls-Universität. Für den Kulturverband arbeitet er außerdem im gesamtstaatlichen Ausschuss in Prag und in den kommunalen Minderheiten-Ausschüssen in Kraslice und Karlovy Vary mit. Wenn ihm dann noch freie Zeit bleibt, engagiert er sich, wie er es nennt, als „Vermittler zwischen den Sprachen und Kulturen“. In der

tschechischen Bevölkerung, freut er sich, erwache allmählich das Interesse an der eigenen Geschichte.
Schon seit Jahren unternimmt Petr Wanderungen mit tschechischen Kindern und Jugendlichen, erzählt über die Geologie und die Geschichte des Erzgebirges. Großeltern und Eltern vieler Kinder waren nach der Vertreibung der Deutschen als Neusiedler in die Gegend gekommen, mussten dort Wurzeln schlagen. „Inzwischen erzählen die Jungen und Mädchen von damals, die inzwischen erwachsen sind, dass sie mit ihren Kindern an den Orten waren, die ich ihnen gezeigt habe. Man spürt, dass etwas bei ihnen angekommen ist, dass sie eine emotionale Beziehung zu dieser Region entwickelt haben, in die ihre Eltern nach der Vertreibung kamen. Sie erzählen ihren Kindern und bald ihren Enkeln über die Geschichte, auch von der Beziehung zwischen Tschechen und Deutschen."
Petrs Heimatstadt Rotava, das frühere Rothau, war einst mehrheitlich von Deutschen besiedelt gewesen. Nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik im Jahre 1918 kamen zunehmend Arbeit suchende Tschechen aus dem Binnenland in die durch Bergbau und Metallverarbeitung geprägte Stadt. Während des Zweiten Weltkrieges, als in Rothau eine Waffenfabrik produzierte, mussten ausländische Zwangsarbeiter dort schuften, nach Kriegsende kamen Hunderte ungarische Flüchtlinge. Und nach der Vertreibung der Deutschen siedelten sich tschechische und slowakische Neusiedler an. Als die Škoda-Werke ihren Betrieb bauten, lockte das – wie auch Petrs und Soňas Vater – neue Bewohner in die Stadt, neben Tschechen auch Slowaken, Ungarn und Rumänen. Das Vielvölkergemisch wurde später durch Kubaner, Vietnamesen und Roma noch bunter.
Petr weiß, dass es den Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg das Ende der Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen erlebten, heute noch schwer fällt, Frieden zu finden. „Viele Leute, die Schlimmes erlebt haben, bauten über Jahrzehnte Mauern um sich und schauten aus den Schießscharten dieser Burgen nach Westen oder nach Osten, viele

waren bis zu ihrem Tode nicht zur Versöhnung bereit.“ Dass es möglich ist, die Gräben zu überwinden, zeigt die Städtepartnerschaft zwischen Rotava und Veitshöchheim. In der bayerischen Stadt am Main waren nach Kriegsende zahlreiche Vertriebene aus Rotava gelandet. Zu denen, die auf deutscher Seite diese Städtepartnerschaft initiierten, gehörten Aktivisten aus der Sudetendeutschen Landsmannschaft. 2006 wurde die Verbindung mit einem Vertrag besiegelt. Inzwischen, sagt Petr, findet die Partnerschaft auch auf tschechischen Seite immer mehr Befürworter, selbst unter denen, die Anfang der 90er Jahre, als immer mehr deutsche Besucher ins tschechische Erzgebirge kamen und deutschsprachige Schilder an Läden oder Restaurants Mode wurden, gegen die vermeintliche „Germanisierung des Grenzgebietes“ protestiert hatten.

Tiefe Spuren

Das Büro liegt etwas abseits der Prager Innenstadt, in Střešovice, das zum Stadtteil Dejvice gehört.[99] Die beiderseits der Straße aufgereihten Wohnhäuser sind von idyllischen Gärten umgeben, nur ein winziges Schild an der Klingel einer Pforte verrät, dass hier eine offizielle Organisation der deutschen Minderheit ihren Sitz hat: die Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Im Besprechungsraum, der die Größe eines Wohnzimmers hat, sitzt Martin Dzingel vor einem Bücherregal, aus dem der Titel „Was ist deutsch?" heraussticht. Der Umfang des Buches lässt erahnen, dass die Frage so schwierig zu beantworten ist wie: Was ist tschechisch? Dzingel kommt aus einer gemischten Familie, wie man hier zu sagen pflegt: Der Vater ist Tscheche mit polnischen Wurzeln, die Mutter Deutsche. Zur Nationalität bekennt man sich in Tschechien, indem man bei der Volkszählung an der entsprechenden Stelle sein Kreuz macht. Für Dzingel ist es die deutsche.

Bevor er 2011 Vorsitzender der Landesversammlung wurde, war er über zehn Jahre lang ihr Geschäftsführer. Seine Mutter vererbte ihm die deutschen Wurzeln. Ihre Familie kommt aus dem Altvatergebirge in Mährisch Schlesien, aus der Gegend von Rýmařov/Römerstadt, wo ihre Vorfahren Stoffe webten, zunächst in Heimarbeit, später in einer Fabrik. Dzingels Urgroßvater war Sozialdemokrat. Er wurde deshalb nach dem Einmarsch der Wehrmacht aus der Fabrik in Bergstadt/Horní Město, in der er bis dahin gearbeitet hatte, gefeuert und musste von da an zehn Kilometer zu Fuß in eine Fabrik nach Römerstadt laufen. Seine Tochter, Dzingels Großmutter, verlor ihren Mann im Zweiten Weltkrieg, er galt ab 1944 als vermisst.

Sie und ihr Vater erhielten nach 1945 den Antifaschisten-Status, deshalb mussten sie nicht wie die meisten anderen Deutschen das Land verlassen. Als Antifaschist eingestuft zu werden war, neben einer Qualifika-

Martin Dzingel

Jahrgang 1975, Vorsitzender der Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien

Vater: geboren 1941 (polnische Vorfahren) in Ostrava/Schlesisch Ostrau, Busfahrer

Mutter: geboren 1947 (deutsche Vorfahren) in Rýmařov/Römerstadt, Arbeiterin

Martin Dzingel ist seit 2011 Vorsitzender der Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, zuvor war er über zehn Jahre lang Geschäftsführer dieser nach der Samtenen Revolution 1989 gegründeten Organisation, die heute neben dem 1969 gegründeten Kulturverband der Deutschen existiert. Die Arbeit für die deutsche Minderheit in Tschechien, befürchtet Dzingel, wird in Zukunft immer schwieriger. Denn anders als er bekennen sich immer weniger Nachkommen von Verbliebenen zur deutschen Nationalität. Die Beneš-Dekrete bezeichnet Dzingel als Unrecht, die Landesversammlung fordert deshalb eine Wiedergutmachung. Obwohl die Organisation die Abschaffung der Dekrete verlangt, konzentriert sie sich in ihrer alltäglichen Arbeit darauf, dass die Minderheit ihre Kultur pflegen kann.

tion als Facharbeiter oder einer Ehe mit einem tschechischen Partner, eine Voraussetzung, als Deutscher im Lande bleiben zu dürfen. Freilich war es keine Garantie. So wurden auch Tausende sudetendeutsche Kommunisten und Sozialdemokraten abgeschoben. Dzingel meint: „Wer bleiben durfte, hatte Glück und Unglück in einem. Das gesamte soziale Umfeld war nach der Vertreibung mit einem Mal weg, viele fühlten sich im eigenen Dorf wie Fremde, weil die meisten Nachbarn plötzlich nicht mehr da waren und tschechische Neusiedler von außerhalb kamen."

Seine Großmutter nannte die Jahre nach dem Krieg „eine schreckliche Zeit". Nicht nur, weil Freunde und Bekannte plötzlich weg waren. Sie fiel noch dazu der „inneren Vertreibung" zum Opfer. Sie musste ihren Heimatort verlassen, die wenigen Deutschen, die geblieben waren, sollten „zerstreut" werden, wie es damals hieß. Sie zog gezwungenermaßen nach Horní Město, das jedoch nur ein paar Kilometer vom Heimatdorf entfernt lag, und fing dort völlig neu an. Zwar arbeitete sie weiter in der Weberei, sie bekam dort aber – wie es damals staatlich angeordnet war – zwanzig Prozent weniger Lohn als ihre tschechischen Kollegen. Mit diesem kleinen Einkommen versorgte sie außer fünf Kindern auch noch ihren Vater.

Dzingels Mutter wurde zwar zwei Jahre nach dem Ende des Krieges geboren, dessen Folgen waren jedoch auch für sie noch zu spüren. Da sie zu Hause mit den Eltern ausschließlich Deutsch sprach, beherrschte sie Tschechisch kaum, als sie 1953 in die Schule kam. Die anderen Kinder in der Klasse lachten sie aus, zogen sie an den Haaren und beschimpften sie als „Faschistin". Das änderte sich erst als sie besser Tschechisch konnte, da schien sie plötzlich integriert, fand Freundinnen. Sie hatte gute Noten, doch als Deutsche durfte sie nicht studieren. So wechselte sie direkt von der Schule in die Weberei in Horní Město, in der ihre Mutter arbeitete.

Durch die Geschichte belastet

Deutsche in der Tschechoslowakei konnten nach dem gewaltsamen Anschluss der Sudetengebiete an Nazideutschland Staatsangehörige des „Reichs“ werden. Nach Kriegsende waren die im Lande verbliebenen Deutschen – schätzungsweise 200.000 bis 300.000 – staatenlos, so verlangte es eines der Beneš-Dekrete. 1950 konnten sie die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft zurückerhalten, sofern sie einen entsprechenden Antrag stellten, davon machten jedoch nur wenige Gebrauch. Stattdessen reisten viele nach Westdeutschland aus. Erst 1953 wurde allen bis dahin noch Staatenlosen die Staatsangehörigkeit wieder zugesprochen. Eine anerkannte Minderheit wie etwa die Polen, Ungarn oder Ukrainer waren die Deutschen damit noch nicht, diesen Status bekamen sie erst 1968.[100]

Dzingels Großmutter lernte, nachdem ihr Mann im Krieg verschollen war, einen anderen Mann kennen, ebenfalls einen Deutschen, Dzingels Großvater, den er allerdings nicht kennt, denn in den 50er Jahren reiste der in die Bundesrepublik aus. Die Großmutter blieb. Ihr Vater wollte zu Hause sterben, ihre älteste Tochter hatte einen Tschechen geheiratet, sie wäre nicht ohne ihre Familie gegangen. Glücklich schien sie mit dieser Entscheidung nicht zu sein. „Im hohen Alter redete sie oft darüber, dass sie nach Kriegsende doch besser auch auf einen Transport Richtung Deutschland hätte gehen sollen.“

Dzingel wuchs in Horní Město auf. Da die Großmutter früh in Rente ging und gegenüber seinem Elternhaus wohnte, kümmerte sie sich um ihn und seinen Bruder. Sie hatte nie wirklich gut Tschechisch gelernt, deshalb sprach sie auch mit ihren Enkeln Deutsch, „das war ganz selbstverständlich“, erinnert sich Dzingel. Allerdings benutzte sie statt Hochdeutsch eine Mischung aus Österreichisch und Sächsisch.

Dzingel erinnert sich noch sehr genau an die Begebenheit, als er mit

der Oma einkaufen war: Es gab außer ihr noch drei deutsche Witwen im Ort, Bekannte der Großmutter und früher ebenfalls Sozialdemokratinnen. Als die Großmutter eine von ihnen vor dem Laden traf und Deutsch mit ihr sprach, herrschte sie ein vorübergehender Tscheche an, sie mögen doch bitte nicht auf offener Straße Deutsch reden. Doch: „Mit der Oma Tschechisch zu sprechen wäre völlig undenkbar gewesen." Das praktizierten Dzingel und sein Bruder nur mit Vater und Mutter. So wuchs er von Kindesbeinen an zweisprachig auf. Was zu jenen Zeiten exotisch erschien, war in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen vielerorts gang und gäbe. Damals hatte sich ein Austausch zwischen deutschen und tschechischen Familien entwickelt, der im Tschechischen *handl oder veksl* genannt wurde. Die Kinder sollten so die jeweils andere Sprache lernen.

Als Dzingel 1981 in die Schule kam, war dort Tschechisch angesagt und als Fremdsprache Russisch. Die Geschichte der Deutschen in Böhmen und Mähren war im Unterricht kein Thema. Doch als es in Heimatkunde um den Zweiten Weltkrieg ging, forderte der Lehrer Dzingel auf: „Du bist doch ein Deutscher, erklär uns mal, wie euch die Russen geschlagen haben!" Ein anderer Lehrer tischte Schauergeschichten über das westdeutsche Nachbarland auf: Dort gebe es nur deshalb keine Schlangen vor den Geschäften, weil die Leute kein Geld hätten, und statt Butter müssten die armen Menschen im Westen Margarine essen …

Dass die Geschichte des Jahrhunderte andauernden Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen bis zur Samtenen Revolution – und auch noch einige Zeit danach – ein Tabu war, hat Folgen: „Viele Tschechen meinen noch heute, die Deutschen seien mit Hitler gekommen." Dzingel bekommt das ab und an auch in seiner täglichen Arbeit in der Landesversammlung zu spüren: „Die deutsche Minderheit ist hier in einem gewissen Nachteil gegenüber anderen Minderheiten, weil sie durch die Geschichte belastet ist. Viele Tschechen haben immer noch Vorurteile und die gehen viel weiter zurück als bis zur Zeit des Zweiten Weltkrieges."

Prägung durch die Großmutter

1989 – im Jahr der Samtenen Revolution – beendete Dzingel die Schule. Die Lehrer schrieben damals noch Beurteilungen über die Schüler, wie sie zu sozialistischer Zeit üblich gewesen waren, Dzingels Kaderprofil fiel nicht besonders positiv aus, er durfte deshalb kein Abitur machen und sollte stattdessen in den Kohlegruben von Ostrava arbeiten. Sein Vater konnte das mit Mühe und Not verhindern, er beschaffte seinem Sohn eine Lehrstelle als Spengler – auch das war nur ein Kompromiss. „Diese Lehre war die schlimmste Zeit meines Lebens." Dzingel schaffte dann aber den Absprung, holte das Abitur nach und begann in Pardubice zu studieren, und zwar Deutsch als Fremdsprache. „Ich wollte nicht, dass ich die deutsche Sprache vergesse." Er hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, dass er gut mit Kindern und Jugendlichen umgehen konnte, deshalb schien Lehrer der richtige Beruf zu sein.

„Während des Studiums wurde mir bewusst, wie stark ich durch die Großmutter geprägt worden war, was sie mir für meine Identität gegeben hat, das war mir als Kind nicht klar gewesen." Sie hatte ihm die Märchen von Frau Holle oder Hänsel und Gretel vorgelesen, Kinderlieder und Reime in deutscher Sprache beigebracht. Anfang der 90er Jahre hatte er mit seinen Tanten öfter Treffen der deutschen Minderheit in Rýmařov besucht, dort war eine Ortsgruppe im Verband der Deutschen in Nordmähren und im Adlergebirge entstanden, der nach der Wende in der Region an der polnischen Grenze gegründet worden war. Während der sozialistischen Zeit durfte die deutsche Minderheit lediglich entlang der Grenze zur DDR eigene Verbände aufbauen, an allen anderen Grenzen war das dem Staat zu riskant. „Bei den Treffen in Rýmařov wurde die Sprache gesprochen und gesungen. Man spürte, dass die Leute 50 Jahre in allem, was ihre Kultur betraf, stehen geblieben waren", erinnert sich Dzingel. Seine Mutter beherrscht bis heute kein Hochdeutsch, sie benutzt nach wie vor den Dialekt, den ihr die

Mutter beigebracht hatte. Er selbst lernte spät, erst während des Studiums, Hochdeutsch, „ich konnte lange nicht Siezen“.
Die Besuche bei den Treffen der Minderheit blieben nicht ohne Folgen: Während seines Studiums trat Dzingel dem Verband der Landesversammlung für Nordmähren und das Adlergebirge bei. Heute gibt es 23 solcher Regionalverbände und 13 Begegnungszentren, die in ihrer Arbeit selbstständig sind, sie entsenden jedoch Vertreter in die Landesversammlung. Die hatte zunächst keine Nachwuchsorganisation. Das änderte sich im Dezember 1999, als Dzingel gemeinsam mit dem damaligen Geschäftsführer der Landesversammlung, Leoš Pejsar, Jugendliche und den schon existierenden Jugendverband der Karpatendeutschen in der Slowakei (IKEJA) zu einem Treffen einlud. IKEJA half bei der Gründung eines Nachwuchsverbandes in Tschechien. Der wurde auf den Namen Jukon getauft – die Abkürzung für Jugend-Kontakt-Organisation. Nicht alle der etwa hundert Mitglieder, die damals zusammenkamen, hatten deutsche Vorfahren, unter ihnen waren auch Tschechen, die sich für die andere Sprache oder die Geschichte interessierten. Jukon wurde ein zugelassener Verein und Dzingel sein erster Vorsitzender.

Spurensuche

Die Arbeit bei Jukon wird bis heute ehrenamtlich organisiert, am Leben gehalten wird sie hauptsächlich von den Gruppen vor Ort. In Pardubice etwa, wo die Wiege des Verbandes steht, gibt es eine Jugendtheatergruppe, die deutsche Theaterstücke aufführt, es werden Folk-Konzerte oder Diskussionen zu deutsch-tschechischen Themen organisiert. Ein zentrales Jukon-Projekt ist neben einem Camp für die Jugendlichen aus den Regionalverbänden die alljährlich stattfindende „Spurensuche“, Partner sind dabei die Ackermann-Gemeinde, eine katholische Vertriebenen-Organisation, die inzwischen einen Ableger in Tschechien hat, und die tschechische Bürgerinitiative Antikomplex, die sich für die Aufar-

beitung der tschechisch-deutschen Geschichte engagiert. Die Spurensucher fahren mit dem Rad durch eine tschechische Region, in der früher Deutsche gelebt haben, sprechen mit Zeitzeugen und besuchen die Reste von Dörfern, die nach der Vertreibung verfielen oder abgerissen wurden. Inzwischen ist aus der sechsstelligen Zahl der nach dem Krieg im heutigen Tschechien verbliebenen Deutschen eine fünfstellige geworden, die immer kleiner wird: Nach der Volkszählung im Jahre 2001 hatte die deutsche Minderheit rund 39.000 Mitglieder, bei der jüngsten Zählung im Jahre 2011 schrumpfte diese Zahl auf rund die Hälfte.[101] Die Landesversammlung bezifferte 2010 ihre Mitgliederzahl auf 6.500. Vorsitzender Dzingel ist in seiner Familie inzwischen der einzige, der sich für seine Wurzeln interessiert. Die Minderheit schrumpft nicht nur, ihre Mitglieder werden auch immer älter, Nachwuchs zu finden wird trotz einer Jugendorganisation immer schwieriger. „Nach der Wende versuchten die Leute an das anzuknüpfen, was vor 50 Jahren war, doch es gab nicht mehr allzu viel, woran sie anknüpfen konnten."

Etwas neidisch schaut Dzingel auf die Minderheit im benachbarten Polen. „Die Deutschen leben dort in einem weitgehend geschlossenen Siedlungsgebiet, sie sind nicht so stark zersplittert wie hier, sie haben eine stärkere Identität." Auch die Situation in der Slowakei sei besser. „Dort hat man nicht so sehr wie bei uns mit dem Finger auf die Deutschen gezeigt", auch dort seien die Siedlungsgebiete der Deutschen, die noch übrig sind, weniger stark zerrissen als in Tschechien. Deshalb, meint Dzingel, „ist die Jugendarbeit der deutschen Minderheit in der Tschechischen Republik am schwierigsten". Das versucht er dann auch den Geldgebern in Deutschland klar zu machen. „Sie verstehen nicht, wie schwierig es ist, Jugendliche davon zu überzeugen, ihre Identität zu zeigen. Die Jugendlichen fragen: Welche Identität? Viele sagen: Meine Oma war eine Deutsche, so lange sie lebte, war es schön mit ihr Deutsch zu sprechen, jetzt ist es vorbei. Was soll ich noch pflegen? Deshalb kann man aufgrund einer deutschen Identität kein Engagement von Jugendlichen erwarten."

Die Gründe, weshalb Jugendliche zu Jukon kommen, sind vielfältig und oft pragmatisch: Manche interessieren sich für die Familiengeschichte. Andere studieren die Sprache. Viele wollen schlicht an einer Fahrt nach Deutschland teilnehmen. „Immerhin existiert Jukon“, freut sich Dzingel, er muss sich freilich in Bescheidenheit üben. Die Zahl der aktiven Jukon-Mitglieder ist seit der Gründung auf die Hälfte geschrumpft. Dzingel: „Wir spekulieren nicht darauf, dass wir Tausende neue Mitglieder bekommen. Würden wir einen Verein der Tierliebhaber gründen, hätten wir so viele Interessenten, aber nicht als deutsche Minderheit.“

Gespaltene Minderheit

Erschwerend kommt hinzu, dass die Minderheit in zwei Dachverbänden organisiert ist. 1969 hatten in der Tschechoslowakei verbliebene Deutsche einen „Kulturverband“ gegründet. Einige der Gründer waren Ende der 60er Jahre in Konflikt mit dem Staat geraten, weil sie politische Forderungen gestellt hatten, mit denen sie die Situation der Minderheit verbessern wollten. Sie wurden 1970 aus dem Kulturverband ausgeschlossen, einige gründeten nach der Wende den Verband der Deutschen in der Tschechoslowakei, der sich wieder auflöste. 1992 entstand die Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Spaltung löste einen Streit in der deutschen Minderheit aus.

Mitglieder des Kulturverbandes mussten sich die Nähe zum untergegangenen sozialistischen Staat vorwerfen lassen, die Gründer der Landesversammlung wurden von der anderen Seite als Revanchisten beschimpft. Das führte dazu, dass zwei deutsche Verbandsvertreter im Rat für nationale Minderheiten der tschechischen Regierung sitzen. Inzwischen hat sich das Verhältnis zwischen den beiden Verbänden deutlich gebessert, es gibt häufiger Treffen und eine Zusammenarbeit in vielen Fragen. Seit

2010 existiert sogar eine Arbeitsgemeinschaft, in die jeder Verband drei Vertreter entsendet. Nur zur Vereinigung kam es bisher nicht.
„Das ist unmöglich“, meint Dzingel, „die Leute an der Basis sind dagegen. Bei uns gibt es viele Mitglieder, die nichts mit dem Kulturverband zu tun haben wollen, im Kulturverband sagen viele: Es ist gut da, wir wollen dort bleiben.“ Er sieht es trotzdem entspannt: „Warum muss nur ein Verband existieren? Die Slowaken, die stärkste Minderheit in Tschechien, haben sogar mehrere Verbände.“
Außer den Geldern, die die Tschechische Republik den Minderheiten zur Verfügung stellt, bekommt die Landesversammlung eine regelmäßige Unterstützung durch die Bundesrepublik, die für alle deutschen Minderheiten im Ausland Gelder zur Verfügung stellt. Für Projekte wie die Jukon-Sommercamps muss der Verband in Tschechien immer wieder aufs Neue Gelder beantragen, mitunter mussten Veranstaltungen schon ausfallen, weil Fördertöpfe leer waren.
Nach der politischen Wende waren die Zahlungen aus Deutschland zunächst über die Sudetendeutsche Landsmannschaft abgewickelt worden, inzwischen stellt die Landesversammlung ihre Anträge an die deutsche Botschaft in Prag. Dzingel legt Wert darauf, dass die Landesversammlung nicht der „Außenposten der Landsmannschaft“ ist. „Sie hat ganz andere Ziele als wir.“ Sie fordert den „Rechtsanspruch auf Heimat“ und „deren Wiedergewinnung“ ein sowie das „Recht auf Rückgabe bzw. gleichwertigen Ersatz oder Entschädigung des konfiszierten Eigentums“[102]. Und nach wie vor wird – etwa beim alljährlichen Sudetendeutschen Tag – die Rücknahme der Beneš-Dekrete gefordert. Dzingel: „Natürlich sind die Beneš-Dekrete Unrecht. Aber ich sage: Machen Sie das Münchner Abkommen rückgängig, dann werden hier die Beneš-Dekrete zurückgenommen.“ Er befürchtet: „Wenn wir uns zu viel mit den Dekreten beschäftigen, werden wir hier Unruhe stiften, in politischen Kreisen, aber auch in der Majorität.“ Die Mitglieder in den Regionalverbänden, beobachtet Dzingel, interessieren sich kaum für Politik. „Da arbeitet der Verband Mährisch Trübau mit dem Verband in Stau-

fenberg in Hessen zusammen, sie machen ein gemeinsames Projekt und reden nicht darüber, ob die Beneš-Dekrete abgeschafft werden sollen oder nicht."
Dzingel freilich hält die Dekrete für „ein Verbrechen, das irgendwie gut gemacht werden sollte, auch heute noch". Die Landesversammlung habe diverse Vorstöße in diese Richtung unternommen. Doch ihr Vorsitzender ist Realist genug, um einzusehen, dass eine Abschaffung der Dekrete die Nachkriegsordnung revidieren würde, deshalb mahnt er zur Geduld.

Müssen uns um unsere Leute kümmern

Und schließlich hat die Landesversammlung noch andere Sorgen. „Wir sind eine Dachorganisation der deutschen Minderheit, das heißt, in erster Linie müssen wir uns um unsere Leute kümmern, und zwar auf einer ganz einfachen Ebene. Wir müssen dafür sorgen, dass sie ihre Muttersprache sprechen, dass sie sich treffen können, dass es Sprachkurse und Bibliotheken gibt." Mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland wurde ein Sozialfonds gegründet, der sich zum Beispiel darum bemüht, dass Senioren, die nach dem Zweiten Weltkrieg in das Landesinnere vertrieben, zu Arbeitseinsätzen gezwungen oder misshandelt wurden, eine Kur beantragen können, die der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds mitfinanziert. Daneben bemüht sich die Landesversammlung darum, dass diejenigen entschädigt werden, die aufgrund ihrer Nationalität Renten oder Titel verloren haben, viele solcher Fälle sind bis heute nicht geklärt. Dzingel schätzt die Zahl der verbliebenen Deutschen, denen nachweisbar Unrecht geschehen ist, auf etwa 1.000 bis 2.000.
Außer dem Sozialwerk hat die Landesversammlung inzwischen zwei deutschsprachige Schulen gegründet: die Grundschule der deutsch-tschechischen Verständigung und ein Gymnasium in Prag; beide werden außer über das Schulgeld der Eltern auch vom tschechische Staat

finanziert. „Ich würde sagen, wir werden korrekt behandelt“, sagt Dzingel zur aktuellen Situation der Minderheit.
Was heißt es nun für ihn „deutsch“ zu sein? „Es bedeutet mir sehr viel. Erstens war ein großer Teil meiner Kindheit davon bestimmt, durch die Oma, die Mutter. Die Sprache, die Erziehung, die Traditionen haben mich seit meiner Kindheit begleitet. Die deutsche Sprache war für mich etwas Besonderes, weil sie für andere exotisch war, ich war stolz drauf, Deutsch zu sprechen und deutsche Vorfahren zu haben. Die Beziehungen zu meinen Verwandten in Deutschland, die ich mehrmals im Jahr besuchte, ermöglichten mir sehr viel in meinem Leben. Aufgrund dessen habe ich mich entschlossen, Deutsch als Fremdsprache zu studieren. Seit über zehn Jahren arbeite ich in der Landesversammlung. Mir liegt etwas daran, diese Arbeit für die Leute aus der Minderheit zu machen. In einer Firma hätte ich vermutlich viel mehr Freizeit und viel mehr Geld, aber ich bin immer noch da, das zeugt davon, dass deutsch zu sein tiefe Spuren in mir hinterlassen hat.“

Ein Bein im Sudetenland

Fragt man Michael Maringer nach seiner Herkunft, antwortet er: „In erster Linie sehe ich mich als Österreicher, mir ist jedoch sehr bewusst, woher ein Teil meiner Familie kommt, dass ich ein Bein im Sudetenland habe.“ Verbindungen zwischen Österreich und den einstigen böhmischen Ländern hatten über Jahrhunderte bestanden. Mit dem Ende der Habsburgermonarchie nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Grenzen neu gezogen, viele historisch gewachsene Beziehungen waren damit beendet. Tschechen und Slowaken, bis dahin Teil des Vielvölkerreiches, gründeten mit der Tschechoslowakei einen eigenen Staat. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Verbindung endgültig gekappt. Erst seit dem Fall des Eisernen Vorhanges bauen sich allmählich wieder alte Verbindungen auf.

Etwa 160.000 Sudetendeutsche[103] kamen nach Schätzungen im Zuge der Vertreibung nach Österreich. Darunter auch Maringers Mutter, die als Kind mit den Eltern ihre Heimat in Südböhmen verlassen musste. Heute lebt sie in Mödling, einer Kleinstadt südlich von Wien. Ihr Sohn Michael wohnt ebenfalls vor den Toren Wiens, in Gumpoldskirchen. Es heißt, die 3.000-Seelen-Gemeinde wird mehr und mehr vom Wein- zum Wohnort. Maringer wurde nach der Matura und einer kaufmännischen Ausbildung Bundesbeamter. Seit einigen Jahren ist er Mitglied in der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Österreich (SLÖ). Regelmäßig fährt er zum Sudetendeutschen Tag nach Deutschland.

Seine Mutter kam in Gmünd III zur Welt, einst ein Teil von Gmünd, der heutigen österreichischen Stadt, die unmittelbar an der Grenze zu Tschechien liegt und wegen ihrer geografischen Lage in der Vergangenheit bei jeder Änderung der politischen Großwetterlage neu geteilt wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg waren die bis dahin selbstständigen Gmünder Nachbargemeinden Unter-Wielands und Böhmzeil, wo der Gmünder Hauptbahnhof lag, an die neu entstandene Tschechoslowakei

Michael Maringer

Jahrgang 1971, Bundesbeamter
Vater: geboren 1932 in Bruderndorf/Österreich, Beamter im Ruhestand
Mutter: geboren 1940 in Gmünd III/České Velenice, Hausfrau

Michael Maringer ist Mitglied in der Sudetendeutschen Landsmannschaft Österreich. Dass die Landsmannschaft die Rücknahme der Beneš-Dekrete und eine Restitution fordert, war für ihn ein Grund, der Vertriebenenorganisation beizutreten. Er verlangt, dass Grundstücke aus dem früheren Besitz seiner Familie zurückgegeben werden. Allerdings nur, wenn sie inzwischen nicht Privatpersonen gehören, man müsse vermeiden, dass altes Unrecht durch neues ersetzt werde. Die umstrittenen Beneš-Dekrete, die nach 1945 unter anderem zur Enteignung und letztlich zur Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei führten, müssen nach Maringers Ansicht rückgängig gemacht werden. Ohne einen solchen Schritt sieht er kaum Chancen für eine Versöhnung.

gegangen. Aus den beiden Orten wurde České Velenice, das nach der Besetzung der Sudetengebiete durch Deutschland im Oktober 1938 der „Ostmark“ angeschlossen, in Gmünd-Bahnhof umbenannt und 1942 als Stadtteil Gmünd III eingemeindet wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten die Grenze wieder neu gezogen und der alte Verlauf von 1920 wiederhergestellt werden: Aus Gmünd III wurde wieder České Velenice. Von da an trennte eine Staatsgrenze den tschechischen und den österreichischen Teil von Gmünd.[104]

Maringers Großeltern hatten sich ein Wohn- und Geschäftshaus gebaut, wo sie ein Elektro-Geschäft betrieben, das unter anderem Blitzschutzanlagen baute, aber auch mit Fahrradrädern handelte – bis 1939, als der Großvater in die Wehrmacht einberufen wurde und in den Krieg ziehen musste.

Schon im Ersten Weltkrieg hatte Gmünd die Folgen einer solchen Katastrophe zu spüren bekommen: Etwa 40.000 Flüchtlinge[105] aus dem Osten der Donaumonarchie wurden in einem Lager untergebracht, an dieser Stelle wuchs später der Stadtteil Gmünd II. Der Zweite Weltkrieg suchte das Städtchen ganz unmittelbar heim: Im März 1945 bombardierten die Alliierten die Stadt, große Teile, auch das Anwesen von Maringers Großeltern, wurden zerstört. Die Großmutter zog zu ihrem Vater nach Winau/Štiptoň, das heute zu Nové Hrady/Gratzen gehört. Maringers Großvater geriet in Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch nach kurzer Zeit wieder entlassen, zu Hause fand er schnell wieder Arbeit als Elektromonteur im österreichischen Teil von Gmünd.

„Die Großeltern ahnten“, weiß Maringer aus Erzählungen, „dass die Deutschen nicht würden bleiben können.“ Im September 1945 flüchtete die Familie seiner Mutter hinüber nach Österreich. Während sie ihr Schicksal in die eigene Hand nahm, wartete der Vater der Großmutter auf seinem Bauernhof ab, was passieren würde. Er wähnte sich in Sicherheit, denn er meinte, er habe niemanden etwas getan und werde deshalb bleiben können. Doch er wurde enteignet, arbeitete ein halbes Jahr lang zwangsweise bei einem tschechischen Bauern und musste im

März 1946 in einem Bahnwaggon das Land verlassen. Es verschlug ihn nach Erlach im Kreis Bad Tölz, wo er bis zu seinem Tod lebte.
Maringers Großeltern und seine Mutter landeten in Groß Gerungs, einer kleinen Stadt im österreichischen Waldviertel. Sie waren dort die einzigen Sudetendeutschen, als „Zugereiste“ wurden sie von den Einheimischen misstrauisch beäugt und auf Distanz gehalten. Wie in Deutschland waren Flüchtlinge und Vertriebene nicht willkommen. Maringer kennt von anderen Betroffenen die Geschichten von an Häusern angebrachten Schildern mit der Aufschrift „Wir nehmen keine Flüchtlinge!“ und von misstrauischen Fragen wie: Was habt ihr bloß verbrochen, dass sie euch rausgeschmissen haben? Seine Mutter erzählte, ihr sei solch offene Ablehnung erspart geblieben. Sie ging in Groß Gerungs zur Schule, mit 15 wechselte sie auf die Handelsschule und die Höhere Technische Lehranstalt für Elektroberufe in Wien, wohnte von da an im Internat. Gerade mal zehn Jahre hatte sie in ihrem neuen Heimatort gelebt. Wenig Zeit, um wirklich Wurzeln zu schlagen.

Für die Mutter ist das Thema erledigt

Maringer sagt, in seiner Familie sei offen über die Vergangenheit gesprochen worden. „Ich fragte als Kind meine Großmutter, woher sie stammt, und sie erzählte mir bereitwillig die ganze Geschichte.“ Intensiver wurden die Gespräche, als er mit 20, nach dem Abitur, für vier Jahre zu den Großeltern zog. „Ich hatte das Gefühl, dass sich beide gern erinnerten, an das gute Essen, die schöne Landschaft, Großmutter schwärmte von dem fruchtbaren Land und den guten Ernten.“ Das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen sei hingegen kaum ein Thema gewesen. „Aber ich konnte aus dem Wenigen schließen, dass es im Grunde gut war.“ Maringers Großvater war der Sohn eines Tschechen und einer Deutschen, er besuchte die deutsche Schule in Budweis, zu Hause wurde hauptsächlich Tschechisch gesprochen.

Maringer wollte auch von seiner Mutter mehr über die Vergangenheit wissen. Sie antwortete zwar, wenn er sie fragte, doch aus freien Stücken erzählte sie nie etwas. „Für sie ist das Thema erledigt. Sie meint, es wird sowieso keine Restitution geben und sagt: ‚Die Tschechen, die uns damals vertrieben haben, sind Gesindel, sie haben uns rausgejagt, das war fürchterlich, das werde ich nie vergessen'." Sie war gerade mal fünf Jahre alt, als sie mit ihren Eltern Südböhmen verlassen hatte, noch zu jung, um wirklich prägende Erinnerungen zu haben, das mag neben ihrer Verbitterung ein Grund für ihre distanzierte Haltung sein. Ihr Vater und ihre Mutter waren mehrmals in die Tschechoslowakei gereist. Sie selbst blieb der alten Heimat fern und ihr Sohn Michael musste sich mit den Erzählungen seiner Großeltern begnügen.

Als sich 1989 Jahr die Grenzen zwischen West und Ost öffneten, machte Maringers Großmutter den Vorschlag, doch endlich gemeinsam hinüberzureisen. Ihr Enkel sollte nun ihre Heimat kennenlernen. Maringers Mutter verweigerte sich einer solchen Tour. „Sie war der Meinung, Oma regt sich zu sehr auf." Doch die Großmutter beharrte auf ihrem Plan, sie ließ sich auch dadurch nicht davon abbringen, dass ihre Tochter das Thema wiederholt für erledigt erklärte. Der blieb aus einem pragmatischen Grund gar keine andere Wahl: Sie war die einzige, die den Führerschein besaß.

Im März 1990 startete die Reise, die allerdings ohne den Großvater stattfand, da der gesundheitlich nicht mehr in der Lage dazu war. Maringer beschreibt diese Fahrt nach Südböhmen als „sehr prägend und einschneidend". Was bis dahin farbenfroh, aber eben nur in seiner Vorstellung existiert hatte, musste er nun mit der Realität abgleichen. „Es war sehr bewegend, endlich zu sehen, wie es wirklich dort aussieht."

Im Elternhaus seiner Großmutter in Nové Hrady wohnte eine junge tschechische Familie. Da Maringers Großmutter Tschechisch sprach, konnte sie den Bewohnern erklären, dass es ihr Elternhaus war und fragen, ob die Besucher aus Österreich eintreten dürfen. „Für die tschechische Familie", erinnert sich Maringer, „war es kein Problem. Sie

zeigte uns das ganze Haus, es war in einem desolaten Zustand, weil die Leute im Sozialismus kein Geld und kein Material für Reparaturen hatten." Die Besucher aus Österreich schauten sich im Ort um, besichtigten die marode Kirche. „Endlich wusste ich, woher die Großmutter kommt, aber auch, wie es dort im Sozialismus zugegangen war, auch das kannte ich nur aus Erzählungen." Er unternahm später allein weitere Touren hinüber nach Südböhmen. Das Elternhaus seiner Großmutter hatte inzwischen neue Bewohner. Seine Mutter reiste dann – für ihn vollkommen überraschend – auf eigene Faust in das Land, in dem sie geboren worden war.

Einige Jahre, sagt Maringer, lag das Thema auf Eis, doch dann „fing die Sache wieder an zu arbeiten". Ende der 90er Jahre, in der Phase als über den EU-Beitritt Tschechiens diskutiert wurde, sah er eine Sendung im österreichischen Fernsehen, in der Enkel von Sudetendeutschen interviewt wurden. Eine junge Frau sagte vor der Kamera, Tschechien könne nicht in die Gemeinschaft aufgenommen werden, solange die Beneš-Dekrete gültig seien. „Das prägte mich. Ich schaute mich um, fand im Telefonbuch die Sudetendeutsche Landsmannschaft in Österreich. Ab 2004 hatte ich Kontakt, zwei Jahre später trat ich ein." Er hoffte, dort „Gleichgesinnte [zu] treffen, Leute, die denken wie ich". Mit der Geschichte der Landsmannschaft und deren Umgang damit hat er sich bisher nicht beschäftigt, „darüber weiß ich nichts", gesteht er.

Sudetendeutsche in Österreich

Neben der 1952 gegründeten Sudetendeutschen Landsmannschaft gab es in Österreich zunächst noch einen weiteren Verband für Vertriebene aus der Tschechoslowakei: den 3.000 Mitglieder starken Hauptverband Sudetendeutscher Landsmannschaften Österreich (HSLÖ). Dessen Obmann Hans Wagner wurde wegen nationalsozialistischer Wiederbetätigung verhaftet, der gemäßigte Flügel der HSLÖ schloss sich der SLÖ an, die in den ersten Jahren etwa 20.000 Mitglieder hatte.[106] 1954 entstand die Arbeitsgemein-

schaft volksdeutscher Landsmannschaften Österreichs, heute Verband der Volksdeutschen Landsmannschaften Österreich (VLÖ), zu der jetzt neun Vertriebenen-Verbände gehören, die SLÖ ist aufgrund ihrer Größe der einflussreichste. Gegenwärtig hat sie nach eigenen Angaben rund 7.000 Mitglieder, pro Jahr sinkt diese Zahl um drei Prozent, etwa die Hälfte werde durch Neueintritte kompensiert.[107] Die SLÖ hat traditionell vier Sitze in der Bundesversammlung, dem obersten Gremium der Sudetendeutschen Landsmannschaft in der Bundesrepublik.

Die Positionen der Österreicher sind radikaler als die des Vertriebenenverbandes in Deutschland: „Die Außerkraftsetzung jener Beneš-Dekrete, die zur entschädigungslosen Enteignung, Entrechtung und weiter zur Vertreibung führten, und eine Neuregelung auf rechtlich einwandfreier Basis sind das Hauptanliegen der Sudetendeutschen."[108] Der Dachverband VLÖ bezeichnet die Beneš-Dekrete als „Rassengesetze"[109] und stuft die Vertreibung als „Völkermord an den Sudetendeutschen" ein.[110]

Dieses Geschichtsbild ist nach der Einschätzung des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands (DÖW) „geprägt von Einseitigkeit und Auslassungen".[111] „Die Vorgeschichte der ‚Vertreibungen' und Übergriffe – die NS-Verbrechen in den jeweiligen Ländern und die Beteiligung von ‚Volksdeutschen' daran – wird weitestgehend ausgeblendet. Werden NS-Verbrechen erwähnt, dann vor allem um diese mit den Nachkriegsgeschehnissen in den ‚Vertreiberstaaten' gleichzusetzen." Das DÖW macht bei den österreichischen Vertriebenenverbänden „Hinweise auf eine Nähe zum Rechtsextremismus" aus. In dem von der VLÖ betriebenen „Haus der Heimat" in Wien hätten immer wieder Veranstaltungen mit Rechtsextremisten stattgefunden. Funktionäre und Aktivisten des VLÖ und seiner Mitgliedsvereine weisen laut DÖW „einen rechtsextremen Hintergrund oder Verbindungen zum organisierten Rechtsextremismus auf".[112]

Mit dem Beginn der Beitrittsverhandlungen der ostmitteleuropäischen Staaten zur Europäischen Union unter österreichischer EU-Ratspräsidentenschaft im Jahre 1998 war eine Debatte über das künftige Verhältnis zum Nachbarland Tschechien entbrannt. Außer möglicher Gefahren durch das tschechische Kernkraftwerk Temelín wurde das Festhalten der dortigen Regierung an den Beneš-Dekreten als möglicher Grund für eine Ablehnung des EU-Beitritts ins Feld geführt.[113]

Tschechien sei „trotz dieser blutigen Gesetze in die sogenannte ‚Europäische Wertegemeinschaft' als Vollmitglied aufgenommen" worden, kritisierte die Sudetendeutsche Jugend Österreichs (SdJÖ) auch 2011 noch.[114] Die 1954 gegründete Jugendorganisation der Landsmannschaft hat nach eigener Statistik um die 1.000 Mitglieder. Anders als die Sudetendeutsche Jugend in Deutschland, die verstärkt einen Kurs in Richtung Versöhnung einschlägt und etwa die Eigentumsfragen für erledigt erklärt, verlangt die SdJÖ Sühne für das Unrecht, das während der Vertreibung geschah: „Solche Verbrechen" müssten „weiterhin strafbar bleiben".[115] SdJÖ-Bundesgeschäftsführer Hubert Rogelböck, langjähriger Bundesvorsitzender, schlägt jedoch auch versöhnliche Töne an: Immer häufiger gebe es außer zur deutschen Minderheit auch Kontakte zu Tschechen. „Wir meinen, dass man es gemeinsam schaffen kann, sich gegenseitig zu verstehen und die Vergangenheit aufzuarbeiten, nur so ist eine Versöhnung möglich."[116]

Die Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit bei der SdJÖ ist offenbar noch im Gange. „Dies wird objektiv versucht", so Geschäftsführer Rogelböck, „wiewohl dies nicht immer leicht ist." „Bei uns gab es in der SdJÖ keine Leute, die in der NS-Zeit hochaktiv tätig waren. Natürlich waren auf Grund des Alters etliche bei der HJ, aber das hat niemanden tangiert, und es war auch kein Problem. Daher gibt es dazu keine Diskussion, außer der allgemeinen Diskussion über die Verbrechen der NS-Zeit, aber auch derer,

die es dazu kommen ließen (Vertrag von St. Germain), aber das ist Sache jedes Einzelnen von uns – wir als überparteilicher Jugendverband haben uns immer entschieden gegen jede Gewalt – sei es von den Nazis, aber auch vom Kommunismus – distanziert, wir treten weltweit für das Verbot von Vertreibungen ein!“[117]

Wie in Deutschland ist das politische Spektrum der sudetendeutschen Vertriebenen auch in Österreich vielfältig. So entstand als Pendant zur deutschen Ackermann-Gemeinde 1948 die katholische Klemensgemeinde.[118] Sie pflegt Beziehungen zur SLÖ, „lehnt jedoch national betonte Positionen ab, die es dort gelegentlich gibt“,[119] und sieht sich als eigenständige Organisation, die Mitglied im Katholischen Laienrat Österreichs ist. Es gibt keine registrierten Mitglieder, die Bezieher des Mitteilungsblattes „Glaube und Heimat“ werden als solche behandelt. Dessen Auflage liegt bei 500 Stück, ein Drittel davon geht gratis nach Tschechien und in die Slowakei. Die Klemensgemeinde setzte sich in der Gründungszeit zunächst für die Integration der von Österreich aufgenommenen Vertriebenen ein. Später knüpfte sie Kontakte zu Tschechen und Slowaken in den Herkunftsländern, „mit der Versöhnung als Ziel“.[120] Heute sieht die Gemeinde in der Unterstützung der „Heimatverbliebenen“ und ihrer Kinder bei der Pflege der deutschen Sprache eine weitere Aufgabe.

Die Sozialdemokratische Partei Österreichs (SPÖ) hatte 1949 eine „Interessengemeinschaft Volksdeutscher Heimatvertriebener“ (IVH) gegründet. Auch die ÖVP besaß ein eigenes „Referat für Heimatvertriebene“, die Kommunistische Partei rief ein „Komitee antifaschistischer und fortschrittlicher Volksdeutscher“ ins Leben.[121] Die sozialdemokratisch geprägte IVH formulierte neben der Integration der Vertriebenen die „Gewinnung der Volksdeutschen für den demokratischen Sozialismus, Völkerversöhnung und Frieden“[122] als eines ihrer Ziele. Der österreichische Ableger der in Deutschland entstandenen sozialdemokratischen Seliger-

Gemeinde wurde 1956 gegründet. Deren erster Vorsitzender Leo Zahel Senior nannte in seiner Rede zur Gründung als ein Anliegen der Seliger-Gemeinde, sie wolle „Wegbereiter für ein neues Europa und für ein besseres Zusammenleben aller europäischer Völker und Nationen“ sein.[123] Während der 60er und 70er Jahre hatte die österreichische Seliger-Gemeinde etwa 200 Mitglieder in mehreren Regionen. Inzwischen ist sie auf Wien beschränkt, die Mitgliederzahl liegt bei gerade noch 20 bis 25.[124] Vorsitzender Leo Zahel Junior sitzt – wie seine Vorgänger – beratend im Vorstand der SLÖ, der Zahel allerdings einige „hellbraune Flecke“[125] attestiert.

Ohne Beneš-Dekrete schnellere Versöhnung

Maringer sagt, er sei in der SLÖ „kein Mitglied, das zu jeder Veranstaltung der Landsmannschaft geht“, das sei ein Zeitproblem, außerdem sei er Mitglied in weiteren Vereinen. Dass die SLÖ die Abschaffung der Beneš-Dekrete und eine Restitution fordert, „ist ein Grund, weshalb ich dabei bin. Es geht mir nicht um eine Abfindung in Form von Geld, sondern darum, dass man die Grundstücke wieder zurückbekommt, zumindest, dass man dort wieder im Grundbuch aufscheint. Ich meine nicht, dass man die Tschechen aus den Häusern herausschmeißt, das sicher nicht.“ Es müsse vermieden werden, dass „Unrecht auf Unrecht“ folgt. „Es geht mir auch darum, dass das deutsche Kulturgut dort wieder sichtbarer wird, dass die Deutschen dort wieder präsenter werden, wo sie Hunderte von Jahren gelebt haben.“ Ginge es nach ihm, würde es zum Beispiel zweisprachige Ortsschilder geben. „Das scheitert oft daran, dass die deutsche Minderheit nicht die entsprechenden Anträge beim zuständigen Gemeindeamt stellt, denn da muss jeder mit seinem Namen unterschreiben. Leider trauen sich die Leute das nicht. Die Minderheit ist sehr überaltert, eine 70-jährige Rentnerin denkt sich: Ich mache das

lieber nicht, weil ich vielleicht Probleme bekomme.“ Er hält selbst Kontakt zu „Verbliebenen“ in Tschechien.
Lange besuchte er einen Stammtisch, den ehemalige Einwohner von Karlsbad in Wien gegründet hatten. Die meisten derer, die er dort traf, waren deutlich älter als er, sie freuten sich über jeden, der sich für ihr Schicksal interessierte. Sie sprachen über die alten Zeiten, die verlorene Heimat, den materiellen Verlust, das erlittene Unrecht, „aber auch über schöne Sachen aus dem einstigen und heutigen Karlsbad“. Inzwischen wurde der Stammtisch aufgelöst, weil immer weniger Teilnehmer kamen.
Im Unterschied zu seiner Mutter und anderen Betroffenen aus der Erlebnisgeneration lehnt es Maringer ab, pauschal von „den Tschechen“ zu sprechen, wenn die Frage ansteht, wie das Nachbarland mit der Vergangenheit umgeht. Stattdessen beobachtet er, dass es dort inzwischen Initiativen gibt, die sich um eine kritische Aufarbeitung bemühen. „Ich nehme das sehr ernst und schätze das, ich bin den Menschen dort sehr dankbar dafür.“ Dass in den Reihen der heute in Österreich lebenden Vertriebenen und deren Nachkommen noch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit ansteht, sieht Maringer ein, doch für ihn steht fest: „Die Terrorherrschaft der Nazis war kein Grund, drei Millionen Sudetendeutsche zu vertreiben.“
Wenn es um die Chancen für eine Versöhnung mit den tschechischen Nachbarn geht, sind die Beneš-Dekrete für Maringer der Knackpunkt. „Ich glaube, dass das Verhältnis zwischen Deutschland, Österreich und Tschechien wegen der Dekrete sehr belastet ist. Ich hoffe, dass sie irgendwann außer Kraft gesetzt werden. Bis dahin ist es jedoch noch ein weiter Weg. Meine Mutter wird es sicher nicht mehr erleben, ich hoffe, dass ich es erlebe. Die Aussöhnung wird schneller gehen, wenn es die Beneš-Dekrete nicht mehr gibt.“

Nicht Südmährerin, sondern Schwäbin

„Ich bin ein Südmährer und fertig!“ So entschieden und scheinbar unverrückbar hatte es ein Interviewpartner gesagt, den Eva Bendl für ihre Masterarbeit befragte. Während sie an der Universität Augsburg Europäische Kulturgeschichte studierte, führte sie fünf solcher Gespräche und fragte dabei, wie die seit 1945 in Deutschland lebenden Vertriebenen aus dem Süden Mährens ihre Identifikation mit dieser tschechischen Region bis heute aufrechterhalten und immer wieder neu beleben konnten, weshalb sie die Gegend, die sie vor Jahrzehnten verlassen mussten, immer noch „Heimat“ nennen. Es war nicht immer leicht, die professionelle Distanz zu wahren, denn Bendl ist familiär vorbelastet: Ihr Vater ist in Südmähren, in der Nähe von Znojmo/Znaim, geboren. Als Kind musste er sich zusammen mit seinen Eltern auf den Weg ins Ungewisse machen, als Vertriebene gelangten sie nach Deutschland.

Im Wohnzimmer von Bendls Großeltern hing das vergrößerte Foto ihres Hauses in Hermannsdorf, heute ein Teil der Gemeinde Čejkovice/Schakwitz nahe der tschechisch-österreichischen Grenze. Sie verbrachten ihre letzten Lebensjahre in Bendls Elternhaus und so wuchs ihre Enkelin mit den zahllosen Geschichten über die verlorene Heimat auf. „Fotoalben und Bücher über diese Gegend waren sehr wichtig für sie, die holten sie oft heraus und blätterten sie durch, dann wurde erzählt, jedem, der kam und willig war zuzuhören.“ Das Thema kam mit dem Essen auf den Tisch und wenn Bendls Vater im Garten arbeitete oder draußen Holz hackte, stellte der Großvater einen Stuhl daneben und erzählte.

In vielfältigen Variationen waren die Erinnerungen „fast täglich“ ein Thema, schaut Bendl auf ihre Kindheit zurück. „Es hat sich irgendwann wiederholt, weshalb wir manchmal nur noch mit einem Ohr zuhör-

Eva Bendl

Jahrgang 1984, Promovendin im Fach Geschichte an der Universität Augsburg
Vater: geboren 1943 in Hermannsdorf, heute Teil der tschechischen Gemeinde Čejkovice/Schakwitz, Lehrer
Mutter: geboren 1956 in Bargau bei Schwäbisch Gmünd, Hausfrau

Eva Bendls Vater wurde in Südmähren geboren, zusammen mit seinen Eltern musste er nach dem Zweiten Weltkrieg die Tschechoslowakei verlassen. Die Erzählungen darüber prägten dann auch Kindheit und Jugend seiner Tochter. Während ihres Studiums führte Eva Interviews mit Menschen, die ebenfalls aus Südmähren vertrieben wurden. In ihrer Masterarbeit erkundete sie die „regionale Identität“ von Vertriebenen aus dieser Region im heutigen Tschechien – das wurde für sie auch zu einer Reise in die Familiengeschichte. Im Zuge der vorbereitenden Untersuchungen für ein Sudetendeutsches Museum in München interviewte sie dann weitere Zeitzeugen.

ten. Zwischendurch kamen dann doch Geschichten, die uns packten, bei denen wir dachten: Mein Gott, das muss hart gewesen sein.“ Die Eltern erklärten Bendl und der jüngeren Schwester: „Lasst ihn erzählen, es war für ihn so schwer, er muss euch das erzählen, damit ihr es wisst.“

Der Großvater zeichnete einen Plan von Hermannsdorf, versuchte, aus der Erinnerung jedes Haus einzutragen, offenbar befürchtete er, auch nur irgendein Detail zu vergessen. Er hatte den Bauernhof seiner Eltern übernommen und erzählte seiner Enkelin stolz, er sei einer der Wohlhabendsten gewesen, schwärmte von seinen Kühen und Pferden, von den modernen Maschinen, die er sich leisten konnte. Sein Vater war Bürgermeister des südmährischen Ortes, in dem hauptsächlich Deutsche lebten. Als seine Mutter starb und keine Frau mehr im Hause war, ging er auf Brautschau und heiratete. Bendls Großmutter kommt aus einem Nachbarort. Auf dem Hermannsdorfer Hof mussten den Bauern außer Knechten und Mägden auch polnische Zwangsarbeiter zur Hand gehen. Es sei ein freundschaftliches Verhältnis gewesen, erzählten die Großeltern, man saß beim Essen an einem Tisch, obwohl es verboten war. Sie standen mit einem der polnischen Arbeiter auch später, nach Kriegsende, noch in Briefkontakt.

Bendls Großvater musste wie die meisten jungen Männer nach dem „Anschluss“ an das Reich für Deutschland in den Krieg ziehen, an die Ostfront, wo er schwer verwundet wurde, er verlor einen Arm. Das Kriegsende erlebte er deshalb zu Hause.

Am 13. August 1945 werden in Hermannsdorf Bekanntmachungen angeschlagen, ein Gemeindediener verkündet schreckliche Neuigkeiten: Die Deutschen müssen binnen einer festgelegten Frist den Ort verlassen. „Die Nachricht“, weiß Bendl, „war für den Großvater ein Schock, er war der Meinung: Wir brauchen nichts mehr zusammenzupacken, wir sterben sowieso irgendwo im Straßengraben.“ Wie gelähmt verfällt er in Untätigkeit. Seine Frau und sein Vater packen ein paar Sachen zusammen, wenig später marschiert die Familie in einer Gruppe deutscher Hermannsdorfer – eskortiert von Tschechen – in das benach-

barte Österreich. Das wenige Hab und Gut, das sie mitnehmen dürfen, ist auf Wagen verstaut. Hinter der österreichischen Grenze werden sie von ihren Begleitern sich selbst überlassen, sie müssen von nun an zusehen, wie sie weiterkommen.

Aus Angst vor der heranrückenden Roten Armee hatten bei Kriegsende einige Familien ihre Töchter an einen sicheren Ort geschickt, so hielt sich auch die Schwester des Großvaters bereits in Österreich auf, sie arbeitete auf einem Bauernhof in Oberretzbach. Evas Großeltern gelangten in das etwa hundert Kilometer entfernte Ruppersthal und fanden die Schwester des Großvaters erst einige Monate nach der Vertreibung wieder. Kurz darauf mussten sie sich schon wieder trennen, da die Schwester entschieden hatte, nicht mit nach Deutschland zu gehen, sondern einen Bekannten des Hofbesitzers zu heiraten. Bis heute lebt sie in Niederösterreich. Unmittelbar an der Grenze zu Südmähren ist sie nicht nur für ihre Familie, sondern auch für viele andere Vertriebene aus dieser Gegend ein Bindeglied in die alte Heimat. Viele machen bei ihr Station, bevor sie nach Tschechien fahren.

Die Odyssee ihrer Verwandten endet nach der Vertreibung erst in Schwäbisch Gmünd, dort campieren sie in einer Turnhalle, später werden sie auf Ortschaften rundum verteilt, im Vorort Bargau bekommen sie einen Raum zugewiesen, in dem sie als Untermieter zusammengepfercht wohnen dürfen. Die Leute im Ort beschimpfen die Fremden als „Zigeuner“, unterstellen ihnen, sie seien freiwillig gegangen. „Auf die Bezeichnung ‚Flüchtling‘“, sagt Bendl, „reagierte mein Großvater sehr gereizt, für ihn war wichtig, dass er zum Gehen gezwungen worden war.“

Eine weitere Demütigung: Er kann wegen seines amputierten Arms nicht körperlich arbeiten, ist auf Almosen angewiesen. „Er erzählte oft, dass er betteln gehen musste, was ihm unheimlich schwer fiel.“ Die Großeltern gaben später immer wieder die Geschichte von den Kartoffeln zum Besten, die ein Wagen verlor, der durch den Ort fuhr: Es sind nicht genügend Behältnisse zur Hand, um die Kartoffeln aufzu-

sammeln und nach Hause zu bringen. Deshalb vergraben sie den wertvollen Fund im Schnee, um weitere Behälter zu beschaffen. Ihre größte Angst ist, dass in der Zwischenzeit jemand die Kartoffeln findet. Vor der Vertreibung hatte sie der eigene Acker ernährt. Grund und Boden sind jedoch ebenso verloren wie das einstige Ansehen.

Nach langem Suchen findet der Großvater endlich Arbeit als Pförtner im Nachtdienst beim Unterwäschehersteller Triumph in Heubach. Fünf Kilometer Fußweg muss er in den ersten Jahren bis dorthin zurücklegen. Irgendwann hat er genügend Geld gespart, um sich mit seiner Frau endlich wieder ein eigenes Haus zu bauen. Gegenüber wohnen Landsleute aus Südmähren, das gemeinsame Schicksal verbindet die Familien, jahrelang treffen sie sich ein Mal pro Woche zum Kaffee. Bis zur Rente bleibt der Großvater Pförtner, seine Dienstjubiläumsurkunde hängte er ins Wohnzimmer, neben das Bild seines Hauses in Mähren. Als er und seine Frau allein nicht mehr klarkommen, ziehen sie zu ihrem Sohn.

Der war gerade mal zwei Jahre, als seine Familie Südmähren hatte verlassen müssen. Von dem, was auf dem Weg in die Fremde und nach der Ankunft passiert ist, weiß er aus eigenem Erleben nichts. Nur ein verschwommenes Bild blieb ihm in Erinnerung: Er liegt im Kinderwagen, ein russischer Soldat beugt sich darüber, nimmt ihn heraus, der Zweijährige wird von einer heftigen Angst gepackt. „Dieses Bild verfolgt ihn bis heute“, weiß Bendl.

Seine Schwester war während des Krieges als kleines Kind an Tuberkulose gestorben, für seine Eltern war Evas Vater als einziges Kind der Augenstern, ihm ließen sie alles nur Erdenkliche angedeihen, damit es ihm in der neuen Heimat besser als ihnen ergehen möge. Er besuchte das Gymnasium, studierte. Seine Eltern reisten mit ihm in den 60er Jahren in den Urlaub zur Tante nach Niederösterreich, unternahmen auch unzählige Abstecher in die damalige Tschechoslowakei, in seinen Geburtsort Hermannsdorf. Zu den neuen Besitzern des Elternhauses wuchs ein freundschaftliches Verhältnis, erfuhr Bendl. „Es gab immer ein großes Hallo, wenn sie aufgetaucht sind, sie wurden zum Kaffee-

trinken eingeladen.“ Ihr Vater wurde Deutschlehrer und heiratete eine Frau aus einer alteingesessenen Bargauer Familie, die im ältesten Haus im Ort aufwuchs.

Heimatgefühle

Eva ist elf oder zwölf Jahre, als sie mit Großeltern, Eltern und ihrer Schwester Mitte der 90er Jahre zur Tante nach Niederösterreich fährt, ein Abstecher in die Heimat der Großeltern steht auf dem Programm. Das Haus im einstigen Hermannsdorf ist in einem schlechten Zustand, seine tschechischen Bewohner freuen sich über die Besucher aus Deutschland, der Großvater spricht ein paar Worte Tschechisch, so klappt die Verständigung halbwegs. „Wir durften in die Ställe sehen, dort gab es Küken, das war für uns Kinder das Allerschönste.“ Der Großvater vermeidet es, wie der Hausherr auf dem Hof herumzugehen und zu erzählen, wie es früher dort aussah. Ein Besuch auf dem Friedhof steht an, das Grab der verstorbenen Schwester von Bendls Vater ist eins der wenigen deutschen Gräber, die noch gepflegt werden – von Bendls Großtante und der tschechischen Frau, die nun im Haus der Großeltern wohnt.

Die Großmutter will ihrer Familie ihr Elternhaus im Nachbarort zeigen. In der Straße, in der sie aufwuchs, sehen sich inzwischen alle Häuser so ähnlich, dass nicht herauszufinden ist, welches das ihre war. „Sie war sehr betroffen“, erinnert sich Bendl. Sie unternahm mit ihrer Familie noch zwei weitere Reisen nach Tschechien, eine davon erneut zum Haus der Großeltern, doch jedes Mal erging es ihr wie ihrer Schwester: „Wir hatten dort keine Heimatgefühle.“

Für ihre Großeltern hingegen blieb Südmähren immer die Heimat. Sie sprachen zu Hause – auch mit ihrem Sohn – weiter den niederbayerischen Dialekt, den sie von zu Hause mitgebracht hatten. Die Großmutter hielt sich beim Erzählen zurück, die Erinnerungen, vermutet Bendl,

schienen sie emotional so stark zu ergreifen, dass sie davor zurückschreckte. Anders der Großvater, bei dem schon das Datum Erzählungen wachrief: „Traf ich ihn, wies er darauf hin: Heute vor so und so viel Jahren war dies und das." Daran entspann sich eine weitere Geschichte. Er beobachtete das Wetter, kommentierte das Tun des Bauern, der gegenüber dem Haus in Bargau ein Feld bewirtschaftete. Wehmütig erinnerte er sich daran, wie leicht ihm diese Arbeiten gefallen waren, als er noch beide Hände hatte. Er war 25, in der Blütezeit seines Lebens, als er vertrieben wurde, viele seiner Geschichten drehten sich um die ersten zwanzig Jahre und in seinen Erzählungen war stets er der Held. Etwa in der Episode, als er sich mit Freunden über die Grenze nach Österreich absetzte, um in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg nicht in die tschechoslowakische Armee eingezogen zu werden.

Als sich Bendl und ihrer Schwester in der Schule mit dem Nationalsozialismus beschäftigten, fragten sie den Großvater: Warst du in der NSDAP? Habt ihr nicht mitbekommen, dass die Juden verschwanden? „Die Antwort war: ‚Nein, wir waren nicht Mitglied, wir haben uns zwar gefreut, dass die gekommen sind, aber wir haben sie nicht gewählt!' Juden habe es in Hermannsdorf nicht gegeben. Wir fragten uns, ob das eine ehrliche Antwort war, aber wir bekamen nicht mehr heraus." Bendl vermutet, dass ihre Großeltern keine Parteigänger waren, über die Nationalsozialisten hätten sie stets „negativ" gesprochen. „Das muss nicht heißen, dass sie damals schon so gedacht haben. Viele redeten sich hinterher ein, von Anfang an ein schlechtes Gefühl gehabt zu haben. Ich glaube aber, dass der tief verwurzelte katholische Glauben meiner Großeltern sich nicht mit einem nationalsozialistischen Engagement vertragen hätte. Deshalb bin ich mir relativ sicher, dass sie sich in dieser Zeit aus der Politik herausgehalten haben."

Das blieb auch in Deutschland so. Von der Sudetendeutschen Landsmannschaft hielten sie sich fern, als Sudetendeutsche verstanden sie sich nicht, auch den Sudetendeutschen Tag besuchten sie nicht. „Sie waren Südmährer", weiß Bendl. Während der ersten Jahre in Deutschland

fuhren die Großeltern zum südmährischen Bundestreffen nach Geislingen an der Steige. 1948 hatte sich dort der Südmährischen Arbeitsausschuss gegründet, aus dem später der Südmährische Landschaftsrat hervorging. 1950 schloss er sich als Heimatgruppe Südmähren der Sudetendeutschen Landsmannschaft an. Außer der Geschäftsstelle gibt es in Geislingen ein Archiv, eine Bücherei und ein Museum. Der Landschaftsrat sieht sich als Vertretung all derer, „die sich als Südmährer fühlen".[126] Seine Hauptaufgabe sei neben der Durchsetzung politischer und wirtschaftlicher Interessen die Bewahrung dessen, was zur südmährischen regionalen Identitätsbildung beiträgt. Texte, Sitten, Bräuche, Chroniken, Mundart und Lieder sollen einerseits medial und museal aufbewahrt werden, andererseits will der Landschaftsrat auch dafür sorgen, dass die regionale Kultur Südmährens weiterhin gepflegt wird.[127] Die Nachwuchsorganisation Junge und mittlere Generation setzt sich für die „Zukunft als Stamm der Südmährer"[128] ein.

Zwischen Alter Geschichte und Familiengeschichte

Bendls Großmutter starb 1998, der Großvater wurde mit zunehmendem Alter emotionaler, wenn er über seine Erinnerungen sprach, öfter weinte er dabei.

Seine Enkelin studierte ab 2004 Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg, ganz bewusst entschied sich Bendl für die Alte Geschichte, ihre Abschlussarbeit für den Bachelor schrieb sie über die Selbstdarstellungen von Julius Caesar, Marcus Antonius und Octavian. Im Masterstudium holte sie dann jedoch die Familiengeschichte ein: Für ein Seminar über Oral History, eine Methode der wissenschaftlichen Zeitzeugenbefragung, sollten sich die Studenten einen Interviewpartner aus den Reihen der Vertriebenen suchen. Die Seminare zur Oral History waren voll besetzt, einige von Bendls Kommilitonen erzählten von sudetendeutschen Verwandten, kannten aber keine Einzelheiten.

„Viele Leute in meinem Alter wissen zwar, dass sie Vertriebene in ihrer Familie haben, aber wenn man nachfragt, wo die Vorfahren herkommen, hört es meist schon auf."

Bendl entdeckte in der Zeitschrift „Der Südmährer" Adresse und Telefonnummer einer „Ortsbetreuerin" des Landschaftsrates, die in Augsburg wohnt und führte mit ihr ein zweistündiges Interview. 2009 sprach Bendl beim Sudetendeutschen Tag über die Beziehung der Tochter einer Südmährerin zur Heimat ihrer Mutter. Die „Südmährer" luden sie zu einem Vortrag ein. Als sich Bendl die Frage stellte, welches Thema sie für ihre Masterarbeit wählen soll, entschied sie sich für die „Regionale Identitätsbildung der Vertriebenen aus Südmähren in Deutschland". Sie führte dazu Interviews mit Vertriebenen aus Südmähren, die heute in der Gegend von Schwäbisch Gmünd leben, fragte, wie sie die Region sehen, aus der sie kommen, wie sie die Landschaft beschreiben, ob sie meinen, es gäbe dort eine bestimmte Mentalität. Um die Aussagen der Interviewpartner einzuordnen, bezog sie auch schriftliche Quellen ein. Im Archiv des Landschaftsrates las sie alte Ausgaben des monatlichen Mitteilungsblattes „Der Südmährer" und begegnete dort den Geschichten ihres 2006 verstorbenen Großvaters, der seine Memoiren hinterlassen hatte. „Für ihn war es wichtig, dass sein Sohn diese Erinnerungen liest und später auch seine Enkel. Er spielte nie mit dem Gedanken, sie zu veröffentlichen, er wollte sie lediglich vor dem Vergessen bewahren." Bendls Vater hatte jedoch Auszüge aus den handschriftlichen Aufzeichnungen in den Computer eingegeben und als Geschenk zum Geburtstag seines Vaters an den „Südmährer" geschickt. Dessen Redaktion fragte an, ob er noch mehr schicken könne, von da an erschien jeden Monat eine Fortsetzung.

Bendl hatte die Memoiren nur oberflächlich gelesen. Obwohl die Großeltern in ihrer Abschlussarbeit keine Rolle spielen sollten, kam sie während ihrer Recherchen in den Archiven an den im „Südmährer" veröffentlichten Erinnerungen ihres Großvaters nicht vorbei. An einer Stelle erzählt er, wie er vom Tod seiner Tochter erfährt, die mit etwa zwei

Jahren an Tuberkulose erkrankt war. Die Nachricht kommt just zu dem Zeitpunkt, als ihm nach seiner Kriegsverletzung sein Arm amputiert wird. Er gerät an einen Punkt, an dem er nicht mehr weiterleben will. „Ich saß da und weinte eine Viertelstunde, dann las ich weiter die für meine Arbeit relevanten Artikel und strich wieder an."

Multiperspektivität

Als Bendl die Interviews für ihre Masterarbeit beendet hatte, wurde sie von der Inhaberin des Lehrstuhls für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Uni Augsburg, Prof. Dr. Marita Krauss, gebeten, noch weitere Interviews zu führen. Die Historikerin war von der Sudetendeutschen Stiftung beauftragt worden, ein erstes Konzept für ein Sudetendeutsches Museum in München zu erstellen. Bei den vorbereitenden Untersuchungen wurden auch Studenten einbezogen. Ein wichtiger Teil des Ausstellungskonzepts sollten nach damaliger Planung die Aussagen von Zeitzeugen werden. Und so wurden Interviews mit Vertriebenen in Deutschland geführt, aber auch mit Menschen, die in der Tschechoslowakei in den während der Vertreibung leer geräumten Gebieten angesiedelt wurden. „Die zentrale Leitidee des Museums lautet ‚Zusammenleben'", hieß es in dem von Krauss vorgelegten Konzept.[129] Die Ausstellung soll demnach zum Nachdenken über die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen des Zusammenlebens von Menschen verschiedener Nationalitäten in Böhmen, Mähren und Schlesien anregen. Statt wie in herkömmlichen Ausstellungen die Geschichte chronologisch zu erzählen, sollte sie thematisch aufgefächert werden, entlang solcher Themen wie „Heimat", „Grenzen" oder „Loyalitäten". Und zwar nach dem Prinzip der Multiperspektivität: „Die Perspektiven von Sudetendeutschen, Tschechen oder Juden, von politisch Engagierten oder Uninteressierten, von Entscheidungsträgern und einfachen Leuten" sollten dargestellt werden. Weil es Probleme mit der Finanzie-

rung gab, war der Zeitplan nicht mehr zu halten. 2011 berief die Sudetendeutsche Stiftung einen Gründungsbeauftragten für das Museum, danach hieß es, dass das Konzept von Krauss lediglich als Grundlage diene und einige Veränderungen erfahren werde.

Für Bendl ist es „wichtig, dass man über das Thema redet, dass es im Unterricht vorkommt". In ihrer eigenen Schulzeit war es „kein Thema", obwohl die Geschichte der Bundesrepublik doch in vielerlei Hinsicht durch die Integration der Millionen Vertriebenen und den Diskurs über das Thema geprägt ist. Bendl fände es gut, wenn im geplanten Museum Zeitzeugen zu Wort kämen, allein dadurch ergäben sich unterschiedliche Perspektiven. „Man wird nicht herausfinden können, wie es wirklich gewesen ist. Jeder sieht die Gegenwart anders, wie soll es dann die eine Geschichte geben?"

Ihre Sicht auf die Großeltern, da ist sie sich sicher, hat sich durch ihre Arbeit nicht verändert. „Ich sehe sie heute nicht anders als früher. Sie kommen nur öfter vor in meinem Leben, ich denke häufiger über sie nach." Sie seien schließlich nicht der Anlass dafür gewesen. „Ich habe sie absichtlich aus der Arbeit herausgehalten, weil ich mit ihnen nicht so umgehen kann wie mit jemandem, den ich nicht so gut kenne." Die Geschichten aus ihrer Kindheit hatten sich tief eingeprägt und ihr Bild von der Geschichte bestimmt. „Manchmal stellte ich mir vor, ich müsste von heute auf morgen weg. Was würde ich mitnehmen?" Sie habe, gesteht sie sich heute ein, anfangs „die Opferperspektive eingenommen".

Durch ihre Recherchen wurde ihr Umgang mit dem Thema Vertreibung „rationaler", sie musste einsehen, „dass ich bis dahin ganz unbedarft darüber nachgedacht hatte. Im Laufe meiner Arbeit stieß ich darauf, wie umstritten das Thema ist, wie viele unterschiedliche Meinungen es dazu gibt, mit denen ich mich vorher nie auseinandergesetzt hatte". Inzwischen nimmt sie die kontroverse politische Debatte zwar intensiver als zuvor wahr, doch „ich bin froh, dass ich keine Position einnehmen muss. Weil ich verschiedene Positionen nachvollziehen kann".

Von der Alten Geschichte zieht es sie immer stärker zur Neueren und Neuesten Geschichte, die ihr am Anfang des Studiums noch „schrecklich“ erschienen war. „Ich hatte Angst davor, dass ich bei der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus, dem Krieg, der Vertreibung das Emotionale nicht vom Wissenschaftlichen trennen kann. Deshalb hatte ich mich absichtlich nicht damit befasst. Inzwischen habe ich diese Scheu verloren. Es ist immer noch schrecklich, was ich erfahre, doch da ich mehr darüber gelesen habe und es in Kategorien einordnen kann, ist es einfacher, damit umzugehen.“

2011 bekam sie für ihre Masterarbeit über die regionale Identität der Südmährer einen der beiden Preise „Flucht, Vertreibung, Eingliederung“, die die hessische Landesregierung in jenem Jahr zum ersten Mal vergab. Bendl beschreibt in ihrer Arbeit, dass „nie außer Acht gelassen werden darf, dass sich viele Menschen zwar einem spezifischen regionalen Kollektiv zugehörig fühlen, diese Zugehörigkeit jedoch völlig unterschiedlich interpretieren, es also keine einheitlichen und für alle Gruppenmitglieder gültigen Identitäts- und Heimatdefinitionen gibt“. Ihre elf Interviewpartner „beschrieben völlig unterschiedliche Regionen: die aus dem Norden erzählten von Wäldern, vom rauen Klima, während die aus dem Süden vom Weinbau und der Sonne redeten. Alle sehen sich als Südmährer, definieren es aber völlig unterschiedlich“.

Ihre Großeltern hätten ihre neue Heimat Schwaben stets „indirekt“ mit Südmähren verglichen. „Sie sprachen nie aus, dass es dort schöner wäre, aber es schwang stets mit.“ Immer wieder hieß es in den Erzählungen „Dohoam war das so und so …“ Die Oma kochte Gerichte von „dohoam“: Zwetschgenknödel, Nockerln, Semmelkren. Bendls Mutter übernahm vieles in ihre Küche. Bendls Vater jedoch meint mit „daheim“ nicht nur Hermannsdorf, sondern auch Bargau. „Ich glaube nicht, dass er einen Bezug zu dem Ort oder dem Haus hat.“ Sein Elternhaus ist von seinen heutigen Bewohnern inzwischen renoviert, der Garten hergerichtet worden, bei einer Reise nach Tschechien zeigte er auch seinen Schwiegereltern, woher er stammt. Er interessiert sich für Geschichte

dieses Landstrichs, liest den „Südmährer“, doch die schwäbische Heimatgeschichte fasziniert ihn genauso wie die südmährische, er spricht deshalb von zwei „Heimaten“: Bargau und Hermannsdorf.
Seine Tochter Eva hingegen sagt: „Ich bin Schwäbin, schon allein von meinem Dialekt her. Ich würde mich nicht als Südmährerin beschreiben, schon gar nicht als Sudetendeutsche. Ich rede über ‚die‘ Sudetendeutschen und ‚die‘ Südmährer. Aber ich sage ‚wir‘ Schwaben.“

Der Archäologe

Frédéric Chopin komponierte hier im September 1835 seinen Tetschner Walzer und widmete ihn der Komtesse Josefine von Thun. Ihrer Familie gehörte der hoch über der Elbe auf einem Felsen thronenden Prunkbau, bis sie ihn 1932 aus wirtschaftlichen Gründen an den tschechischen Staat verkaufen musste. Nach dem durch das Münchner Abkommen besiegelten Anschluss der Sudetengebiete an Nazideutschland rückte die Wehrmacht ein, nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm wieder tschechisches Militär das Regiment, später die Rote Armee, die bis 1991 blieb. Diese lange und wechselvolle militärische Nutzung ließ von der einstigen Pracht kaum etwas übrig, sie existiert nur noch auf alten Fotos.
Der mächtige Komplex, den ein 50 Meter hoher Turm überragt, wird inzwischen aufwendig restauriert, ein Museum ist in einen Flügel eingezogen, in einen andern ein Café und nebenan befindet sich das Gedächtnis der Stadt, das Archiv. Dort hat Petr Joza durch das Fenster neben seinem Schreibtisch einen grandiosen Blick hinunter auf die Elbe, hinüber zum Stadtteil Podmokly/Bodenbach. Auf dem Fenstersims liegt zwischen Papierstapeln das Stück einer Marmorplatte. Joza wiegt es in den Händen, ein paar deutsche Buchstaben in Fraktur sind zu erkennen. „Was mag das gewesen sein?“, fragt er sich, bevor er auf seinem Stuhl vor einem Schrank Platz nimmt, hinter dessen Glas ein paar alte Flaschen und rostige Blechschilder aufgereiht sind.

Zeit voller Tabus

„Seit meiner Kindheit“, sagt Joza, „interessiere ich mich für die Geschichte dieser Stadt.“ Děčín, früher Tetschen-Bodenbach, ist nicht nur als Militärstützpunkt bedeutsam gewesen, sondern auch als Verkehrsknotenpunkt, vor allem, seit die Stadt im 19. Jahrhundert an das

Petr Joza

Jahrgang 1969 • Archivar im Staatlichen Kreisarchiv Děčín/Tetschen-Bodenbach
Vater: geboren 1933 in Děčín/Tetschen-Bodenbach, Konstrukteur
Mutter: geboren 1942 in Oer-Erkenschwick, Büroangestellte, später Mitarbeiterin im Kulturhaus Děčín

Petr Joza interessiert sich seit seiner Kindheit für die Geschichte seiner Heimatstadt Děčín, die bis 1945 mehrheitlich von Deutschen bewohnt war. Als Jugendlicher grub er aus Müllhalden Zeugnisse der Geschichte aus. Heute arbeitet er im Staatlichen Kreisarchiv und veröffentlicht Bücher, die sich auch mit der in Tschechien lange verschwiegenen Nachkriegsgeschichte beschäftigen. Joza gehört einer Initiative an, die sich um die Sanierung des Děčíner Schlosses bemüht und dabei auch mit dem sudetendeutschen Heimatverband Kreis Tetschen-Bodenbach zusammenarbeitet.

Eisenbahnnetz angeschlossen worden war. Noch heute befindet sich dort der wichtigste Eisenbahn-Grenzübergang zwischen Deutschland und Tschechien. Tetschen und Bodenbach sind erst 1942 zu einer Stadt vereint worden. Deshalb hat die Stadt außer zwei Bahnhöfen auch zwei Rathäuser und zwei Marktplätze. Brücken über die Elbe verbinden Děčín und Podmokly.

Ein Lehrer weckte während Jozas Schulzeit die Leidenschaft für die Geschichte, er reproduzierte alte Fotos, gab sie seinen Schülern und ließ sie dieselben Orte in der Gegenwart fotografieren. „Von da an", erinnert sich Joza, „wurde es immer stärker." Anfang der 80er Jahre – als er von der Grundschule auf das Gymnasium wechselte – begannen in Tetschen archäologische Forschungen, für die Helfer gesucht wurden. Joza meldete sich und arbeitete unter anderem an Grabungen am Fuße des Schlosses mit. Bei Umbauarbeiten am Schwimmbad, das sich bis zum Elbe-Hochwasser 2002 auf der Frauenwiese befand, wurde ein alter Friedhof entdeckt, ein Überbleibsel der mittelalterlichen Stadt Tetschen, die südlich des Schlosses lag, während sich das heutige Děčín nördlich davon ausbreitet.

Joza und andere Jugendliche wurden begehrte Helfer, sie waren dabei, als Reste von Wohnhäusern, alte Brunnen, Teile der gotischen Marienkirche und ein Stück Stadtmauer freigelegt wurden oder als im Wald bei Vlčí Hora/Wolfsberg eine mittelalterliche Glashütte entdeckt wurde. Trotz solcher groß angelegter Forschungen blieb vieles aus der Geschichte im Dunklen. „Die kommunistische Zeit war voller Tabus." Eines davon war das Schloss, Stützpunkt der Roten Armee, ein Sperrgebiet mitten in der Stadt, zu dem außer dem Militär und ein paar Zivilbeschäftigten niemand Zutritt hatte. Ein anderes Tabu: „Man sagte oft, dies oder jenes stammt noch von den Deutschen, das galt als etwas Altes, Verbrauchtes."

Dabei hatten die deutschen Einwohner einst die Mehrheit in der Stadt ausgemacht, in Tetschen und Bodenbach jeweils rund 80 Prozent. 1945, als der Krieg aus war, gründete sich ein „antifaschistischer Ausschuss" mit dem Deutschen Albert Allert als neuem Bürgermeister an der Spitze.

Wegen seiner Nationalität blieb er jedoch nicht lange im Amt, er musste seinen Stuhl für den Tschechen František Eret räumen. Anfang Juni 1945 wurden die ersten Deutschen in das nahe Sachsen vertrieben. Im Juni und Juli jenes Jahres sollen aus dem Bezirk Tetschen-Bodenbach rund 26.000 Menschen[130] ausgesiedelt worden sein, die letzten großen Transporte gingen Mitte August 1946 ab.

Joza hat selbst deutsche Vorfahren, der Großvater mütterlicherseits kommt aus einer gemischten Familie in Mšeno bei Mělník/Melnik, an der einstigen „Sprachgrenze" zwischen den damals mehrheitlichen von Deutschen bewohnten Grenzgebieten und dem hauptsächlich von Tschechen besiedelten Binnenland. Mit 17 oder 18 Jahren suchte er sich Arbeit in Deutschland, verdingte sich in Ziegeleien und im Bergbau. Im Ruhrgebiet ließ er sich nieder, heiratete eine deutsche Frau, Jozas Mutter kam dort zur Welt. Als sein Großvater nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr, dass die Tschechoslowakei im Ausland lebende Tschechen zurückruft, um die Gegenden zu besiedeln, aus denen die Deutschen vertrieben worden waren, kehrte er mit seiner Frau und inzwischen zwei Kindern zurück. Im Sommer 1945 kam die Familie nach Litvínov/Oberleutensdorf, wo Kohle im Tagebau gefördert wurde. Ihnen wurde eine Wohnung in einer Arbeiterkolonie am Ortsrand zugewiesen, aus der zuvor Deutsche vertrieben worden waren. Jozas Mutter erzählte später, das Essen der Vorbesitzer habe noch auf dem Tisch gestanden, als sie mit ihren Eltern dort einzog.

Die Familie wurde wie viele Neusiedler in den durch die Vertreibung regelrecht entleerten Grenzgebieten nicht heimisch. Ein Umzug folgt auf den nächsten – weil ein neuer Job lockte, weil ein Kohletagebau ein Dorf schluckte, weil Orte wegen ihrer Nähe zur Grenze abgerissen wurden. Jozas Mutter ertrug dieses unstete Leben nicht, sie wollte endlich ankommen. Mit 18 verließ sie die Familie und heiratete einen tschechischen Mann aus Bodenbach. Sie hatte mit ihrer Mutter ausschließlich Deutsch gesprochen und brachte auch ihrem Sohn diese Sprache bei, in der Schule besuchte Joza den Deutsch-Unterricht, den es auch zu sozialistischer Zeit gab.

Neuzeitliche Grabungen

Die deutsche Vergangenheit der Stadt war in Jozas Kindheit hier und da noch sichtbar, Aufschriften an Häuserfassaden etwa zeugten davon. Doch das Wissen über die Hintergründe schien zu verblassen wie die Farbe der Buchstaben an den Wänden. „Man erzählte uns in der Schule, es habe hier irgendwelche Deutschen gegeben, die nun nicht mehr da sind – wo waren sie geblieben?“ Joza begab sich Ende der 80er Jahre in der Umgebung der Stadt auf die Suche und betrieb bei Streifzügen durch die Dörfer seine ganz eigene Form von Archäologie: Er stieg in einem der Orte, in denen bis zur Vertreibung das berühmte böhmische Glas hergestellt worden war, aus dem Bus und nahm einen beliebigen Weg durch die Felder. In von Brennnesseln überwucherten Hügeln am Waldrand musste er nur etwas graben und schon wenige Zentimeter unter der aufgeschütteten Erde kamen Reste der Glasbearbeitung zum Vorschein. In fast jedem Haus hatte vor Kriegsende ein Glasmaler oder -schleifer gearbeitet. Die neuen Besitzer machten sich nach der Vertreibung nicht die Mühe, den nicht benötigten Hausrat und die scheinbar wertlosen Utensilien aus den Werkstätten auf eine Müllhalde zu schaffen. Joza buddelte aus den wilden Abfallbergen auch Bierflaschen mit Aufschriften und Abzeichen aus.

Solche Grabungen, die statt Überresten aus dem Mittelalter Zeugnisse der jüngsten Geschichte zutage förderten, wurden Jozas Passion. Begegneten ihm bei seinen Expeditionen Spaziergänger, plauderte manch einer aus: Davon habe ich auch noch etwas zu Hause, komm doch mal vorbei, du kannst es dir abholen! Andere brachten dem Hobbyforscher Gegenstände, die bis dahin in Garagen oder auf dem Dachboden herumgelegen hatten. Jozas Freude über die Funde war ambivalent, wurde damit doch auch „der kulturelle Verfall greifbar“.

1988 entdeckt er bei einer seiner Wanderungen durch die Umgebung von Děčín die Reste des Gasthauses Immenheim in Chrochvice/Krochwitz, heute ein Teil von Podmokly. An den Hängen des Hopfenber-

ges stand einst ein Gasthaus, das Gäste außer mit einer wunderschönen Aussicht auch mit einem botanischen und einem zoologischen Garten lockte. In den 20er und 30er Jahren erlebte der idyllische Ausflugsort seine Blütezeit, in dem kleinen Zoo soll es einen Löwen und Pfauen gegeben haben, las Joza in einem alten Touristenführer. Er fand lediglich eine Ruine mit dem Namenszug *Fritsche*, eine überwucherte Fläche, die der botanische Garten gewesen sein musste, und Gebeine, die um die Familiengruft verstreut lagen.
Auch als Joza Bankangestellter geworden war, betrieb er seine privaten Forschungen weiter. Im Děčíner Archiv stieß er auf die Konzession für das Gasthaus Immenheim und die Baupläne. „Die Geschichte des Ortes wurde plötzlich greifbar." Er schrieb Anfang 1989 darüber einen Artikel für die Zeitschrift „Naše Město" („Unsere Stadt"). Ein Text über ein ehemaliges deutsches Gasthaus im Amtsblatt der Stadtverwaltung hätte normalerweise für Aufruhr gesorgt, doch „in der Endphase des Sozialismus waren die Leute faul, ihnen war alles egal, selbst die Zensur funktionierte nicht mehr". Später kamen weitere Veröffentlichungen dazu.
Seine Artikel unterzeichnete er außer mit seinem Namen auch mit seinem Arbeitsort: Staatsbank. Eines Tages bekannte eine Frau vor seinem Schalter mit leichtem Akzent, sie sei „eine Gebürtige" und lese die Aufsätze, die ihr sehr gefielen. „Ich war so froh, dass ich endlich eine lebendige Sudetendeutsche sah."

Persönlicher Wendepunkt

Jozas Mutter hatte außer in der DDR auch in der Bundesrepublik Verwandte, die sie jedoch nicht besuchen durfte, weil ihr die tschechoslowakischen Behörden die Genehmigung verweigerten. Im Sommer 1989 klappte es endlich. Außer ihr bekam auch ihr Sohn die Reiseerlaubnis. Joza nennt es heute seinen persönlichen Wendepunkt: „Ich wollte endlich die Sudetendeutschen sehen, die hier gelebt hatten. Es

hieß, sie würden in Westdeutschland sitzen und warten, dass sie zurückkommen können, ich hielt das damals schon für Schwachsinn, aber ich dachte, man kann mit ihnen reden."

Die Reise ins kapitalistische Ausland führte außer nach Hessen auch ins baden-württembergische Nördlingen, Sitz des Heimatverbandes Kreis Tetschen-Bodenbach. Dessen damaliger Chef Alfred Herr, ein gebürtiger Tetschener, lebte in München. Mit ihm telefonierte Joza. „Wir stellten schnell fest, dass wir auf derselben Ebene sind, er interessierte sich für die gleichen Sachen wie ich: Stadtgeschichte, Heimat- und Familienforschung."

Sudetendeutsche Heimatverbände entstanden in Westdeutschland vielfach auf Initiative von Menschen, die vor 1945 in ihrer alten Heimat ein Amt oder eine politische Funktion bekleideten. Der erste Chef des 1955 in Stuttgart ins Leben gerufenen „Heimatverbandes Kreis Tetschen-Bodenbach" war Julius Stumpf, bis 1942 Bürgermeister von Bodenbach, dann wurde er nach Pardubice/Pardubitz versetzt. Stumpf war Mitglied in Konrad Henleins Sudetendeutscher Partei (SdP) und trat später der NSDAP bei. In den sudetendeutschen Organisationen der Nachkriegszeit gab es viele Mitglieder wie ihn, die im Nazi-Regime Karriere gemacht hatten.

Alfred Herr war 1981 Vorsitzender des Verbandes geworden und hatte, laut Joza, „eine kleine Revolution" vom Zaun gebrochen, weil er sich anders als seine Vorgänger für Kontakte in die damalige Tschechoslowakei einsetzte. „Es gab Leute, die waren der Meinung: Nie mit den Tschechen! Herr sah es anders, er besuchte das Land, wollte möglichst viel erfahren." Joza findet das umso bemerkenswerter, da Herr deutlich mehr als andere Landsleute verloren hatte. Sein Onkel Josef Hossner, ein Großindustrieller aus Gablonz, besaß Grundbesitz von über tausend Hektar in Planá u Mariánských Lázní/Plan bei Marienbad. Hossner war Mitglied der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei, die sich 1938 der SdP anschloss und später in die NSDAP eingegliedert wurde. Er und seine Frau lehnten nach Jozas Recherchen die NSDAP-Mitglied-

schaft jedoch ab, gaben demnach die Mitgliedsbücher persönlich zurück. Ehefrau Anna war wegen politischer Aussagen, mit denen sie sich unbeliebt gemacht hatte, zeitweise in Berlin inhaftiert. Die Gestapo tauchte öfter bei der Familie auf, Hossner hielt dem Druck offenbar nicht stand und nahm sich kurz vor Kriegsende das Leben.

Alfred Herr und sein Bruder wären Erben von Hossners Besitz gewesen, sie hatten jedoch nichts davon, weil sie mit ihrer Familie das Land verlassen mussten. Den materiellen Verlust habe Herr bald überwunden, erfuhr Joza, „er sagte jedoch: Heimweh ist eine andere Sache". Von ihm hörte Joza zum ersten Mal Details über die Vertreibung der Deutschen. „Wenn man sich da hineinversetzen kann, dann kann man es auch verstehen. Ich war nie ein Vertreter von politischen oder nationalen Positionen. Ich sehe es heute so: Es gibt Leute, die waren Schweine und blieben es. Und es gab Leute, die waren gut und wurden zermahlen, von den Nazis wie später von den Kommunisten."

Jozas Großvater war Kommunist aus Überzeugung, ein Idealist. „Er war der Meinung, allen Leuten sollte es gut gehen, alle sollten genug zu essen haben. Politisch engagierte er sich jedoch nicht, er war nicht auf einen Posten in der Partei aus, zog mit seiner Geige von Versammlung zu Versammlung. Das Regime fand er in Ordnung, schließlich hatten alle Leute eine Wohnung und genug zu essen."

Seine Tochter, Jozas Mutter, hingegen stand dem System kritisch gegenüber. Sie war im Děčíner Kulturhaus für das Programm zuständig, pflegte Kontakt zu verbotenen Bands und einem vom Regime verfolgten Dichter, der sich Lesungen nicht verbieten ließ. Sie reiste zu Filmvorführungen, bei denen verbotene Streifen gezeigt wurden, irgendwo im slowakischen Hinterland, Joza war als Kind ein paar Mal dabei. Als in den 80er Jahren im benachbarten Polen die verbotene Gewerkschaft Solidarność ihren Protest immer lauter kundtat und immer öfter zu Streiks aufrief, fuhr die Mutter mit dem Sohn dorthin und schmuggelte auf dem Rückweg Flugblätter in die Tschechoslowakei, wo sie abgeschrieben und verbreitet wurden. Jozas Vater beobach-

tete das Treiben seiner Frau argwöhnisch und schimpfte: „Wenn das jemand sieht …“
Joza hatte noch in der sozialistischen Tschechoslowakei sein Abitur gemacht, war wie alle seiner Mitschüler Mitglied im Jugendverband geworden. Nach den ersten Demonstrationen gegen die kommunistischen Betonköpfe Anfang 1989 in Prag distanziert sich der sozialistische Jugendverband von dem Aufstand. „Ich fragte mich, was sind das für Idioten? Und ich zahle denen noch Geld!? Postwendend gab ich im Kreissekretariat meinen Ausweis zurück, dort waren sie total verwundert: Das geht aber so nicht, Sie sind doch aus Überzeugung Mitglied!? Ich antwortete: Ich habe keine Zeit mehr für solch ein Theater.“

Von der Bank ins Archiv

Ein Jahr später fuhr Joza zum Sudetendeutschen Tag in München. Dafür benötigte er damals, kurz nach dem Umbruch, noch ein Visum. In München war er Gast von Alfred Herr. „Seitdem ist meine Beschäftigung mit dem Thema immer tiefer geworden. Es gab keinen Urlaub mehr, ich fuhr ständig nach München, die ganzen 90er Jahre über.“ Herrs Töchter lebten in Frankreich, sie interessierten sich nicht für die Geschichte ihrer Vorfahren in Böhmen, so fehlte ihrem Vater jemand, dem er sein Wissen weitergeben konnte. Joza wurde sein Ziehsohn. „Alfred Herr war mein Mentor, er hat aus mir das gemacht, was ich heute bin.“ Ohne ihn säße Joza wohl nicht im Archiv. Als dort 1997 eine Stelle frei wurde, kehrte er der Bank den Rücken. Im Archiv war er inzwischen Stammgast, während seiner Recherchen hatte er immer wieder dort gestöbert. „Ich kannte mich hier besser aus als die damaligen Mitarbeiter, ich bin ein heimisch gewordener Benutzer.“
Im Děčíner Schloss lagern zweieinhalb Kilometer Akten. Das heutige Kreisarchiv ist für alle Städte und Gemeinden der ehemaligen Kreise

Tetschen, Rumburg, Warnsdorf und Schluckenau zuständig. Anders als in Deutschland bewahren die staatlichen tschechischen Archive neben den Akten von Behörden, Schulen oder Vereinen auch die der Kirchen auf. Aus der Zeit vor 1945 sind an kommunalen Archivalien im Durchschnitt etwa 40 Prozent erhalten, schätzt Joza. Das ist wenig, aber im Vergleich zu anderen tschechischen Städten und Dörfern sehr viel. Staatliche Archive entstanden erst 1954, bis dahin ging eine Menge verloren, unter anderem, weil wertvolle Urkunden schlicht als Altpapier angesehen wurden. Das Gemeindearchiv von Rychnov/Reichen, heute ein Stadtteil von Verneřice/Wernstadt, verschwand wie fast der ganze Ort, die Kirche wurde gesprengt, nur ein paar Häuser blieben übrig. Vom Stadtarchiv Velký Šenov/Groß Schönau existieren nur noch die Chronik, die Stadterhebungsurkunde und einige unwesentliche Dokumente. Vor der Wende waren die Mitarbeiter der Archive verpflichtet, Meldungen über die Besucher und ihre Anliegen zu schreiben. In den Grundbüchern, die von den Bezirksgerichten aufbewahrt wurden, standen oft noch die nach 1945 willkürlich enteigneten Deutschen, es war strikt verboten, deutschen Besuchern Grundbuchauszüge auszuhändigen, inzwischen dürfen sie solche Unterlagen beantragen. Und auch die Archivbestände stehen heute jedermann offen, immer mehr Akten werden über das Internet zugänglich gemacht.

Außer Deutschen, die etwas über ihre Vorfahren wissen wollen, kommen inzwischen öfter Tschechen in das Děčíner Archiv. So mancher hat sich ein Haus in der Gegend gekauft und will wissen, wer die vorherigen Besitzer waren, welche Geschichte der Ort hat, in dem er nun lebt. Wie groß der Hunger nach Informationen ist, zeigte sich, als Joza nach einer deutschsprachigen Ausgabe auch ein tschechisches Buch über den Quaderberg, den Hausberg der Stadt, veröffentlichte. Es ging weg wie warme Semmeln. „Es geht nicht nur um die schöne alte Zeit“, sagt Joza, „die Leute sind auch bereit, sich mit den dunklen Kapiteln auseinanderzusetzen, die junge Generation ist für alles offen.“

Dunkles Kapitel

Auch Joza widmete sich einem dieser dunklen Kapitel. Unweit von Děčín liegt das ehemalige Konzentrationslager Rabstein. In einer Broschüre aus sozialistischer Zeit hatte Joza Erlebnisberichte ehemaliger Häftlinge gelesen, dort stand auch, dass das Lager nach dem Krieg zur Bestrafung von Verbrechern gedient hätte, dann sei es aufgelöst und eine Gedenkstätte geworden. Auch in den Berichten von Vertriebenen, die Joza nach der Wende zu lesen bekam, tauchte der Name Rabstein auf, vom „Höllenlager" war da die Rede, in dem Deutsche eingesperrt, misshandelt und umgebracht worden seien. „Da fing ich an zu graben." 2002 veröffentlichte Joza ein Buch über seine Funde.

Rabstein/Rabštejn ist ein verstecktes Flusstal, das zwischen Janská/Jonsbach und Česká Kamenice/Böhmisch Kamnitz liegt. Dort arbeiteten Baumwollspinnereien, die während der Weltwirtschaftskrise pleitegingen. In die leer stehenden Räume zog nach der deutschen Besetzung der Sudetengebiete das Bremer Rüstungsunternehmen Weser-Flugzeugbau GmbH ein und stellte unter anderem Teile für Kampfflugzeuge her. Mit zunehmender Produktion stieg der Bedarf an Arbeitern. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene, aber auch Freiwillige – Holländer, Slowaken, Tschechen – arbeiteten dort. Noch kurz vor Kriegsende wurde eine unterirdische Fabrik in die Felsen getrieben. Ab 1944 schufteten in Rabstein auch Häftlinge aus dem KZ im bayerischen Flossenbürg. Zeitweise waren im Lager Rabstein über 600 Menschen unter „fürchterlichen Bedingungen" (Joza) zusammengepfercht, eine Typhus-Epidemie kostete zig Opfer. Ein Luftangriff der Roten Armee am 8. Mai 1945 setzte dem ein Ende, die Lagerleitung hatte sich bereits vorher abgesetzt. Tschechische Partisanen übernahmen in Böhmisch Kamnitz die Macht, unter ihnen nach Jozas Nachforschungen „Verbrecher, die vor dem Krieg mehrfach eingesperrt worden waren, oder Leute, die für die Gestapo gearbeitet und ihre Heimat verlassen hatten, in der man sie kannte". Aus dem KZ Rabstein wurde ein Internierungslager für Deut-

sche, vor allem NSDAP-Mitglieder. „Nicht die hohen, die waren längst geflohen, sondern die kleinen, die Lebensmittelmarken verteilt hatten oder Lehrer gewesen waren.“ Erschießungen „aus Lust und Laune“ seien an der Tagesordnung gewesen. Außer dem Namen *Koncentrační tábor* – die tschechische Bezeichnung für Konzentrationslager – blieben auch einige deutsche Kapos. Einer von ihnen, Helmut Kuhn aus Bremen, floh Ende 1945 in seine Heimatstadt, wo ihn ein ehemaliger deutscher Einwohner aus Tetschen erkannte, 1950 wurde Kuhn dort der Prozess gemacht. Joza beschaffte sich die Gerichtsakten.

Nachdem die Deutschen, die das Lager überlebt hatten, ausgesiedelt worden waren, wurde Rabstein ein Kreisgefängnis für Landstreicher, Prostituierte und Kriminelle. Heute wird Rabstein als Touristenattraktion vermarktet, weil man dort „die Atmosphäre der Kriegszeit“, wie es auf einer Internetseite heißt, erleben könne. In einem Luftschutzstollen ist ein Museum eingerichtet worden, doch dort wird nur die Geschichte bis 1945 erzählt. Als Jozas Buch erschienen war, wurde eine Gedenktafel angebracht, die auch an die späteren Opfer erinnern sollte, Unbekannte zerschlugen sie. Wenig später wurde eine neue angebracht, deren Text lediglich auf die Zeit bis zum Kriegsende verweist. Joza lässt die Sache auf sich beruhen, zu oft war er als „Nestbeschmutzer“ beschimpft worden.

Auf die Frage, wie die Menschen in der Děčíner Gegend, die durch die deutsche Besetzung, die Vertreibung der Deutschen und die Zeit des Sozialismus gezeichnet ist, mit ihrer gebrochenen Geschichte umgehen sollen, hat Joza eine einfache Antwort: „Man muss Geschichten erzählen, statt pauschal über ‚die Sudetendeutschen‘ oder ‚die Tschechen‘ zu sprechen. Erzählt man stattdessen über Einzelpersonen und deren Schicksale, stellt man fest, dass es stets gute und schlechte Menschen gab.“

Ein Mann aus der Kreisstadt Ústí nad Labem erzählte ihm, er sei als 20-jähriger Soldat bei Kriegsende damit beauftragt gewesen, die Deutschen mit vorgehaltener Waffe aus ihren Häusern zu treiben. Als er

Wache schob, beobachtete er Misshandlungen. „Er beschrieb, wie die Leute bis zur Unkenntlichkeit misshandelt wurden.“ Er erzählte Joza aber auch von einer Zugfahrt während des Krieges, als deutsche Militärs auftauchten, die tschechischen Fahrgäste aus den Abteilen jagten und die Sitzplätze für sich beanspruchten. Im Sommer 1945 hatte er sich freiwillig zur neu aufgestellten tschechoslowakischen Armee gemeldet, weil er die Deutschen hasste. Er beteuerte gegenüber Joza, er habe während der Vertreibung niemanden misshandelt. „Die damalige Zeit formte die Menschen, so wie mich die Zeit meiner Kindheit formte, dies war wiederum eine ganz andere Zeit als die, in der die Leute aufwuchsen, die zehn oder zwanzig Jahre jünger sind als ich.“

Deutsche kommen zurück

Als sich Anfang der 90er Jahre die Grenzen öffneten, trat ein, wovor viele Tschechen gewarnt hatten: Die Deutschen kamen zurück. Freilich nur zu Besuch. Ortstreffen, zu denen sich die Vertriebenen bis dahin im Westen Deutschlands versammelt hatten, konnten nun auch im nahen Sachsen oder unmittelbar in den Heimatorten stattfinden. „Die ersten“, erinnert sich Joza, „waren die Windisch-Kamnitzer.“ Erich Watzlawik, der damalige Ortbetreuer für Windisch-Kamnitz/Srbská Kamenice im Heimatverband Kreis Tetschen-Bodenbach, betrieb ein eigenes Busreiseunternehmen, er chauffierte seine Landsleute in die alte Heimat. „Und so sind ganz konkrete Deutsche an ganz konkrete Tschechen herangetreten. Man stellte fest, dass sind keine Nazis in Uniform, die ein Hitlerbild in der Tasche haben, sondern ganz normale Rentner, die einfach nur froh waren, dass sie hier sein durften.“

Inzwischen pflegt der Heimatverband Kreis Tetschen-Bodenbach rege Kontakte nach Děčín. Auch wenn nicht alle Mitglieder damit einver-

standen sind, wie der heutige Vorsitzende Herwig Heisler gesteht. Er selbst hat die Vertreibung als Kind erlebt, im Vorstand des Heimatkreises, ist er – Jahrgang 1940 – inzwischen der Älteste, die anderen Vorstandsmitglieder sind in Deutschland geboren worden. Der Generationswechsel ist in vollem Gange. Doch Nachwuchs kommt nur spärlich, deshalb sinken wie bei allen Vertriebenenorganisationen die Mitgliederzahlen. Kamen zu den Treffen der Vertriebenen aus dem ehemaligen Kreis Tetschen-Bodenbach in den 50er Jahren noch zwei- bis dreitausend Besucher, sind es heute gerade mal um die hundert. Der Heimatverband zählt etwa 250 Mitglieder, die Heimatzeitung „Trei da Hejmt!" beziehen um die 2.000 Abonnenten.[131] Zugleich wandeln sich die Themen: In den ersten Jahrzehnten sei der Heimatverband noch eine „Schicksalsgemeinschaft" gewesen, sagt Heisler, heute gehe es darum „die kulturellen Werte vor Ort zu erhalten". Er plädiert für die Begegnung mit den Menschen in Tschechien und für die Versöhnung, vor allem seit er „eine große Offenheit auf tschechischer Seite" spürt.

2003 stellte der Heimatverband gemeinsam mit der *Iniciativa pro děčínský zámek* (Initiative für das Tetschener Schloss), die sich für die Sanierung einsetzt und in der auch Joza Mitglied ist, beim Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds einen Antrag auf einen Zuschuss für die Restaurierung der Brunnenstatuen im Schlosshof. Inzwischen werden die restaurierten Figuren des Prager Bildhauers Wenzel Prachner im Schloss präsentiert. Die Brunnen zieren künftig Kopien, die Originale sind zu stark angegriffen, um sie erneut der Witterung auszusetzen. Die Restaurierung ist ein Akt mit Symbolwert, der eine Ahnung davon vermittelt, was das große Wort Versöhnung bedeuten könnte. 2009 zeichnete der Heimatverband Joza für seine Forschungen mit der Emil-Neder-Plakette aus. Zwei Jahre später gaben die Sudetendeutschen gemeinsam mit ihren tschechischen Partnern von der Schloss-Initiative ein zweisprachiges Buch über den vertriebenen Tetschener Maler Josef

Stegl heraus. Solche Projekte dürften im Sinne des früheren Heimatverbandsvorsitzenden Alfred Herr sein. Nachdem er 2004 gestorben war, ging – wie er es zu Lebzeiten verfügt hatte – sein umfangreicher Nachlass an das Archiv seiner Heimatstadt in Nordböhmen.

Vater- und Muttersprache

Sandra spricht mit ihrer Mutter tschechisch, ihr Vater hingegen sagt oft: „Red‘ mit mir deitsch!“ „Deitsch“, das ist eine Mundart seiner Heimat am Fuße des Erzgebirges in Nordböhmen. Für Sandra ist es „die Vatersprache“. Als sich der Vater im Gymnasium für eine Fremdsprache entscheiden musste, wählte er Deutsch. Eine Sprache, die ihm zwar nicht fremd war, die er allerdings bis dahin nur in der abgewandelten Form seines Dialekts kannte. Nach dem Gymnasium ging er auf die höhere Berufsfachschule, wurde Fernsehmechaniker.

„Meine Eltern waren Deutsche, ich fühle mich ebenfalls so“, sagt Otto Kreissl über sich.[132] Seine Eltern kommen aus Fáberovy Chalupy/Faberhütten, einem Ortsteil von Vernéřov/Wernsdorf. Als sie 1910 geboren wurden, lag Böhmen in Österreich-Ungarn, 1918 wurden sie Bürger der ersten Tschechoslowakischen Republik. Es folgte die Besetzung durch Nazideutschland, der Zweite Weltkrieg. Danach mussten die Kreissls nicht wie die meisten anderen Deutschen das Land verlassen, denn Ottos Vater war ein dringend benötigter Bergbauspezialist. Einige Tanten und Cousinen hingegen konnten sich der Vertreibung nicht entziehen und mussten gehen.

Der Teil der Familie, der bleiben durfte, entging freilich nicht den Repressalien: Das Haus wurde konfisziert, sie mussten ihr Eigentum dann wieder zurückkaufen. Nur wenige Deutsche lebten nach der Vertreibung noch in Fáberovy Chalupy. Der Großvater sprach etwas tschechisch, die Großmutter hingegen nur deutsch, sodass sie sich kaum mit den Leuten im Ort verständigen konnte. Die tschechischen Bewohner, erfuhr Sandra, schikanierten die Großmutter, im Laden wurde sie in jenen Jahren nach dem Krieg oft erst nach den anderen Kunden bedient. Sandras Vater weiß über die Nachkriegszeit, die Vertreibung seiner Verwandten nur wenig, schließlich wurde er erst zwei Jahre nach Kriegsende geboren.

Sandra Kreisslová

Jahrgang 1981, Ethnologin
Vater: geboren 1947 in Fáberovy Chalupy/Faberhütten, Fernsehmechaniker
Mutter: geboren 1954 in Kadaň/Kaaden, Hausfrau

Sandra Kreisslová sagt, sie spricht zwei Muttersprachen: Tschechisch und Deutsch. Die deutsche Familie ihres Vaters konnte nach 1945 in der Tschechoslowakei bleiben, weil Sandras Großvater ein dringend benötigter Facharbeiter war. Von ihrem Vater lernte Sandra eine lokale deutsche Mundart, die sie auch „Vatersprache“ nennt. In der Schule lernte sie dann Hochdeutsch, für sie heute keine Fremdsprache, sondern ein ganz selbstverständlicher Teil ihres Lebens. Während ihres Studiums erforschte sie die ethnische und sprachliche Identität der böhmischen Deutschen. Sie kuratierte ein Projekt, in dem Vertreter ihrer Generation mit einer ähnlichen Familiengeschichte darüber berichten, wie sie Deutsch lernten, wie sie mit der Zweisprachigkeit umgehen und ob sie sich als Deutsche, als Tschechen oder eine Mischung von beidem verstehen.

Sein Bruder ging 1969 – wie in jener Zeit viele seiner deutschsprachigen Landsleute – in die Bundesrepublik. Seine Kinder, so hatte er entschieden, sollten deutsch sprechen und in dieser Kultur aufwachsen. In Bayern fand er ein neues Zuhause. Sandras Vater hatte ebenfalls darüber nachgedacht, nach Deutschland zu gehen, er blieb dann aber doch in seiner Heimat. Nicht nur, weil er in dieser Zeit seinen Militärdienst leistete, er wollte auch seine Eltern nicht allein zurücklassen, sie wären zu alt gewesen, um noch einmal neu anzufangen. Otto Kreissl redete oft über Deutschland, deutsches Fernsehen zu schauen, war in Sandras Familie gang und gäbe. „Die Musik aus dem Musikantenstadl ist mir sehr vertraut."

Zweite Vertreibung

Sandra wuchs wie ihr Vater in Fáberovy Chalupy auf. Sie war gerade eingeschult worden, da hieß es, ihr Heimatdorf soll dem Erdboden gleich gemacht werden. Die Einwohner hatten sich lange darüber beklagt, dass Flugasche von einer nahe gelegenen Deponie für Kraftwerksabfälle ihnen das Leben schwer machte. Sie ahnten nicht, dass die vom Staat geplante Lösung des Problems ihrem Dorf ein Ende bereiten würde. Eine neue Aschedeponie, so lautete der Plan, sollte just dort gebaut werden, wo bis dahin die Ortschaft stand. Außer Vernéřov sollten auch Mikulovice/Nickelsdorf und Pavlov/Ahrendorf verschwinden. Anfang der 80er Jahre zogen die ersten Leute weg. Für ihre Häuser bekamen sie zwar eine Entschädigung, doch die war kaum der Rede wert.
Auch wenn es um ihn herum immer einsamer wurde, weigerte sich Otto Kreissl, zu gehen. Wie zwei weitere Bewohner von Fáberovy Chalupy – seine Schwiegermutter und ein Freund – harrte er in seinem Haus aus. Die Behörden versuchten mit allen Mitteln, die letzten standhaften Bewohner zum Gehen zu bewegen. Sie trieben einen Keil zwischen sie, die Schwiegermutter und sein Freund knickten irgend-

wann ein, Kreissl blieb mit seiner Familie allein zurück. Was er danach erlebte, war ein regelrechtes Martyrium, er bezeichnet es als „vielleicht schlimmste Zeit meines Lebens“ oder eine „zweite Vertreibung“. Die Bezirksleitung der Kommunistischen Partei schickte ihm fast täglich einen Abgesandten auf den Hals, der ihn zum Aufgeben überreden sollte. Als Reden nichts brachte, griffen die staatlichen Stellen zu drastischeren Maßnahmen, schalteten den Strom ab, zerstörten Obstbäume, stahlen Enten und Gänse.

Auf diese perfide Weise kochten die Behörden Kreissl allmählich weich. Zermürbt nahm er ihr Angebot an, in das nahe gelegene Louchov/Laucha umzuziehen. Dort stünde, so hieß es, ein Einfamilienhaus, in das er einziehen könne. Das angeblich neue Domizil entpuppte sich bei einer Besichtigung als eine Art Scheune, die jahrelang leer gestanden hatte. Kreissl musste die Ruine aus eigener Kraft mühsam renovieren. Die Ironie der Geschichte: Zum Bau der Deponie kam es nicht. Die politischen Veränderungen des Jahres 1989 machten den Behörden einen Strich durch die Rechnung. Freilich kam die Samtene Revolution zu spät für die Einwohner von Vernéřov. Wo einst das Haus der Familie Kreissl stand, wächst heute Wald.[133]

Als Sandra auf die Mittelschule ging, kam Deutsch als zweite Fremdsprache hinzu, das Hochdeutsch klang etwas anders als das „Deitsch“ des Vaters. Nach dem Abitur studierte sie an der Philosophischen Fakultät der Universität Pardubice Sozialanthropologie. Ein Thema für ihre Diplomarbeit war schnell gefunden: Sie wollte sich mit den deutschen Dialekten im Erzgebirge beschäftigen und herausfinden, wie Menschen, die diese Sprache sprechen, ihre ethnische Identität definieren. Fühlen sie sich als Deutsche, als Tschechen oder als eine Mischung von beidem? Das waren Fragen, die auch sie selbst beschäftigten. Sie interviewte Deutsche in der Region Chomutov/Komotau, die vor 1945 geboren worden waren, befragte aber auch die nachfolgende Generation und deren Kinder. Auch Mitglieder ihrer Familie bat sie vor das Mikrofon. „Sie redeten nicht gern darüber, in Tschechisch funktionierte es gar

nicht, ich spürte, dass ihre Bereitschaft und ihr Erinnerungsvermögen besser werden, wenn wir deutsch miteinander sprechen."
Als das Eis dann endlich gebrochen war, erzählte eine Verwandte über die Angst, die sie, obwohl sie Deutsche war, im Jahre 1938 beim Anschluss der Grenzgebiete der Tschechoslowakei an Nazideutschland überkam. „Sie versteckte sich in einem Keller." Die Angst kam nach dem Krieg wieder, als sich die Fronten umkehrten und die Deutschen in der Tschechoslowakei unerwünscht waren. Sie und ihre Eltern durften bleiben. Die ersten Jahre in der Schule waren ein Spießrutenlauf, weil sie kein Tschechisch beherrschte. Allerdings war sie ein Ass in Mathematik, half den anderen Kindern beim Rechnen und lernte so immer mehr von der bis dahin fremden Sprache. Weil sie als Deutsche nicht studieren durfte, wurde sie Verkäuferin.
Die Menschen aus der ältesten Generation, die Sandra bei ihren Interviews befragte, „waren ganz verwundert über die Frage, ob sie sich als Deutsche oder Tschechen fühlen". Für sie sei es die normalste Sache der Welt gewesen, über sich zu sagen: Ich bin Deutscher. Bei den Kindern war dieses Selbstbild längst nicht mehr so klar. „Einige sprechen sehr gut deutsch, doch sie fühlen sich als Tschechen." Bei den Gesprächspartnern aus der dritten Generation zeigte sich: „Das Tschechische ist das Prägende, die meisten wissen kaum etwas darüber, das Deutsche Jahrhunderte lang mit Tschechen zusammengelebt haben." In einigen Fällen allerdings sprechen die Enkel noch deutsch. Für ihre Dissertation an der Karls-Universität in Prag befragte sie weitere Familien, wollte wissen, welche Erinnerungskultur die verbliebenen Deutschen pflegen, was erinnert wird und warum.

Problematische Region

Sandra nennt ihre Heimat Nordböhmen ein „problematisches Gebiet". Der staatlich organisierte Bevölkerungsaustausch nach der Zwangs-

aussiedlung der Deutschen habe der Gegend einen Teil ihrer Identität genommen. Den neuen Bewohnern, die nach der Vertreibung der Deutschen angesiedelt wurden, fiel es schwer, eine Verbundenheit zu dem Landstrich zu entwickeln. Hinzu kam, dass die Industrialisierung zu sozialistischer Zeit die Landschaft förmlich umkrempelte. In Tagebauen wurde Kohle gewonnen, dafür mussten wie im Falle von Vernéřov einige Ortschaften weichen. Der Bergbau riss tiefe Wunden. Heute trägt die Region schwer an den Folgen, manche Narben – etwa die Restlöcher der Tagebaue – werden wohl nie verschwinden.

Die heutigen wirtschaftlichen und sozialen Probleme im Grenzgebiet schien es in der Zeit des Sozialismus nicht gegeben zu haben. Auch deshalb machen in Nordböhmen heute bei den Wahlen viele ihr Kreuz bei den Kommunisten, verklären die Vergangenheit und verdrängen, dass Nordböhmen vor dem Jahre 1989 bei weitem keine heile Welt war. Sandra erinnert sich an die rote Lampe auf dem Gebäude ihrer Schule. Leuchtete sie, war die Luft so schlecht, dass die Schüler im Freien keinen Sport treiben durften. Jedes Jahr fuhr ihre Klasse für ein paar Wochen nach Südböhmen in die *Škola v přírodě*. Die „Schule in der Natur" ist auch heute noch ein fester Bestandteil des tschechischen Bildungswesens, für Sandra und ihre Klassenkameraden war es damals buchstäblich eine Zeit zum Aufatmen.

Wie die Sehnsucht nach dem untergegangenen Sozialismus ist die Angst vor den Deutschen bei einigen Bewohnern der Region unausrottbar. Kommen sie zurück, wollen sie ihre Häuser und Grundstücke wiederhaben? Diese Befürchtungen, meint Sandra, werden von einigen Politikern und Vertriebenenverbänden immer mal wieder geschürt. Die meisten *Čeští Němci*, die verbliebenen böhmischen Deutschen, hielten sich hingegen eher aus den aktuellen Debatten heraus, sie seien „apolitisch". Sandra schloss sich 2010 der Bürgerinitiative Antikomplex an, arbeitete an Projekten mit, die sich mit der lange verdrängten Vergangenheit beschäftigen. Antikomplex unterstütze unter anderem eine Initiative in Děkov/Dekau im Saazer Gebiet, die ein Museum über die nach

wie vor umstrittene deutsch-tschechische Geschichte aufbaute. Sandra wertete gemeinsam mit zwei Kolleginnen Kirchenchroniken aus, führte Zeitzeugeninterviews, unter anderem mit ehemaligen Bewohnern, die seit ihrer Vertreibung in der Bundesrepublik leben.

Deutsch immer weniger gefragt

Bis zur Vertreibung hatten in Böhmen, Mähren und Schlesien etwa drei Millionen Deutsche gelebt, deren Sprache neben dem Tschechischen im Alltag gegenwärtig war. Nach 1945 war Deutsch aus politischen Gründen verpönt, erst im Laufe der Zeit etablierte es sich wieder als Fremdsprache. Heute wird es in den Schulen offenbar immer mehr von Englisch verdrängt, das ergab eine Studie im Jahre 2012, bei der 19 Schulen in sechs Städten befragt wurden.[134] Die Deutsch-Tschechische Industrie- und Handelskammer nannte, „die sinkende Zahl von Deutschlernenden in Tschechien besorgniserregend“[135]. Denn 73 Prozent der von der Kammer befragten Unternehmen hätten deutsche Sprachkenntnisse als sehr wichtig bezeichnet und darauf mehr Wert als auf Englisch gelegt. Die Bundesregierung will mit einem Programm zur „Förderung deutscher Minderheiten in Mitteleuropa, Osteuropa und Zentralasien“ Sprache und Kultur der deutschsprachigen Minderheiten im Ausland retten. Das Prager Goethe-Institut als einer der Partner in diesem Programm stellt in seinem Projekt „Sprache und Identität – Schaufenster Enkelgeneration“[136] die Frage, welche Rolle die Sprache noch für junge Tschechen der dritten Generation mit deutschen Wurzeln spielt. Kuratiert wurde das Projekt von Sandra, die in einem Interview auch selbst Auskunft über ihre Sprachsozialisation gab. In Filmsequenzen[137] berichten sie und andere Vertreter ihrer Generation, wie sie die deutsche Sprache erlernten und wie die Sprache in den Familien gepflegt wird. Oder wie sie, wenn sie nicht benutzt wird, eben nach und nach in Vergessenheit gerät: Obwohl die Großmutter und die Mutter von Ondřej Hruška

aus Karlovy Vary/Karlsbad deutsch sprechen, lernte er selbst die Sprache nie, „was ich schade finde“. Anders als Ines Goschalová aus Chomutov/Komotau, die von sich behauptet, sie spreche „Sudetendeutsch“. Sie sieht sich als „Deutsche, die in Tschechien aufgewachsen ist“. Inzwischen lebt sie, weil sie dort Arbeit fand, in einer bayerischen Kleinstadt, wo ihr neben der Sprache auch die Kultur sehr vertraut vorkommt.
Hana Filipčíková aus Jeseník/Freiwaldau im Altvatergebirge kam durch ihre Großeltern in Berührung mit der deutschen Sprache. Als Kind sah sie im deutschen Fernsehen Märchen oder die Nachrichten, im Kindergarten wurde sie mit Tschechisch konfrontiert. „Ich wusste nicht, ob ich Tschechin oder Deutsche bin.“ Inzwischen hat sie sich entschieden: „Ich bin deutsche Tschechin.“ Sie verbrachte ein Jahr in Deutschland, nach ihrer Rückkehr studierte sie Germanistik und redet heute „wie mir die Zunge gewachsen ist“. Diese dritte Generation von Tschechen, vermutet Friedrich Goedeking in der „Prager Zeitung“, sei nach der Vertreibung „die erste Generation, die sich zu ihren deutschen Wurzeln bekennt“ [138].
Das „Schaufenster“-Projekt wird wissenschaftlich begleitet von der Lehrstuhlleiterin des Instituts Deutsch als Fremdsprache an der Ludwig-Maximilian-Universität in München. Für Prof. Dr. Claudia Maria Riehl ist die Erforschung sogenannter Minderheitensprachen ein Schwerpunkt. Im Unterschied zu anderen seltenen Sprachen wie Gälisch, Baskisch oder Sorbisch sei Deutsch eine Minderheitensprache mit einem „Mutterland“, so die Sprachwissenschaftlerin.[139] Die deutsch sprechenden Gruppen seien wie in „Sprachinseln“ im anderssprachigen Meer verstreut, außer in Osteuropa auch in den USA oder in Südamerika. Für Linguisten sind diese Inseln deshalb so interessant, weil die Wissenschaftler an ihnen die Entwicklung der Sprache untersuchen können. Die Isolation vom Mutterland führt dazu, wie auch in Tschechien zu beobachten ist, dass sich ein alter Wortschatz erhält oder alte Dialekte weiter benutzt werden. Zudem übernimmt die Minderheitensprache Wortschatz und Strukturen aus der anderen Sprache, sodass es zu einer Vermischung kommt. Menschen die zweisprachig aufwach-

sen, wechseln häufig zwischen den beiden Sprachen, Linguisten nennen dies „Code-Switching“, aus dessen Erforschung Rückschlüsse auf die Fähigkeiten zum Erlernen einer Sprache gezogen werden können. Die Münchner Linguistin Riehl fragt auch, welche Rolle die Sprache für die Identitätsbildung junger Leute spielt. Daneben will die Forscherin wissen, mit welchen Personen junge Menschen aus der Minderheit Deutsch sprechen und wie die Schulpolitik die Entwicklung der Sprache beeinflusst. In einem multikulturellen Europa, ist Sprachexpertin Riehl überzeugt, haben mehrsprachige Menschen eine wichtige Funktion, sie sind in ihren Augen „Vermittler zwischen Sprachen und Kulturen“.

In welcher Rolle sieht sich Sandra? Als Deutsche, als Tschechin, als *Češka* oder *Němka*? Ihre Antwort lautet: „Von jedem etwas. Deutsch ist mir wichtig, aber ich bin im tschechischen Umfeld aufgewachsen, Tschechien ist meine Heimat. Obwohl wir aus dem Sudetenland stammen, würde ich mich nicht als Deutsche bezeichnen, da meine Mutter Tschechin ist.“ Sprachidentität ist für sie „nichts Starres, sie kann sich entwickeln, man kann durchaus eine doppelte Sprachidentität haben.“ Der Dialekt ihres Vaters, da ist sie sich sicher, „wird immer Teil meiner Identität bleiben“, seine Mundart ist „mein Zuhause“. Freilich ist ihr bewusst, dass sie außer in der Familie künftig kaum noch Möglichkeiten haben wird, das „Deitsch“ des Vaters zu benutzen, denn für ihre Arbeit als Wissenschaftlerin benötigt sie Hochdeutsch. Deutsch und Tschechisch ganz gleichberechtigt nebeneinander zu benutzen, ist für sie keine Gratwanderung. „Ich liebe die deutsche Sprache wie die tschechische, ich habe eben zwei Muttersprachen.“

Nachwort

Von einer „bunten Urlaubsreise durch die ČSSR“ schrieb ich als Zehnjähriger mit ungelenker Schrift eine Postkarte nach Hause. Durch einen Zufall blieb sie erhalten. Die Vorderseite zeigt eine Ansicht der Schneekoppe im Riesengebirge. Der Poststempel auf der 30-Heller-Briefmarke mit der Aufschrift *Československo* ist unscharf wie meine Erinnerung, mühsam ist die Jahreszahl 1976 zu entziffern. Während der Sommerferien war ich mit meinen Großeltern väterlicherseits in der Tschechoslowakei unterwegs. Für mich war es eine aufregende Tour, für meine Großeltern eine Reise in „die Heimat“ und Teil eines Rituals, das sie fast jedes Jahr pflegten. Unser Weg führte damals, so ergänzte es auf jener Postkarte meine Großmutter in ihrer akkuraten Schönschrift, über das nordböhmische Děčín und die Hauptstadt Prag ins Riesengebirge, von wo ich die Schneekoppen-Ansicht nach Hause sandte.

War ich tatsächlich nur dieses eine Mal mit den Großeltern in der „Heimat? Oder waren die Eindrücke dieser einen Reise so intensiv, dass es mir wie eine Vielzahl vorkommt? Erzeugten die Geschichten, die ich so oft von meinen Großeltern gehört hatte, die Vorstellung, ich wäre mehrmals mit ihnen in der „Heimat“ gewesen?

1967 geboren, wuchs ich in der DDR auf. Nach dem frühen Tod meines Vaters entwickelte sich eine intensive Beziehung zu seinen Eltern, bei denen ich so manchen Ferientag verbrachte. Während meiner Reise mit ihnen lernte ich die Orte ihrer Kindheit und Jugend kennen, wir trafen Bekannte und Freunde, die deutsch sprachen, oder andere, mit denen sich Großvater auf Tschechisch verständigte. Merkwürdig wie die Reise in die Heimat kamen mir die Geschichten meiner Großeltern über die Vergangenheit vor. Dass sie den Krieg tatsächlich erlebt hatten, begriff ich nicht wirklich, so fern schien dieses Ereignis zu sein. Dabei war, als ich zur Welt kam, jener Krieg gerade mal 22 Jahre beendet.

Vor allem Großvater war ein begnadeter Erzähler, der bei jeder erdenklichen Gelegenheit etwas aus seinem Leben zum Besten gab. Wie bei vielen Männern seiner Generation drehten sich diese Erzählungen um Kriegserlebnisse, die Zeit in der Gefangenschaft, das schwierige berufliche Fußfassen nach der Rückkehr. Immer wieder aber auch um seine Heimat. Als er Rentner geworden war, begann er, seine Erinnerungen in eine Schreibmaschine zu tippen, in mehreren Durchschlägen. Ein Satz der so entstandenen zwölf Schnellhefter befindet sich in meinem Besitz. Ich meinte, ihren Inhalt zu kennen, vermutete, Großvater hätte lediglich die Geschichten, die ich zu kennen meinte, dort festgehalten. Deshalb ließ ich den Stapel dicht beschriebenen Papiers lange ungelesen in einem Karton liegen, wie eine Erbschaft, die ich vorerst nicht anzutreten gedachte.

Ich wurde Journalist, schrieb außerdem für „Rohnstock Biografien" in Berlin Lebensgeschichten auf, die Menschen an Verwandte und Freunde weitergeben. Großvaters Geschichte mag ein Grund gewesen sein, mich dieser Arbeit zu widmen. Er starb 2001, zwei Jahre nach meiner Großmutter. Erst nach dem Tod der beiden wurde mir bewusst, wie wichtig sie für mein Leben waren.

Ich dachte darüber nach, Großvaters Geschichte zu veröffentlichen, kommentiert, verfremdet. Es drohte eines der nie realisierten Projekte zu werden, derer es im Leben viele gibt. Im Jahre 2009 fiel mir eine Ausschreibung für ein „Grenzgänger"-Stipendium in die Hände, ein Zuschuss für Recherchen in Osteuropa wurde in Aussicht gestellt. Das beförderte meinen Entschluss, das Erbe nun doch anzutreten. Das Stipendium war mir nicht vergönnt, doch das Projekt hatte sich inzwischen so weit entwickelt, dass ich es nicht aufgeben mochte. Ich wollte Deutsche, Tschechen und Österreicher meiner Generation befragen, wie sie mit der gemeinsamen Geschichte umgehen, wie sich das auf ihr Leben auswirkt.

Zum ersten Mal nach mehr als 30 Jahren reiste ich wieder in das Land, das meine Großeltern „Heimat" genannt hatten. Obwohl nicht nur geo-

grafisch, sondern auch biografisch so nah, war es mir so fern gerückt. Ich präparierte mich für diese Tour unter anderem, indem ich begann, die tschechische Sprache zu lernen, ein mühsames und bis heute andauerndes Unterfangen. Vieles, was ich als Kind kennengelernt hatte, begegnete mir wieder.

Beim Schreiben dieses Buches sollte meine eigene Geschichte außen vor bleiben, ich wollte eine möglichst professionelle Distanz einnehmen. Ich sah jedoch irgendwann ein, dass nicht der Abstand, sondern die Nähe zum Thema der Anlass war und dass es unredlich wäre, dies zu leugnen. Ich nahm mir Großvaters Lebensbericht, den ich bis dahin nur oberflächlich gelesen hatte, zum ersten Mal tatsächlich vor.

Detailliert und plastisch beschreibt er das Leben in seinem Geburtsort Komárov am Fuße des Riesengebirges. Sein Vater war im Ersten Weltkrieg gefallen, Großvater – Jahrgang 1913 – lernte ihn nie kennen. Nach einer Lehre bei einem Dorfschmied und einer Weiterbildung auf einer Gewerbeschule zog es ihn weg von zu Hause: Er studierte an der Höheren Technischen Lehranstalt in Bodenbach, heute ein Stadtteil von Děčín in Nordböhmen. Dort lernte er meine drei Jahre jüngere Großmutter kennen, die aus einer der in Bodenbach damals sehr zahlreichen Eisenbahner-Familien stammte. Die aussichtslose wirtschaftliche Lage im von der Wirtschaftskrise gebeutelten Nordböhmen zwang Großvater nach dem Studium, sich andernorts nach Arbeit umzusehen. Er fand eine Stelle in Deutschland, in Hersfeld bei Kassel. Die Großeltern heirateten im Mai 1938, kurz vor dem „Anschluss“ der tschechoslowakischen Grenzgebiete an das Dritte Reich, und zogen nach Hersfeld um.

Als die deutsche Wehrmacht die übrige Tschechoslowakei besetzt hatte, folgten sie dem „Ruf der Heimat“, ein Zitat meines Großvaters. Er wollte mit seiner Frau zurück nach Böhmen und seinen Traum verwirklichen, Eisenbahner zu werden. Da er die dafür nötige Ausbildung im sächsischen Chemnitz absolvieren musste, zog er mit Großmutter zunächst dorthin. Die Freude, technischer Reichsbahninspektor geworden zu sein, währte nicht lange. 1942 wurde er in die Wehrmacht einge-

zogen, als technischer Offizier auf einem Panzerzug, der an der Ostfront gegen Partisanen im Einsatz war. Im Juni 1944 geriet er in Gefangenschaft, wo er fast fünf Jahre verbringen sollte – seine besten Jahre, wie er später oft beklagte.

Großmutter erlebte das Kriegsende mit meinem Vater – Jahrgang 1942 – in Chemnitz. Nach Bombardements der Alliierten auf die Industriestadt suchte sie bei ihren Eltern in Bodenbach Zuflucht, dort schien die Welt noch in Ordnung zu sein. Als sich nach Kriegsende abzeichnete, dass die Deutschen das Land verlassen müssen, kehrte Großmutter mit meinem Vater zurück nach Sachsen. Über die Umstände weiß ich nur wenig. Vielleicht, weil Großmutter kaum darüber sprach, vielleicht, weil die – auf Papier gebannten – Erzählungen meines Großvaters viel präsenter sind.

Während der Recherchen für dieses Buch kamen mir viele Fragen in den Sinn, die ich meinen Großeltern gern gestellt hätte. Welche Sicht hatten sie auf die Tschechoslowakei, in die sie hineingeboren wurden, wie sahen sie das konfliktreiche Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen, welches Bild machten sie sich vom nationalsozialistischen Deutschland, wo standen sie in jener Zeit politisch? Zu gern hätte ich sie das selbst gefragt, doch mir blieb nur, in Großvaters Text nach Antworten zu suchen.

Seine tschechische Großmutter mütterlicherseits sprach kein Wort Deutsch, sodass sich die Familie mit ihr auf Tschechisch verständigen musste. Auch Großvater blieb als Kind nichts anderes übrig, als diese Sprache zu lernen. Sein Großvater habe mit dieser Frau „eine gute Wahl“ getroffen, schreibt er. Das ist fast das einzig Positive, das ich in seinen Memoiren über „die Tschechen“ lese. Großvater bezeichnet sie als ein Volk, „das über keine eigene Kultur verfügt“ und „von Natur aus“ nicht staatenbildend sei. „Hochverräterische Tätigkeiten der Tschechen“ hätten nach dem Ersten Weltkrieg zur Gründung der Tschechoslowakei geführt. „Die schwere Unterdrückung des Deutschtums“ sei der Grund dafür gewesen, dass Hakenkreuze, wie sie schon vor dem

Einmarsch der Wehrmacht in die Grenzgebiete auftauchten, als „Befreiungssymbol“ angesehen wurden.
Nachdem er seine Anstellung in Hersfeld bekommen hat, erlebt er im Frühjahr 1938 den „Anschluss“ Österreichs an Nazideutschland, das Ereignis wird bei der Firma Schilde, die Großvater eingestellt hat, mit einer Feier bejubelt. Auf der Tribüne steht neben dem Gauleiter von Kurhessen der Hauptaktionär Fritz Rechberg. „Sein Aussehen und auch seine ganze Haltung“, schreibt Großvater, „ließ so offensichtlich den Juden erkennen.“ Während seiner Zeit beim tschechischen Militär zwischen 1934 und 1935 hatte er sich einen jüdischen Kameraden zum „Studienobjekt“ auserwählt, sich Bücher von ihm ausgeliehen und darin etwas über die angebliche „Überlegenheit der jüdischen Rasse“ gelesen, er bewunderte und beneidete den jüdischen Kameraden aber auch wegen seines Autos.
Die sogenannte Kristallnacht erlebten meine Großeltern in Hersfeld. Danach, lese ich in Großvaters Erinnerungen, habe es eine „schnelle Rückkehr zum Alltag“ gegeben. Im Herbst 1939 jedoch kam die „Todmeldung“ für Fritz Rechberg. Großvater dachte beim Verfassen seiner Memoiren über die Umstände des Todes nach und vermutete, „ein nicht mehr gebrauchter und nicht mehr gewollter Experte ist geheimnisvoll gestorben worden, weil er Jude war“. An anderer Stelle macht er sich Gedanken über die „Judenvernichtung im Sudetenland“ und die „verbrecherischen Vernichtungsjagden auf die Juden“. Ich halte es ihm zugute, dass er im Nachhinein zu dieser kritischen Beurteilung in der Lage war.
„Politisch war ich zu Hause schon immer völlig neutral“, notierte er. Freilich war er in die Sudetendeutsche Partei eingetreten. Nicht freiwillig, sein Bruder hatte ihn angemeldet, doch er akzeptierte es, weil er sich dem „Sudetendeutschtum“ verbunden fühlte. In Deutschland trat er der NSDAP bei, wurde Blockhelfer der Nationalsozialistischen Volkshilfe, für die er just in der Hersfelder Fritz-Rechberg-Straße, wo meine Großeltern ihre erste eigene Wohnung bezogen hatten, die Mitgliedsbeiträge kassierte.

Schon während der Arbeit an diesem Buch wurde ich zu Vorträgen eingeladen, um das Projekt vorzustellen. Ich sprach vor Menschen aus der Erlebnisgeneration, die meisten waren bei Kriegsende etwa im Alter meines Vaters, hatten Kriegsende und Vertreibung als Kinder erlebt. Ich sprach außer über meine Recherchen auch über die Auseinandersetzung mit der Geschichte meiner Großeltern. Bei einem dieser Vorträge wurde ich gefragt, ob das Buch eine Abrechnung mit Großvater sei.

Diese Frage hatte ich mir selbst nicht gestellt. Ich antwortete, dass ich im System „DDR“ aufgewachsen, Jung- und Thälmannpionier, später Mitglied der Freien Deutschen Jugend geworden war. Ich hatte mich zwar geweigert, in die SED einzutreten, wie man mir mit Blick auf meinen Berufsweg geraten hatte, doch das war schon der einzige halbwegs widerständige Akt. Ich stand nie wirklich in Opposition zu diesem System, sondern war ein Teil davon, ein Mitläufer eben. Vor einem solchen Hintergrund kann die Auseinandersetzung mit der Geschichte meines Großvaters keine Abrechnung sein, auch wenn ich seine politischen Standpunkte nicht teile. Natürlich frage ich mich, ob er sich in irgendeiner Weise schuldig gemacht hat. Er scheint, jedenfalls finde ich in seinen Memoiren keine Hinweise darauf, nicht an Verbrechen beteiligt gewesen zu sein. Erschießungen von Partisanen, die die Besatzung seines Panzerzuges vornahm, beobachtete er nach seiner Darstellung lediglich.

Die Arbeit an diesem Buch ist keine Abrechnung, sondern eine Annäherung an die Geschichte meiner Großeltern. Dazu gehört auch der Blick auf die politische Sozialisation und die Rolle meines Großvaters während des Krieges. Wenn meine Großeltern zu Lebzeiten fast jedes Jahr „in die Heimat“ fuhren, zeugte das von einer tiefen Verbundenheit zu Böhmen. Obwohl ich selbst das heutige Tschechien nicht als meine Heimat ansehe, beschäftige ich mich intensiv mit diesem Land. Trotz ihres ambivalenten Verhältnisses vermittelten mir meine Großeltern die Liebe zur böhmischen Landschaft und Kultur, die von Deutschen und Tschechen gleichermaßen geprägt sind.

Im Mai 2012 begann ich eine freie Mitarbeit im Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem, wo ein Museum für die deutschsprachigen Bewohner Böhmens, Mährens und Schlesiens entsteht. Ich betreue dort den Nachlass von Fritz Schalek. Der Zufall will es, dass er im selben Jahr wie mein Großvater geboren wurde. Ihre Biografien könnten unterschiedlicher nicht sein.

Schalek stammt väterlicherseits aus einer jüdischen Familie in Prag. In den 1930er Jahren wurde er Mitglied des kommunistischen Deutschen Jugendbundes, verteilte Flugblätter, in denen die Sudetendeutsche Heimatfront (SHF) als „Sudetendeutsche Hitlerfiliale" verballhornt wurde. Nach der Besetzung emigrierte er nach England und kämpfte in den Reihen der tschechoslowakischen Auslandsarmee. Er kehrte 1945 in die Heimat zurück, arbeitete im Innenministerium, doch wegen seiner Westkontakte fiel er den von der Kommunistischen Partei organisierten „Säuberungen" zum Opfer und wurde entlassen. Er war einer der ersten Redakteure der 1951 gegründeten deutschsprachigen Zeitung „Aufbau und Frieden", die später in „Prager Volkszeitung" umbenannt wurde. 1968 stieg er zum Chefredakteur auf und stellte sich in seinen Artikeln auf die Seite der Reformer des Prager Frühlings. 1969 war er Mitbegründer des Kulturverbandes der deutschen Minderheit.

Wegen seiner politischen Aktivitäten im Prager Frühling wurde Schalek 1970 als Chefredakteur entlassen, aus dem Vorstand des Kulturverbandes geworfen und aus der Partei entfernt. Auch das brachte ihn nicht davon ab, seiner Weltanschauung treu zu bleiben. Nach der Samtenen Revolution engagierte er sich im hohen Alter für die Gründung eines neuen Verbandes der deutschen Minderheit. 2006 starb er, fünf Jahre nach meinem Großvater.

Manchmal stelle ich mir vor, die beiden hätten sich getroffen und miteinander gesprochen.

Glossar

Beneš-Dekrete Die tschechoslowakische Exilregierung in London ermächtigte während des Zweiten Weltkrieges Präsident Edvard Beneš[140], Dekrete mit Gesetzeskraft zu erlassen. Noch im Exil wurden einige der wichtigsten Dekrete über die spätere Behandlung von Deutschen und Ungarn vorbereitet. Das im April 1945 von der tschechoslowakischen Regierung der Nationalen Front beschlossene Kaschauer Programm begründete die geplanten Maßnahmen gegen Deutsche und Ungarn mit deren Illoyalität während des Kriegs, sie wurden als „staatlich unzuverlässige Personen" eingestuft. Eines der Dekrete stellte ihr gesamtes Vermögen unter Nationalverwaltung. Die Dekrete des tschechoslowakischen Präsidenten wurden in der Zeit vom Mai bis Oktober 1945 erlassen. Die Bezeichnung „Beneš-Dekrete" ist umstritten, da Beneš keines der Dekrete gegen die Regierung der Nationalen Front hätte erlassen können. Mit dem Dekret Nr. 33 verloren Deutsche und Ungarn ihre Staatsbürgerschaft. Die Zwangsaussiedlung wird in den Dekreten nicht erwähnt, die Dekrete dienten jedoch als rechtliche Grundlage für die Vertreibung.[141]

Bund der Vertriebenen Der Bund der Vertriebenen (BdV) besteht nach eigenen Angaben aus 20 Landsmannschaften, die ▸ **Sudetendeutschen** bilden eine davon. Er entstand 1958 aus dem Zentralverband vertriebener Deutscher (ZvD) und den Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften (VOL). ZvD und VOL verfügten gemeinsam über drei bis vier Millionen Mitglieder, Mitte der 60er Jahre hatte der BdV nur noch 2,3 Millionen Mitglieder, in den folgenden Jahren nahm die Zahl weiter ab. Die Nachrichtenagentur ddp ermittelte im Jahre 2010 eine Zahl von 550.000. Der BdV selbst gibt auf seiner Internetseite (Stand 2013) 1,3 Millionen[142] an. Den „emotionalen Kitt" (Stickler) der Organisation stellen Gruppenloyalität und Gemeinschaftsnormen dar, eine

Gemeinsamkeit mit vormodernen, ständischen Vereinigungen.[143] Im Führungspersonal des BdV gab es einige Politiker, die aus der Zeit des Nationalsozialismus politisch belastet waren. Bei den Mitgliedern des BdV ist zwar seit jeher eine Affinität für die Unionsparteien zu beobachten, doch vor allem Vertriebene aus Schlesien und dem Sudetenland wandten sich zeitweise der SPD zu, 1964 und 1970 waren mit Wenzel Jaksch und Reinhold Rehs SPD-Politiker BdV-Präsidenten. Seit 1998 ist die CDU-Bundestagsabgeordnete Erika Steinbach BdV-Präsidentin.

Charta der deutschen Heimatvertriebenen Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen wurde 1950 in Stuttgart proklamiert. Die Autoren kamen aus dem Zentralverband der vertriebenen Deutschen und den Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften. Darin wird unter anderem der Verzicht „auf Rache und Vergeltung" erklärt und ein „Recht auf Heimat" verlangt. Die heutige Bewertung der Charta ist strittig. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" zitierte anlässlich des 60. Jahrestages der Proklamation im Jahre 2010 den damaligen Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble (CDU), der das Papier als ein „beeindruckendes Zeugnis menschlicher Größe und Lernfähigkeit" bezeichnet hatte.[144] Der Publizist Ralph Giordano hingegen sprach 2011 von einem „Zeugnis deutscher Verdrängungskünste", da darin „jeder Hinweis auf deutsche Verbrechen" fehle.[145]

Deutsche Arbeitsfront In der Deutschen Arbeitsfront (DAF) wurden ab 1933 alle Gewerkschaften zwangsvereinigt und der NSDAP angeschlossen. Mit 23 Millionen Mitgliedern war die DAF die größte NS-Massenorganisation, zu der auch Unternehmen wie das Volkswagen-Werk sowie die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" gehörten.[146]

Deutsche Jugend des Ostens/Deutsche Jugend in Europa 1951 war die „Deutsche Jugend des Ostens (djo)" auf Initiative des Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen (ZvD) gegründet worden. 1974

benannte sie sich in „djo-Deutsche Jugend in Europa“ um, trat aus dem Bund der Vertriebenen aus und betrachtete sich von da an nicht mehr als dessen Jugendorganisation. Die Abkürzung djo wird bis heute benutzt.[147]

Deutscher Turnverband Der Deutsche Turnverband (DTV) war 1919 in der Tschechoslowakei entstanden, seine Mitgliederzahl verdoppelte sich bis 1923 auf 160.000. 1931 wurde Konrad Henlein Verbandsvorsitzender. Der DTV gilt als der Ursprung der 1933 gegründeten Sudetendeutschen Heimatfront (SHF), aus der 1935 die Sudetendeutsche Partei (SdP) mit Henlein als Vorsitzendem hervorging. 1938 wurde aus der Jungturnerschaft des DTV die Sudetendeutsche Volksjugend. Als 1939 nach dem Anschluss der Sudetengebiete auch die restliche Tschechoslowakei von den Nazis besetzt wurde, endete die Existenz des DTV, seine Vereine wurden in die NS-Turngemeinden überführt.[148]

Minderheiten in der Tschechischen Republik Es gibt in Tschechien (Stand 2011) zwölf anerkannte Minderheiten. Dazu zählen als „historische Minderheiten“ Deutsche, Roma, Polen und Slowaken. Außerdem gelten Griechen, Ungarn, Bulgaren, Ukrainer, Russen, Ruthenen, Kroaten und Serben als Minderheiten. Vietnamesen sind staatlich bisher nicht anerkannt, sondern lediglich ständige Gäste im Rat der Minderheiten.

Münchner Abkommen Von den Regierungschefs Deutschlands, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens in der Nacht vom 29. auf den 30. September 1938 getroffene Vereinbarung über den Zeitplan und die Modalitäten der Abtretung der sudetendeutschen Gebiete in der Tschechoslowakei. Das Abkommen war das Ergebnis einer Entwicklung der deutsch-tschechischen Beziehungen, die sich seit der Gründung der Sudetendeutschen Heimatfront im Jahre 1933 und ihrem Wahlsieg als Sudetendeutsche Partei (SdP) bei der Parlamentswahl im

Jahre 1935 verschärft hatte. Die SdP orientierte sich immer stärker am Vorbild der Nationalsozialisten, ihr Vorsitzender Konrad Henlein folgte Hitlers Weisung, immer mehr zu fordern, als die tschechoslowakische Regierung gewähren konnte. Nach Hitlers Forderung eines Selbstbestimmungsrechts für die Sudetendeutschen nahmen im September 1938 SdP-Kundgebungen den Charakter eines Aufstands an, Henlein forderte „Wir wollen heim ins Reich". Die Partei wurde verboten. England und Frankreich forderten die Tschechoslowakei auf, die Gebiete mit mehr als 50 Prozent deutscher Bevölkerung an Deutschland abzutreten, im Gegenzug wurde die Garantie der neuen Staatsgrenzen zugesichert, die Prager Regierung beugte sich. Deutschland besetzte im März 1939 das verbliebene tschechoslowakische Staatsgebiet.[149]

Nationalsozialistische Volkswohlfahrt Die 1931 in Berlin gegründete Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) war mit 17 Millionen Mitgliedern (1943) nach der Deutschen Arbeitsfront die größte NS-Massenorganisation. Die im gesamten Reich tätige Wohlfahrtseinrichtung organisierte das Winterhilfswerk, das Hilfswerk „Mutter und Kind" sowie die Kinderlandverschickung.[150]

Sudetendeutsche Deutschsprachige Bewohner besiedelten seit dem Mittelalter die Randgebiete sowie einige Sprachinseln der böhmischen Länder. Zwischen 1526 und 1918, dem Gründungsjahr der Tschechoslowakei, gehörten sie zur österreichischen Monarchie, danach waren sie eine nationale Minderheit. Im Jahre 1930 wurden 3,2 Millionen Deutsche gezählt, sie hatten damit einen Anteil von 22,3 Prozent an der Gesamtbevölkerung. Der Begriff „Sudetendeutsche" als Sammelbezeichnung für die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien etablierte sich nach 1918, er leitet sich von der Bezeichnung „Sudeten" für das Mittelgebirgssystem vom Elbsandsteingebirge bis zur Mährischen Pforte ab. Das politische sudetendeutsche Spektrum, das zunächst einen Anschluss an Österreich angestrebt hatte, spaltete sich nach der

Gründung der Tschechoslowakei in „negativistische“ und „aktivistische“ Parteien. Einige Politiker aus den Reihen der Aktivisten bekleideten Ministerämter. 1933 gründete Konrad Henlein die Sudetendeutsche Heimatfront, die später in Sudetendeutsche Partei (SdP) umbenannt wurde. Die SdP arbeitete mit den Nationalsozialisten im benachbarten Deutschland zusammen. Die „Sudetenkrise“ führte zum ▸**Münchner Abkommen** und der nachfolgenden Besetzung der Tschechoslowakei. Der größte Teil der besetzten Grenzgebiete wurde zum Reichsgau Sudetenland, das Landesinnere zum Protektorat Böhmen und Mähren. Nach Kriegsende und der Wiederherstellung der Tschechoslowakei wurde die Mehrheit der Deutschen vertrieben. Auf die „wilde“ folgte eine staatlich organisierte Vertreibung. Etwa drei Millionen Vertriebene aus der Tschechoslowakei wurden von der Bundesrepublik, der DDR und Österreich aufgenommen. Um als Deutscher in der Tschechoslowakei bleiben zu könne, musste man als dringend benötigter Facharbeiter eingestuft worden oder mit einem tschechischen Ehepartner verheiratet sein, auch mit einem Antifaschisten-Status konnte man bleiben – doch auch viele Nazigegner wurden abgeschoben. Nach offiziellen Angaben hielten sich 1950 noch rund 165.000 Deutsche in der Tschechoslowakei auf. Diese Zahl sank im Laufe der Jahre erheblich, bei der jüngsten Volkszählung 2011 bekannten sich noch rund 19.000 Einwohner zur deutschen ▸**Minderheit**.[151]

Sudetendeutsche Landsmannschaft Die 1950 gegründete Sudetendeutsche Landmannschaft (SL) hat nach eigenen Angaben zusammen mit kooptierten Vereinigungen wie der Ackermann- und der Seliger-Gemeinde sowie dem ▸**Witiko-Bund** 220.000 Mitglieder (Stand 2011).[152] Seit dem Gründungsjahr findet alljährlich zu Pfingsten der Sudetendeutsche Tag statt. Die Bundesversammlung der SL gilt intern als „Exil-“ oder „Volksgruppenparlament“, sie hat 77 gewählte und bis zu zwölf berufene Mitglieder, darunter fünf Mitglieder der Sudetendeutschen Jugend. Die SL gliedert sich nach Herkunftsorten („Hei-

matgliederung“) sowie nach dem heutigen Wohnort ihrer Mitglieder („Gebietsgliederung“). Bei der Heimatgliederung werden 14 Heimatlandschaften, 81 Heimatkreise und rund 2.000 Heimatgemeinden unterschieden. Die Gebietsgliederung besteht auf der obersten Ebene aus der Sudetendeutschen Landsmannschaft/Bundesverband („deutsche“ SL), der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Österreich (SLÖ) und den Auslandsgruppen. Auf der zweiten Ebene stehen die Landesverbände und in Bayern die Bezirksverbände, darunter folgen rund 360 Kreis- und über 1.500 Ortsgruppen. 1954 hatte die bayerische Landesregierung die Schirmherrschaft über die SL übernommen und die Sudetendeutschen zum „vierten Stamm“ erklärt. Der 30-köpfige Sudetendeutsche Rat dient als Schnittstelle zwischen SL und Bundespolitik. Er besteht zur Hälfte aus Mitgliedern, die von der Bundesversammlung der SL gewählt wurden, die andere Hälfte bilden Mitglieder, die von den im Bundestag vertretenen Parteien benannt wurden. Das Sudetendeutsche Haus in München wurde 1985 eingeweiht, dort haben außer der Geschäftsstelle der SL weitere Institutionen ihren Sitz, unter anderem die Redaktion der „Sudetendeutschen Zeitung“. In der Nachbarschaft soll das Sudetendeutsche Museum entstehen.[153]

Witiko-Bund Der Witiko-Bund (WB) ist eine 1950 in der Bundesrepublik gegründete sudetendeutsche Organisation, Namensgeber ist ein Romanheld des böhmischen Schriftstellers Adalbert Stifter (1805–1868). Stickler sieht im WB „in gewisser Weise die Nachfolgeorganisation des 1926 gegründeten Kameradschaftsbundes (KB), der seine Mitglieder aus dem rechten Flügel der deutschen, bürgerlichen Jugendbewegung rekrutierte“. Trotz seiner geringen Mitgliederzahlen – zeitweise waren es lediglich einige Hundert – war der Einfluss der Organisation auf die Sudetendeutsche Landsmannschaft (SL) „beträchtlich“ (Stickler). 1960 waren zehn von 13 Bundesvorstandsmitgliedern und 40 von 72 Angehörigen der SL-Bundesversammlung Witikonen, 1968 stellten sie mit Walter Becher den Sprecher der SL. Weltanschaulich stellt der Witiko-

Bund „den rechten Flügel der Sudetendeutschen Landsmannschaft dar, der die Tradition der völkisch und nationalfreiheitlich ausgerichteten sudetendeutschen Rechtsparteien fortsetzt“ (Stickler). Gleichwohl sei er von Bundesregierung und Opposition im Bundestag als „wichtige demokratische Organisation“ eingestuft worden. Weger, der diese Einschätzung „verharmlosend“ findet, kommt zu dem Ergebnis, dass der gemeinsame Nenner der von ihm ausgewerteten Untersuchungen über den WB „völkisch“ sei. Kossert stuft den WB als „völkisch-konservativ“ ein, er vertrete „bis heute rechtsradikal einzustufende Ziele“.

Zentrum gegen Vertreibungen Die Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ wurde im Jahre 2000 auf Initiative der Vorsitzenden des ▸**Bundes der Vertriebenen (BdV)**, Erika Steinbach, und des SPD-Politikers Peter Glotz gegründet. Ein Stiftungsziel ist, einen Gesamtüberblick über das Schicksal der „mehr als 15 Millionen deutschen Deportations- und Vertreibungsopfer“ zu geben. Seit der Gründung gibt es Kontroversen um das geplante Zentrum, vor allem aus Polen wurde Kritik geäußert. 2006 geriet die von der Stiftung initiierte Ausstellung „Erzwungene Wege“ in die Kritik, u.a. weil der Holocaust in das Narrativ der Vertreibung einbezogen wurde. Wissenschaftler kritisierten, dass die Vertriebenenverbände versuchten, die Vertreibung als Genozid zu deklarieren. Durch den Beschluss des Bundeskabinetts im Jahre 2008 zur Gründung eines Dokumentationszentrums Flucht und Vertreibung im Berliner Deutschlandhaus erfolgte eine faktische Verstaatlichung der Initiative. Neuen Streit gab es, als es um die Besetzung des Stiftungsrates ging: Steinbach beanspruchte einen Sitz, was zu Protesten in Polen und Deutschland führte, sie verzichtete daraufhin. Querelen gab es auch im wissenschaftlichen Beirat, so hatten polnische und tschechische Wissenschaftler ihre Mitarbeit aus Protest aufgekündigt, diese Plätze wurden später neu besetzt. Im Juni 2013 begannen die Bauarbeiten für das Dokumentationszentrum im Deutschlandhaus.[154]

Anmerkungen

1 Mike Szymanski: Eine Generation auf der Suche, Süddeutsche Zeitung, 14. Februar 2009.
2 Maxim Leo: Die Enkel der Vertriebenen, Berliner Zeitung, 21. März 2009.
3 Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders./Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a. Main 1988, S. 9–19.
4 Ulrike Jureit: Erinnerung wird zum Gesellschaftszustand: Eine Beobachtung, in: dies./Christian Schneider: Gefühlte Opfer – Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010, S. 26.
5 Der tschechische Historiker Tomáš Staněk und sein Schweizer Kollege Adrian von Arburg erstellen in tschechischer Sprache die achtbändige Dokumentation „Die Aussiedlung der Deutschen und der Wandel des tschechischen Grenzgebietes 1945 bis 1951“. Vgl. https://www.nzz.ch/die_stunde_der_dokumente-ld.600677, letzter Auf ruf 25.08.2022.
6 Sudetensprecher Bernd Posselt: „Ich bin keine nachgeborene Generation“, 08.08.2010, https://deutsch.radio.cz/sudetensprecher-bernd-posselt-ich-bin-keine-nachgeborene-generation-8571337, letzter Aufruf: 25.08.2022
7 Otfrid Pustejovský: Die Neuerfindung der Sudetendeutschen, in: Der Ackermann, Heft 1, München 2012.
8 „Dass die Jugend weitgehend ohne Erfahrung ist, bedeutet für diese eine Minderung des Ballastes, eine Erleichterung des Weiterlebens.“ Karl Mannheim: Wissenssoziologie, Berlin 1964, S. 534.
9 http://www.sudetendeutsche-stiftung.de/Museum/museum.html, letzter Aufruf: 08.08.2012.
10 Mündliche Aussage von Franz Pany, Bundesvorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft, im Juli 2012.
11 Ebd.
12 http://www.sudetendeutsches-museum.de/download/Kurzfassung.pdf, letzter Aufruf: 13.08.2012.
13 http://www.radio.cz/de/rubrik/tagesecho/historikerin-kaiserova-steigt-bei-der-stiftung-flucht-vertreibung-versoehnung-aus und http://m.faz.net/frankfurter-allgemeine-zeitung/politik/tschechische-historikerin-verlaesst-vertreibungsstiftung-1956965.html, letzter Aufruf: 11.07.2012.
14 Vgl. Alena Wagnerová (Hg.): Helden der Hoffnung. Die anderen Deutschen aus den Sudeten, 1935–1989, Berlin 2008.

15 Der Bund der Vertriebenen gestand im Jahre 2012 nach der Veröffentlichung einer vom Institut für Zeitgeschichte in München erstellen Studie über die Verbandsgründer ein, dass ein Großteil der Funktionäre in das nationalsozialistische Regime verstrickt war, darunter der Sudetendeutsche Lodgman von Auen. Vgl. http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/bund-der-vertriebenen-viele-funktionaere-frueher-als-nazis-aktiv-11965583.html, letzter Aufruf: 19.10.2013.

16 Bei diesem Text handelt es sich um die überarbeitete Version eines Aufsatzes, der zuerst erschien in: Marita Krauss/Sarah Scholl-Schneider/Peter Fassl (Hg.): Erinnerungskultur und Lebensläufe, Vertriebene zwischen Bayern und Böhmen im 20. Jahrhundert – grenzüberschreitende Perspektiven, München 2013.

17 http://www.braunau-sudetenland.de/braunau/staedte/braunau2.htm, letzter Aufruf: 14.08.2012.

18 Heimatbrief für die Bezirke Plan-Weseritz und Tepl-Petschau, Landshut 2005, S. 44 ff.

19 Hugo Scholz: Ferdinand Porsche – ein großes Leben, Bergisch Gladbach 1974.

20 Matěj Spurný: Die Gesellschaft im Sudetenland nach 1945, in: Sarah Scholl-Schneider/Miroslav Schneider/Matěj Spurný/Marita Krauss (Hg.): Sudetengeschichten, Vertriebene – Alteingesessene – Neusiedler, Augsburg 2010, S. 93–112.

21 Matěj Spurný: Nejsou jako my, Česká společnost a menšiny v pohraničí (1945–1960), Praha 2011.

22 Jaroslav Rudiš/Jaromir 99: Alois Nebel, Dresden/Leipzig 2012.

23 Schriftliche Auskunft der Deutschen Botschaft in Prag, September 2011.

24 Hnutí Brontosaurus (Hg.): Lehrpfad Vinzenz Prießnitz, Führer, Jeseník 2006.

25 Tomáš Knopp: Předkládám na vědomí, Jeseník 2004, S. 249–281.

26 Museum Jeseník, Ausstellungsführer, Jeseník 2010.

27 Carl Ditters von Dittersdorf (1739–1799), in Wien geborener Geiger, Opern- und Instrumentalkomponist, versah den Dienst eines Forstmeisters bei Graf Philipp Gotthard Schaffgotsch, der als Bischof von Breslau auf Schloss Johannesberg (heute auf dem Gebiet der Stadt Javorník) residierte. Nach seiner Erhebung in den Adelsstand im Jahre 1773 wurde Dittersdorf Amtshauptmann von Freiwaldau/Jeseník. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er auf dem südböhmischen Schloss Rothlhotta/Červená Lhota. Vgl. Günther Birkner: „Ditters von Dittersdorf, Carl“, in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 1 f. [Onlinefassung]; URL: http://www.deutsche-biographie.de/pnd118679856.html, letzter Aufruf: 18.07.2012.

28 Der Ort liegt im heutigen Kreis Greiz.

29 Vgl. Ralf Gebel: „Heim ins Reich!“. Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland (1938–1945), München 1999, S. 133.

30 Vgl. Heike Amos: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990, München 2009, S. 32 ff.

31 Schriftliche Auskunft des Bundesamtes für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen Berlin vom 26.08.2011.

32 Josef Seliger (1870–1920), Textilarbeiter, Redakteur, Politiker, erster Vorsitzender der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (DSAP), 1907 bis 1918 Abgeordneter im österreichischen Reichsrat, 1918 bis 1919 stellvertretender Landeshauptmann von Deutschböhmen, 1920 sozialdemokratischer Abgeordneter der tschechoslowakischen Nationalversammlung. Vgl. Tobias Weger: „Volkstumskampf" ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen, 1945–1955, Frankfurt a. M. 2005, S. 626.

33 www.cssd.cz, letzter Aufruf: 14.08.2102.

34 Ludwig Czech (1870–1942): Jurist, Redakteur, Politiker, 1920 bis 1938 Vorsitzender der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, 1925 bis 1929 Abgeordneter der tschechoslowakischen Nationalversammlung, 1929 bis 1934 Minister für soziale Fürsorge, 1934 bis 1935 Minister für öffentliche Arbeiten, 1935 bis 1938 Minister für Gesundheit, 1942 Deportation in das KZ Theresienstadt. Vgl. Weger: „Volkstumskampf" (wie Anm. 32), S. 590.

35 Konrad Henlein (1898–1945): Turnlehrer und Politiker, 1928 Gründungsmitglied des Kameradschaftsbundes, ab 1931 Führer des Deutschen Turnverbandes, 1933 Gründer der Sudetendeutschen Heimatfront (ab 1935: Sudetendeutsche Partei), 1938 Gründer des Sudetendeutschen Freikorps, 1938 bis 1945 Leiter des Reichsgaus Sudetenland. Vgl. Weger: „Volkstumskampf" (wie Anm. 32), S. 599.

36 Wenzel Jaksch (1886–1966): Publizist und Politiker, 1929 bis 1939 sozialdemokratischer Abgeordneter der tschechoslowakischen Nationalversammlung, 1938 Vorsitzender der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (DSAP), 1939 bis 1949 Exil in England, 1950 bis 1953 Leiter des Landesamtes für Vertriebene in Hessen, ab 1951 Vorsitzender der Seliger-Gemeinde, 1953 bis 1966 SPD-Bundestagsabgeordneter, 1959 Vorsitzender der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 1964 bis 1966 Präsident des Bundes der Vertriebenen. Vgl. Weger: „Volkstumskampf" (wie Anm. 32), S. 602.

37 Detlev Brandes: Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938, München 2008, S. 182 ff.

38 Die Sudetendeutschen Sozialdemokraten – Von der DSAP zur Seliger-Gemeinde, Ausstellungskatalog, München 2009, S. 97.

39 Tobias Weger: „Volkstumskampf" ohne Ende?, Sudetendeutsche Organisationen, 1945–1955, Frankfurt a. M. 2008 (Taschenbuchausgabe), S. 218.

40 Die Sudetendeutschen Sozialdemokraten (wie Anm. 38), S. 89.

41 www.seliger-gemeinde.de/content/politik.htm, letzter Aufruf: 11.09.2012.

42 Ebd.

43 Mündliche Auskunft des Bundesvorsitzenden der Seliger-Gemeinde, Albrecht Schläger, im September 2010.

44 Die Brücke, Mitteilungsblatt der Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten, Nr. 28, München 2011.

45 Unterorganisation der Hitler-Jugend für Jungen zwischen 10 bis 14 Jahren, „Jungvolkjungen“ wurden umgangssprachlich *Pimpfe* genannt. Vgl. Kurt Schilde: Hitlerjugend, in: Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 2007, S. 563 ff.

46 Adrian von Arburg: Wer war ein deutscher Antifaschist?, in: Tomáš Okurka (Hg.): Vergessene Helden, Deutsche NS-Gegner in den böhmischen Ländern (Ausstellungskatalog), Ústí nad Labem 2008, S. 14.

47 David Kovařík: Ungerühmte Helden. Deutsche Antifaschisten nach 1945, in: ebd., S. 43.

48 Ebd., S. 48.

49 Ebd.

50 http://de.wikipedia.org/wiki/Sudetendeutsche_Landsmannschaft, letzter Aufruf: 20.11.2013.

51 http://www.sudeten.de/cms/?Die_Sudetendeutsche_Landsmannschaft:Flyer, letzter Aufruf: 11.07.2012. Die beiden anderen sogenannten Gesinnungsgemeinschaften sind die sozialdemokratische Seliger-Gemeinde und der rechts-konservative Witiko-Bund. Gesinnungsgemeinschaften sind ein Spezifikum der Sudetendeutschen, da sie in keiner anderen Vertriebenengruppierung zu finden sind.

52 Mündliche Auskunft von Matthias Dörr, Bundesgeschäftsführer der Ackermann-Gemeinde, September 2011.

53 Die mehrsprachigen Bezeichnungen für die einstige Grafschaft Glatz – tschechisch: Hrabství kladské, polnisch: Hrabstwo Kłodzkie – verweisen auf die wechselhafte Geschichte der Region. Im Mittelalter stritten polnische und böhmische Herrscher um das Gebiet, später ging es an die Habsburger, nach den Schlesischen Kriegen fiel es an Preußen, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es ein Teil von Polen.

54 Heute: Deutsche Jugend in Europa.

55 Raimund Paleczek: „Bleibt nicht auf den gepackten Koffern sitzen …“, in: Die Ackermann-Gemeinde, Integration und Dialog – sechs Jahrzehnte Friedensarbeit, München 2007, S. 18.

56 Martin Schulze Wessel: Konfession und Nation in den böhmischen Ländern, in: Walter Koschmal/Marek Nekula/Joachim Rogall, (Hg.): Deutsche und Tschechen, Geschichte-Kultur-Politik, Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 512, Bonn 2005, S. 180.

57 Weger: „Volkstumskampf“ (wie Anm. 39), S. 152.

58 Paleczek, 2007, S. 21.

59 Weger: „Volkstumskampf“ (wie Anm. 39), S. 171.
60 Mündliche Auskunft von Matthias Dörr (wie Anm. 52).
61 Sittliche Grundsätze zur Meisterung des Flüchtlingsschicksals (1948), in: Weg und Ziel, Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde 24, München 2004, S. 25.
62 Eichstätter Erklärung (1949), in: ebd., S. 58.
63 Ebd.
64 Ferdinand Seibt: Deutschland und die Tschechen, Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas, München 1993, S. 370.
65 Ebd., S. 365.
66 Erklärung der Hauptversammlung der Ackermann-Gemeinde zur aktuellen deutsch-tschechischen Diskussion vom 24. Juni 2001 in Ellwangen, in: Weg und Ziel, Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde 24, München 2004, S. 11.
67 Agenda 02 der Ackermann-Gemeinde, in: ebd., S. 9.
68 Die Aktion West-Ost ist ein Dachverband von vier katholischen Jugendverbänden, zu denen außer der Ackermann-Gemeinde auch die Adalbertus-Jugend, die Gemeinschaft Junges Ermland und die Junge Grafschaft gehören.
69 Mündliche Auskunft von JA-Geschäftsführerin Sandra Steinert im September 2011.
70 http://www.junge-aktion.de/87.html?&L=axsmwdde, letzter Aufruf: 11.07.2012.
71 Matthias Stickler: „Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch“, Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzung der deutschen Vertriebenenverbände 1949 bis 1972, Düsseldorf 2004, S. 320.
72 *ano* ist das tschechische Wort für *ja*.
73 Erklärung der Hauptversammlung (wie Anm. 66), S. 11.
74 Ebd., S. 12.
75 Deutsch-tschechische Erklärung über die gegenseitigen Beziehungen und deren künftige Entwicklung vom 21. Januar 1997, http://www.bundestag.de/kulturundgeschichte/geschichte/gastredner/havel/havel2.html, letzter Aufruf: 11.07.2012.
76 http://sdj-geschichte.de/Struktur/G-Gliederung/b-Region/ub-Bayern/vc-Ndb-Opf/Ndb-Opf-Bericht.htm, letzter Aufruf: 28.08.2013.
77 Es existiert kein eindeutiges Gründungsdatum. Der Prozess der Gründung begann 1949, er war 1950 abgeschlossen.
78 Hans Knapek: 60 Jahre Sudetendeutsche Jugend, in: Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft e. V. 1/2010, 60 Jahre Sudetendeutsche Jugend. Eine Dokumentation, München 2010, S. 23.
79 Ebd., S. 24.
80 Ebd., S. 25.
81 www.sdj-geschichte.de, letzter Aufruf: 06.08.2013.

82 Weger: „Volkstumskampf“ (wie Anm. 39), S. 300.

83 „Botschaft der Sudetendeutschen Jugend an die tschechische Jugend“ vom 6. Juni 1960, in: Fritz Peter Habel: Dokumente zur Sudetenfrage, München/Wien 1984, S. 338.

84 Rudolf Lodgman von Auen (1877–1962): Verwaltungsjurist und Politiker, 1911 Abgeordneter im Wiener Reichsrat. 1918/19 Landeshauptmann der nur kurze Zeit bestehenden autonomen Provinz Deutschböhmen. 1920 bis 1925 Abgeordneter und Vorsitzender der Deutschen Nationalpartei in der tschechoslowakischen Nationalversammlung. 1945 Flucht in die sowjetische Besatzungszone, 1947 Übersiedelung in die US-Zone, 1948 bis 1959 Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Vgl. Biografisches Lexikon zur Geschichte der Böhmischen Länder, Bd. II, München 1984; Weger: „Volkstumskampf“ (wie Anm. 32); http://www.bohemistik.de/bskizzen.html, letzter Aufruf: 16.04.2012.

85 Knapek, 2010, S. 25.

86 Mündliche Auskunft von Bernhard Goldhammer, stellvertretender Vorsitzender der SdJ, im Juli 2011.

87 Politische Erklärung zum 60-jährigen Bestehen der SdJ, in: Knapek: 60 Jahre (wie Anm. 78), S. 38.

88 United Nations Relief and Rehabilitation Administration.

89 Einige Angaben in diesem Absatz sind mit freundlicher Genehmigung des Autors dem Buch „Gesichter des Erzgebirges“ von Petr Mikšíček, Sokolov 2009, S. 273–286 entnommen.

90 Amos, 2009, S. 134.

91 40 Jahre Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der Tschechischen Republik, Prag 2009, S. 14.

92 Amos, 2009, S. 169.

93 http://www.radio.cz/de/rubrik/geschichte/60-jahre-deutschsprachige-publikationen-in-der-tschechoslowakei-von-aufbau-und-frieden-zur-prager-zeitung, letzter Aufruf: 14.08.2012.

94 Stefan Wolle: Die versäumte Revolte: Die DDR und das Jahr 1968, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2001, vgl. http://www.bpb.de/apuz/26246/die-versaeumte-revolte-die-ddr-und-das-jahr-1968?p=all, letzter Aufruf: 20.11.2013.

95 40 Jahre Kulturverband (wie Anm. 91), S. 20.

96 Ebd., S. 24.

97 Der Nachlass von Fritz Schalek (1913–2006) befindet sich im Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem.

98 Selbstauskunft des Kulturverbandes im September 2010.

99 Inzwischen ist das Büro der Landesversammlung an den Náměstí 14. Října 1278/1 umgezogen.

100 Walter Piverka: Die Situation der Deutschen in der Tschechoslowakei, in: Institutum Bohemicum, Kultur- und Bildungswerk der Ackermann-Gemeinde (Hg.): 60 Jahre Friedensarbeit, Sozialwerk der Ackermann-Gemeinde, München 2010, S. 68.

101 Tschechisches Statistik-Amt (ČSÚ), Vgl. http://scitani.cz/sldb2011/eng/redakce.nsf/i/tab_6_1_population_by_ethnicity_and_by_municipality_size_groups/$File/PVCR061_ENG.pdf, letzter Aufruf: 25.07.2012.

102 http://www.sudeten.de/cms/?Die_Sudetendeutsche_Landsmannschaft:Ziele, letzter Aufruf: 25.07.2012.

103 Vgl. Peter Wassertheurer: Flucht und Vertreibung von 160.000 Sudetendeutschen nach Österreich, Historische Entwicklung und Ursachen der Ereignisse im Sommer 1945, in: Stefan Karner/Michal Stehlik (Hg.): Österreich. Tschechien. Geteilt – getrennt – vereint, Beitragsband und Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 2009, Schallaburg 2009, S. 98 ff.

104 http://www.gmuend.at/system/web/sonderseite.aspx?menuonr=219142273&detailonr=219142273, letzter Aufruf: 25.07.2012.

105 Ebd.

106 Stickler, 2004, S. 165 (Fußnote 345).

107 Schriftliche Auskunft von SLÖ-Bundesobmann Gerhard Zeihsel im September 2011.

108 60 Jahre Vertreibung – 50 Jahre VLÖ (Festschrift), Wien 2004, S. 133.

109 Ebd., S. 26.

110 Ebd., S. 133.

111 Andreas Peham: Stellungnahme des DÖW im Auftrag der Kanzlei des österreichischen Bundespräsidenten, Wien 2004.

112 Ebd.

113 Arnold Suppan: Österreicher und Tschechen – Missgünstige Nachbarn?, in: Karner/Stehlik, 2009, S. 36–47.

114 Entschließung des ordentlichen Bundesjugendtages 2011 der Sudetendeutschen Jugend Österreichs, http://www.sdjoe.at/wDeutsch/aktuell/sonstige/entschliessung_2011.shtml, letzter Aufruf: 23.07.2012.

115 Ebd.

116 Schriftliche Auskunft von Hubert Rogelböck im Februar 2012.

117 Ebd.

118 Der Namensgeber ist Clemens (Klemens) Maria Hofbauer (1751–1820), in Taßwitz/Tasovice bei Znaim/Znojmo (Südmähren) aufgewachsen, 1785 zum Priester geweiht, Gegner der Aufklärung, Heiligsprechung 1909, Stadtpatron von Wien. Vgl. Bruno Steimer: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung, Freiburg, Basel, Wien, 2003, S. 318.

119 Schriftliche Auskunft von Landesobmann Ernst Waldstein-Wartenberg im Januar 2011.

120 Ebd.

121 Patrik-Paul Volf: Der Politische Flüchtling als Symbol der Zweiten Republik. Zur Asyl- und Flüchtlingsproblematik 1945, in: Zeitgeschichte, Heft 11–12/1995, hier: Demokratiezentrum Wien, www.demokratiezentrum.org, letzter Aufruf: 25.07.2012.

122 Interessengemeinschaft Volksdeutscher Heimatvertriebener (Hg.): Neue Heimat in Österreich, 20 Jahre Interessengemeinschaft Volksdeutscher Heimatvertriebener (IVH), Wien 1970, S. 14.

123 „Zur Gründung der Seliger-Gemeinde Österreich", Privatarchiv Leo Zahel jun.

124 Mündliche Auskunft von Leo Zahel jun. im Februar 2012.

125 Ebd.

126 Franz Longin: Die südmährische Volksgruppe in Vergangenheit und Gegenwart, in: Südmährischer Landschaftsrat (Hg.): Aus heimatlichem Erbe mit Mut in die Zukunft. Festschrift zum 35. Südmährer-Bundestreffen, Geislingen an der Steige 1983, S. 11–16/S. 14.

127 Walfried Blaschka: In herzlicher Verbundenheit. 50 Jahre Patenschaft Geislingen (Steige) – Südmähren, Geislingen an der Steige 2003, S. 34 f.

128 www.suedmaehren.de/images/stories/generationen/Flyer_JMG.pdf, letzter Aufruf: 20.07.2012.

129 Marita Krauss: Kurzfassung der Konzeption für das „Sudetendeutsche Museum", http://www.sudetendeutsches-museum.de/download/Kurzfassung.pdf, letzter Aufruf: 14.08.2012.

130 http://www.heimatverband-tetschen.de/chronik, letzter Aufruf: 14.08.2012.

131 Stand 2010, nach mündlicher Auskunft von Herwig Heisler.

132 Die Zitate von Otto Kreissl und die Angaben zu seiner Biografie in diesem Text sind mit freundlicher Genehmigung des Autors dem Buch von Petr Mikšíček: Gesichter des Erzgebirges, Sokolov 2009, S. 359–368, entnommen.

133 Ebd.

135 Die Deutsch-Tschechische Industrie- und Handelskammer hatte 2010 und 2011 in Tschechien ansässige Unternehmen mit hauptsächlich deutscher oder österrei-

chischer Beteiligung gefragt, welche Bedeutung sie deutschen Sprachkenntnissen ihrer Mitarbeiter beimessen, http://tschechien.ahk.de/fileadmin/ahk_tschechien/Presse/PM_2011/110629_PM_Deutsch_fuer_die_Karriere.pdf, letzter Aufruf: 12.05.2013.

136 „Sprache und Identität – Schaufenster Enkelgeneration". Ein sprachwissenschaftliches Projekt des Arbeitsschwerpunktes Förderung deutscher Minderheiten in der Tschechischen Republik der Sprachabteilung des Goethe-Instituts. Das Projekt wurde mit Mitteln des Programmes „Förderung deutscher Minderheiten in Mitteleuropa, Osteuropa und Zentralasien der deutschen Bundesregierung" des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland finanziert. Im Rahmen dieses Förderprogramms unterstützt das Goethe-Institut Initiativen und Projekte für die verbliebenen deutschen Minderheiten in diesen Ländern. Einen besonderen Schwerpunkt legt das Institut nach eigenen Angaben dabei auf die Pflege der deutschen Sprache und die Vermittlung eines lebendigen Deutschlandbildes. © Goethe-Institut, Prag 2013.

137 Die hier zitierten Aussagen sind den Videosequenzen des Internet-Projekts „Schaufenster Enkelgeneration/Jak to vidí třetí generace" entnommen, www.goethe.de/prag/enkelgeneration und www.goethe.de/praha/tretigenerace, letzter Aufruf: 14.05.2013.

138 Friedrich Goedeking: „Schaufenster Enkelgeneration", Prager Zeitung, 14.02.2013.

139 http://www.goethe.de/ins/cz/pra/lhr/dlp/enk/de10440444.htm, letzter Aufruf: 12.05.2013.

140 Edvard Beneš (1884 bis 1948): Politiker und Soziologe, enger Mitarbeiter des ersten tschechoslowakischen Präsidenten Tomáš Garrigue Masaryk, 1918 bis 1935 tschechoslowakischer Außenminister, 1935 bis 1948 (auch während des Exils in London von 1939 bis 1945) Staatspräsident. Vgl. Weger: „Volkstumskampf" (wie Anm. 32), S. 586.

141 Vgl. Detlev Brandes: Beneš-Dekrete (Dekrete des tschechoslowakischen Präsidenten) in: ders./Holm Sundhaussen/Stefan Troebst (Hg.): Lexikon der Vertreibungen, Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts, Wien 2010, S. 112–114.

142 http://www.bund-der-vertriebenen.de/derbdv/struktur-1.php3, letzter Aufruf: 21.11.2013.

143 Matthias Stickler: Bund der Vertriebenen (BdV). In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2012. URL: http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/54033.html (Stand 08.01.2013), letzter Aufruf: 21.11.2013.

144 http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/charta-der-heimatvertriebenen-ein-wahres-deutsches-wunder-11028332.html, letzter Aufruf: 16.10.2013.

145 http://www.welt.de/debatte/kommentare/article13523435/Die-Vertreibung-ist-vom-Holocaust-nicht-zu-trennen.html, letzter Aufruf: 16.10.2013.

146 Vgl. Marie-Luise Recker: Deutsche Arbeitsfront in: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 2007, S. 463–464.

147 Vgl. http://www.djo.de/cms/upload/downloads/Grundsatzpapier/djo-broschuere-leitfaden-web-1.pdf, letzter Aufruf: 10.01.2014.

148 Vgl. Andreas Luh: Der Deutsche Turnverband in der ersten Tschechoslowakischen Republik, München 1988, 447–457.

149 Vgl. Detlev Brandes: Münchner Abkommen, in: Brandes/Sundhausen/Troebst, 2010, S. 447–448.

150 Vgl. Marie-Luise Becker: NS-Volkswohlfahrt, in: Benz/Graml/Weiß, 2007, S. 678–679.

151 Vgl. Volker Zimmermann: Deutsche aus den böhmischen Ländern, in: Brandes/Sundhausen/Troebst, 2010, S. 133–136.

152 Vgl. http://www.sudeten.de/cms/?Die_Sudetendeutsche_Landsmannschaft:Gliederungen_der_SL und http://www.sudeten.de/cms/?Bundesversammlung:Wahlen, letzter Aufruf: 06.07.2012.

153 Vgl. K. Erik Franzen: Sudetendeutsche Landsmannschaft, in: Brandes/Sundhausen/Troebst, 2010, S. 627–629.

154 Vgl. Philipp Ther: Zentrum gegen Vertreibungen, in: ebd., S. 736–739; http://www.sfvv.de/de, letzter Aufruf: 28.11.2013; http://www.z-g-v.de/index1.html, letzter Aufruf: 28.11.2013.

Stationen tschechisch-deutschen Zusammenlebens

Jahr/Zeitraum	Ereignis
9. Jh.	• Prag wird Sitz der Přemysliden, der ältesten böhmischen Herrscherdynastie
11. Jh.	• deutsche Kaufleute in Prag • Bewohner aus den deutschsprachigen Gebieten kommen im Zuge der Christianisierung als Geistliche oder durch Eheverbindungen mit einheimischen Adligen ins Land, danach Besiedlung mit deutschsprachigen Bewohnern in mehreren Wellen
12. Jh.	• Privilegien von Herzog Soběslav II. an deutsche Bewohner von Prag, die nach eigenem Recht in Selbstverwaltung leben dürfen (Erneuerung eines hundert Jahre älteren Erlasses von Vratislav II.)
1212	• Länder der böhmischen Krone werden Königreich im Heiligen Römischen Reich
2. Hälfte 13. Jh.	• Verstärkte Anwerbung von Deutschen durch den Přemysliden-König Ottokar II.
1310	• Luxemburger erben den böhmischen Königsthron von den Přemysliden
1346	• Karl IV. wird böhmischer König (ab 1355 römisch-deutscher Kaiser)
1348	• Gründung der Prager Karls-Universität
1409	• Kuttenberger Dekret von König Wenzel IV. ändert die Verfassung der Karls-Universität/von da an Stimmenmehrheit für die böhmische (tschechisch sprechende) Universitätsnation/ Auszug deutschsprachiger Magister und Studenten
1419	• Beginn der Hussitenkriege zwischen böhmischer Reformationsbewegung und katholischer Kirche
1471	• Polnische Jagiellonen stellen den böhmischen König
1526	• Ferdinand von Habsburg wird böhmischer König
1618	• Beginn des Dreißigjährigen Krieges

1620	• Schlacht am Weißen Berg bei Prag, Sieg der Katholischen Liga und der Kaiserlichen Truppen über die Protestantische Union
1742	• Habsburg verliert nach dem „Erbfolgekrieg“ den größten Teil Schlesiens an Preußen
1782	• Joseph II. führt Deutsch als Amtssprache im Gebiet der Habsburger ein, sein ein Jahr zuvor erlassenes Toleranzpatent für Juden führt dazu, dass sich die jüdische Bevölkerung stärker der deutschen Sprache zuwendet
1813–1815	• Befreiungskriege gegen Napoleon/Deutsche und Tschechen in Böhmen demonstrieren gleichermaßen Patriotismus
1818	• Gründung des böhmischen Nationalmuseums in Prag
1848	• Slawen-Kongress und Pfingstaufstand in Prag/tschechische Nationalisten fordern unabhängigen Staat/Niederschlagung des Aufstands durch kaiserliche Truppen/zunehmender Nationalismus auf deutscher wie tschechischer Seite
1862	• Gründung der tschechischen Turnbewegung Sokol (Falke), die eine wichtige Rolle bei der Entwicklung eines tschechischen Nationalbewusstseins spielt
1867	• Doppelmonarchie Österreich-Ungarn
1871	• Tschechische Bemühungen um mehr Eigenständigkeit für Böhmen nach dem Vorbild Ungarns scheitern
1882	• Spaltung der Prager Karls-Universität in eine deutsche und eine tschechische Hochschule, 1784 war Deutsch anstelle von Latein Unterrichtssprache geworden, Tschechisch blieb in einigen Fächern ebenfalls zugelassen
1883	• Eröffnung des (tschechischen) Nationaltheaters in Prag
1888	• Eröffnung des Neuen Deutschen Theaters in Prag
1897	• Pläne des Ministerpräsidenten und Innenministers Kazimierz Graf Badeni für eine zweisprachige Amtsführung in der Doppelmonarchie scheitern unter anderem am Widerstand der Deutschen
1914–1918	• Erster Weltkrieg/Zerfall Österreich-Ungarns

1918	• Erste Tschechoslowakische Republik/Tomáš Garrigue Masaryk wird Präsident • Proklamation eines – nie realisierten – Staates Deutsch-Österreich in Wien mit Provinzen in Böhmen, Mähren und Schlesien
1919	• Unruhen nach von Sozialdemokraten organisierten Demonstrationen für Selbstbestimmung der Deutschen in Böhmen und Mähren mit mehreren Toten/Gründung des Deutschen Turnverbandes als Sammelbecken nationalistischer Kräfte und Ursprung der Sudetendeutschen Heimatfront
1926	• Erstes übernationales Kabinett unter Beteiligung deutscher Agrarier und Christsozialer/später stellen auch die deutschen Sozialdemokraten einen Minister
1929	• Weltwirtschaftskrise/Arbeitslosigkeit ist in den deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei wegen des hohen Anteils an Industrie deutlich höher als im übrigen Land
1933	• Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland/Gründung der Sudetendeutschen Heimatfront durch Konrad Henlein
1935	• Umbenennung der Sudetendeutschen Heimatfront in Sudetendeutsche Partei, die bei der Parlamentswahl im selben Jahr unter den deutschen Wählern die meisten Stimmen erhält • Edvard Beneš wird tschechoslowakischer Staatspräsident
1938	• Münchner Abkommen/Wehrmacht rückt in die Grenzgebiete der Tschechoslowakei ein/Verhaftung und Ermordung von Tschechen, Juden und Gegnern des Nationalsozialismus
1939	• Nazideutschland besetzt das übrige tschechische Staatsgebiet, das zum „Protektorat Böhmen und Mähren“ wird
1941	• Errichtung des Ghettos Theresienstadt
1942	• Attentat auf Reinhard Heydrich, Hitlers Statthalter in Prag/zur Vergeltung werden die Orte Lidice und Ležáky zerstört, die erwachsenen Bewohner getötet oder deportiert und die Kinder ebenfalls ermordet oder zur Adoption im Reichsgebiet freigegeben

1945	• Kriegsende/Wiedererrichtung der Tschechoslowakischen Republik/„wilde“ Vertreibung der Deutschen/erste Beneš-Dekrete
1946	• „Geordnete“ Vertreibung nach dem Potsdamer Abkommen/weitere „Beneš-Dekrete“/etwa drei Millionen Sudetendeutsche müssen das Land verlassen • Gründung der katholischen Ackermann-Gemeinde als erste selbstständige sudetendeutsche Vertriebenenorganisation in den Westzonen
1948	• Kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei
1949	• Gründung der Bundesrepublik und der DDR • Wiedererlangung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft für Deutsche auf Antrag möglich
1950	• Gründung der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL) in der Bundesrepublik/„Charta der Heimatvertriebenen“ • Gründung des rechts-konservativen Witiko-Bundes in der SL
1951	• Gründung der Seliger-Gemeinde in der Bundesrepublik als Nachfolgeorganisation der 1919 in der Tschechoslowakei entstandenen Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiter-Partei
1953	• Staatsbürgerschaft für alle Deutschen in der Tschechoslowakei
1957	• Gründung der Johannes-Mathesius-Gesellschaft, die aus der 1953 entstandenen Gemeinschaft Evangelischer Sudetendeutscher hervorgeht
1967	• Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen DDR und ČSSR, u. a. wird die Ungültigkeit des Münchner Abkommens erklärt
1968	• Prager Frühling/Niederschlagung durch Warschauer-Pakt-Truppen • Anerkennung der Deutschen in der Tschechoslowakei als Minderheit
1969	• Gründung des Kulturverbandes der Bürger deutscher Nationalität in der Tschechoslowakei

1973	• Deutsch-Tschechoslowakischer Vertrag zwischen der Bundesrepublik und der ČSSR erklärt ebenfalls das Münchner Abkommen für nichtig
1977	• Charta 77 protestiert gegen Menschenrechtsverletzungen in der Tschechoslowakei/Dissident Ján Mlynárik veröffentlicht unter dem Pseudonym Danubius seine Thesen über die Aussiedlung der tschechoslowakischen Deutschen
1985	• Einweihung des Sudetendeutschen Hauses in München
1989	• Samtene Revolution in der Tschechoslowakei und friedliche Revolution in der DDR
1992	• Deutsch-tschechoslowakischer Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit/Nichtigkeit des Münchner Abkommens wird bestätigt
1993	• Teilung der Tschechoslowakischen Föderativen Republik in die Tschechische und die Slowakische Republik
1997	• Deutsch-Tschechische Erklärung: Deutschland bedauert die Folgen der Naziherrschaft, Tschechien die Vertreibung der Deutschen • Einrichtung des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, der mit staatlichen Geldern Projekte in beiden Ländern fördert
1999	• Beitritt Tschechiens zur Nato
2001	• Deutsch-tschechisches Jugendforum
2003	• Sudetendeutsches Büro in Prag
2004	• EU-Beitritt Tschechiens
2006	• Gründung des Collegium Bohemicum mit dem Ziel, in Ústí nad Labem ein Museum der deutschsprachigen Bewohner der böhmischen Länder aufzubauen (2009 Grundsteinlegung für das Museum)
2012	• Beginn der Planung für den Bau eines Sudetendeutschen Museums in München/Kooperation mit dem Collegium Bohemicum

Literatur

Alexander, Manfred: Kleine Geschichte der böhmischen Länder, Stuttgart 2008.

Amos, Heike: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990, München 2009.

Benz, Wolfgang/Graml, Hermann/Weiß, Hermann (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 2007.

Brandes, Detlev: Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938, München 2008.

Brandes, Detlev: Der Weg zur Vertreibung 1938–1945, Pläne und Entscheidungen zum „Transfer" der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen, München 2001.

Brandes, Detlef/Sundhaussen, Holm/Troebst, Stefan (Hg.): Lexikon der Vertreibungen, Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts, Wien 2010.

Gebel, Ralf: „Heim ins Reich!". Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland (1938–1945), München 1999.

Habel, Fritz Peter: Dokumente zur Sudetenfrage, München/Wien 1984.

Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens, München 1997.

Karner, Stefan/Stehlik, Michal (Hg.): Österreich. Tschechien. Geteilt – getrennt – vereint, Beitragsband und Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 2009, Schallaburg 2009.

Koschmal, Walter/Nekula, Marek/Rogall, Joachim (Hg.): Deutsche und Tschechen, Bonn 2005.

Kossert, Andreas: „Kalte Heimat". Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008.

Luh, Andreas: Der Deutsche Turnverband in der ersten Tschechoslowakischen Republik, München 1988.

Mauritz, Markus: Tschechien, Regensburg 2002.

Mikšíček, Petr: „Gesichter des Erzgebirges", Sokolov 2009.

Scholl-Schneider, Sarah/Schneider, Miroslav/Spurný, Matěj/Krauss, Marita: Sudetengeschichten, Vertriebene – Alteingesessene – Neusiedler, Prag 2010.

Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen, München/Zürich 1997.

Stickler, Matthias: „Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch". Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzung der deutschen Vertriebenenverbände 1949 bis 1972, Düsseldorf 2004.

Wagnerová, Alena (Hg.): Helden der Hoffnung, Berlin 2008.

Weger, Tobias: „Volkstumskampf" ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen, 1945–1955, Frankfurt a. M. 2005.